

WENDEPUNKTE
DES MITTELALTERS

MARTIN KAUFHOLD

**WENDEPUNKTE
DES MITTELALTERS**

*Von der Kaiserkrönung Karls des Großen
bis zur Entdeckung Amerikas*



JAN THORBECKE VERLAG

Für Friederike

Zum 15. Jahrestag des 2.9.1989.

Still crazy after all these Years.

Inhalt

- 9 VORWORT
- 11 **Weihnachten 800: Die Kaiserkrönung Karls des Großen**
- 18 **911: Der Vertrag von St.-Clair-sur-Epte**
DIE NORMANNEN WERDEN IM FRÄNKISCHEN REICH SESSHAFT
- 23 **2. Februar 962: Die Kaiserkrönung Ottos des Großen**
- 29 **1049: Leo IX. zieht in Rom ein**
DER BEGINN DES REFORMPAPSTTUMS
- 35 **Mai 1085: Die Eroberung Toledos**
DIE SPANISCHE RECONQUISTA
- 41 **27. November 1095: In Clermont ruft Papst Urban II.
zum ersten Kreuzzug auf**
- 48 **1103: Die Errichtung des Erzbistums Lund**
DIE KIRCHLICHE EMANZIPATION DES NORDENS
- 54 **1113: Bernhard (von Clairvaux) tritt in den Zisterzienserorden ein**
- 60 **1117 /18: Die Affäre von Abaelard und Heloise**
DER EINZUG DER PSYCHOLOGISCHEN DIMENSION IN DAS SOZIALE LEBEN
- 67 **23. September 1122: Das Wormser Konkordat**
DAS ENDE DES INVESTITURSTREITES

- 74 **1140: Das Dekret Gratians**
DER SIEGESZUG DES KANONISCHEN (KIRCHLICHEN) RECHTS
- 80 **1144: Der Neubau des Chores von Saint-Denis**
DIE DISKUSSION UM DIE ANFÄNGE DER GOTISCHEN ARCHITEKTUR
- 86 **29. Dezember 1170: Die Ermordung Thomas Becketts**
- 93 **25. Juni 1183: Der Friede von Konstanz**
DIE SELBSTBEHAUPTUNG DER ITALIENISCHEN KOMMUNEN
- 99 **1209: Franz von Assisi trifft Papst Innozenz III.**
DIE ANFÄNGE DER BETTELORDEN
- 105 **27. Juli 1214: Der Sonntag von Bouvines**
DER TRIUMPH DES KAPETINGISCHEN KÖNIGTUMS
- 112 **Die 1220er Jahre: Die Anfänge der Inquisition im Languedoc**
- 119 **17. Juli 1245: Auf dem Konzil von Lyon setzt
Papst Innozenz IV. Kaiser Friedrich II. ab**
DER »TRIUMPH« DES PAPSTTUMS
- 124 **1252: Florenz prägt den ersten Goldflorin**
DER BEGINN EINES NEUEN WÄHRUNGSZEITALTERS
- 130 **1270er /1280er Jahre: Die Reisen Marco Polos**
EUROPÄISCHE ASIENKONTAKTE UND DER WANDEL DES WELTBILDES
- 137 **1284: Der Boykott der Hanse gegen Bergen/Norwegen**
NEUE HANDELSSTRUKTUREN IM NORDEN
- 144 **7. September 1303: Das Attentat von Anagni**
DIE POLITISCHEN GRENZEN DES PÄPSTLICHEN FÜHRUNGSANSPRUCHS
- 152 **26. August 1346: Die Schlacht bei Crécy**
EDWARDS III. ERFOLGREICHER WEG IN DEN HUNDERTJÄHRIGEN KRIEG
- 160 **1348: Die Pest kommt nach Europa**

- 168 **Ostersonntag 1355: Die Kaiserkrönung Karls IV.**
DAS ENDE DER KAISERLICHEN ITALIENPOLITIK
- 174 **20. September 1378: Der Ausbruch des großen abendländischen Schismas**
- 180 **Weihnachten 1414: König Siegmund trifft auf dem Konstanzer Konzil ein**
DIE ÜBERWINDUNG DES GROSSEN ABENDLÄNDISCHEN SCHISMAS
- 187 **Februar 1429: Jeanne d'Arc trifft auf Karl (VII.)**
DAS FRANZÖSISCHE KÖNIGTUM GEWINNT DIE INITIATIVE IM HUNDERTJÄHRIGEN KRIEG ZURÜCK
- 194 **1429–1452: Lorenzo Ghiberti fertigt die Paradiestüren für das Baptisterium**
DIE RENAISSANCE IN FLORENZ
- 201 **Um 1450: Johannes Gutenberg entwickelt den Buchdruck mit beweglichen Lettern zur Marktreife**
- 208 **12. Oktober 1492: Christoph Columbus erreicht Amerika**
- 215 QUELLEN UND LITERATUR

Vorwort

Von Zeit zu Zeit muß die Geschichtsschreibung einen Blick auf ihre traditionellen Themen werfen. Dabei zeigt sich, daß alte Geschichten immer spannend bleiben, wenn handelnde Menschen in ihrem Mittelpunkt stehen. Mit guten Gründen hat sich die Geschichtsforschung von den Schlachtfeldern zurückgezogen und untersucht die historischen Antriebskräfte in weniger spektakulären, aber langfristig bedeutenderen Lebensbereichen. Die Kritik der französischen Annales-Schule an der dramatischen Version menschlicher Geschichte hat eine nachhaltige Wirkung entfaltet.

Und doch läßt die Geschichte der Strukturen und langsamen Rhythmen eine bohrende Frage unbeantwortet: Welche Rolle spielen die Menschen in der Geschichte? Welches ist ihr Platz im historischen Geschehen und welchen Einfluß haben sie auf den Gang der Ereignisse? Das ist eine legitime Frage. Als Student habe ich die Werke der Annales-Schule mit großen Erwartungen gelesen, aber nicht immer mit Gewinn. Ich vermißte die handelnden Menschen und fühlte mich für diesen Mangel durch die anthropologischen Modelle nicht ausreichend entschädigt. Ein wenig Dramatik kann sehr belebend wirken. In diesem Buch geht es um Entscheidungssituationen. Die Entscheidungen wurden von Königen, Päpsten, einem Kaufmannssohn aus Assisi oder einer lothringischen Bauerntochter herbeigeführt. Hinter diesen persönlichen Entscheidungen können wir heute historische Kräfte erkennen, die den Handelnden kaum bewußt waren, die aber den Gang der Geschichte veränderten. Dabei war der Ausgang nicht vorherbestimmt. Es hätte in vielen Fällen auch anders kommen können – die historische Erfahrung benötigt von Zeit zu Zeit dieses belebende Element. Dieses Buch ist kein Bekenntnis zu einer Lesart der Geschichte, die Männern noch zutraute, den Gang der Geschichte zu bestimmen, aber es ist aus der Überzeugung hervorgegangen, daß die Historiker jeder Generation ein wenig Zeit mit den Klassikern verbringen sollten, um sie in ihrer Sprache neu zu erschließen. Auch das gehört zu unserer Aufgabe.

Dieses Buch ist ein Versuch. Die Auswahl der historischen Wendepunkte ist eine persönliche Auswahl, und sie ist nicht endgültig. Sie ist hervorgegangen aus Vorlesungen in Heidelberg und Augsburg, und aus den Beschränkungen dieser Vorlesungen erklärt sich auch der einheitliche Umfang der behandelten Ereignisse. Darin schlägt sich der Versuch nieder, alle angesprochenen Themen in jeweils einer Vorlesungsstunde zu behandeln. Die Breite eines solchen Themenspektrums kann ein Autor nicht durch eigene Forschungsarbeiten erschließen. Dieses Buch war nur möglich, weil ich Spezialliteratur zur Verfügung hatte, die mir den Zugang zu weitgehend unbekanntem Arbeitsfeldern an-

regend und kenntnisreich erschloß. Den Kolleginnen und Kollegen, die diese Studien verfaßt haben und die aufgrund der selbstgewählten Beschränkung der Bibliographie häufiger nicht genannt werden konnten, gilt mein Dank. Leserinnen und Leser, die entsprechende Themen weiter verfolgen möchten, werden sicher zu diesen Arbeiten gelangen. In diesem Überblick über ausgewählte Wendepunkte mittelalterlicher Geschichte geht es eher darum, Türen zu den Themen zu öffnen, als sie abschließend zu behandeln. Wenn das gelingt, hätte sich das Wagnis gelohnt.

Augsburg im März 2004

Die Kaiserkrönung Karls des Großen

Die Kaiserkrönung Karls des Großen in der Peterskirche belebte die römische Kaisertradition im Westen Europas neu. Sie markierte den Anspruch der fränkischen Herrscher auf die Führungsrolle in der Christenheit und war damit auch ein deutliches Zeichen für die Emanzipation des lateinischen Westens vom byzantinischen Osten. Die karolingische Kaiserpolitik ging einher mit dem Bemühen um eine Vereinheitlichung der christlichen Kultur des lateinischen Europa.

DATEN

496	Taufe des Frankenkönigs Chlodwig
751	Annahme des Königstitels durch den Karolinger Pippin den Jüngeren
768	Tod Pippins / Herrschaftsantritt Karls und Karlmanns
771	Tod Karlmanns / Alleinherrschaft Karls
772	Erster Zug Karls gegen die Sachsen
782	»Blutbad« von Verden an der Aller
Weihnachten 800	Kaiserkrönung Karls des Großen
802	Sächsische Bistumsgründungen
814	Tod Karls des Großen

Am 23. November des Jahres 800 traf der Frankenkönig Karl in Rom ein. Er wurde von Papst Leo III. ehrenvoll empfangen. Der Papst kam dem mächtigen König der Franken weit entgegen – 12 Meilen vor den Stadttoren erwartete er ihn, um ihn in die Stadt zu geleiten. An solchen Gesten ließ sich in einer Epoche, die auf symbolische Handlungen großen Wert legte, die hohe Wertschätzung Leos für Karl erkennen. Doch die feierliche Einholung war erst der Auftakt. Der eigentliche Höhepunkt von Karls Besuch fiel auf Weihnachten. Am Morgen des Weihnachtstages war Karl in den Petersdom gekommen, in die große Wallfahrtskirche vor den Toren der Stadt, die der Tradition nach über dem Apostelgrab erbaut worden war.

Karl war zu diesem Zeitpunkt etwa 52 Jahre alt, seit 32 Jahren war er König der Franken. Er hatte die Herrschaft zunächst gemeinsam mit seinem Bruder Karlmann ausgeübt, aber nach dessen Tod 771 war er alleiniger König der Franken geworden. Karl war ein großer, kräftiger Mann, mit einem Sinn für die Freuden des Lebens. Er hatte viel Zeit im Sattel verbracht, auf zahllosen Kriegszügen von Spanien bis Sachsen gekämpft, er war ein Krieger, und zumeist trat er in der einfachen leinenen Kleidung auf, die bei den Franken üblich war. Er liebte den Austausch mit den Menschen, die ihn umgaben. Karl war ein Mann, der sich für das Wissen seiner Zeit interessierte, und er war ein frommer Mann, der häufig die Gottesdienste besuchte. Als er sich an diesem Weihnachtsmorgen vom Gebet erhob, so berichten die Reichsannalen, die offiziöse Geschichtsschreibung der karolingischen Herrscher, da sei der Papst hinzugetreten und habe ihm eine Krone aufgesetzt, die die anderen Gottesdienstbesucher sogleich als eine Kaiserkrone erkannten, denn sie jubelten ihm als Kaiser zu, als *imperator* und *augustus*. So wurde Karl der Große an Weihnachten 800 zum Kaiser gekrönt.

Wenn man seinem Biographen Einhard glauben darf, der ihn gut kannte, und von dem auch die Angaben zu Karls Person stammen, so war Karl darüber nicht erfreut. Er habe vielmehr gesagt, daß er die Kirche nicht betreten hätte, hätte er die Absichten des Papstes vorher gekannt. Über diesen Satz ist in der Forschung viel nachgedacht worden. Wir müssen uns aber daran erinnern, daß eine solche Bescheidenheitsformel beim Amtsantritt der Kirchenmänner dieser Zeit üblich war. Das angetragene Amt wurde erst einmal zurückgewiesen und nur widerstrebend angenommen. Wir finden diese Reaktion seltener bei Königen, denn der Titel war in der Regel erblich, und so gab es eine gewisse familiäre Disposition, die man schon allein aus Familienrason verteidigte. Auf den Kaisertitel, den Karl am Weihnachtsfest des Jahres 800 erhielt, hatte der Frankenkönig aber keinen Erbanspruch. Hier war eine Bescheidenheitsformel durchaus angebracht, denn hier geschah etwas Neues, und wir sollten uns genauer ansehen, was eigentlich geschah.

Beginnen wir mit dem Vorgang selbst. Diese erste Kaiserkrönung in der Peterskirche erscheint bei genauerem Hinsehen zunächst einmal als ein ziemlich unspektakulärer Akt. Da setzte ein Papst, dem die Römer böse mitgespielt hatten, einem widerstrebenden Mann eine Krone auf. Der Papst hatte mächtige Gegner in der Stadt, er selber stammte nicht aus einer der großen römischen Adelsfamilien, die gewöhnlich den Papstthron besetzten, und so genoß er wenig Rückhalt. Nach einem Überfall der Römer sei er über die Alpen zu Karl gereist – oder habe Gesandte geschickt –, das ist nicht ganz klar, um den mächtigen Frankenkönig um Hilfe gegen seine römischen Feinde zu bitten. Diese warfen ihm vor, sein Amt mißbraucht zu haben. Aufgrund dieses päpstlichen Hilferufes sei Karl nach Rom gezogen, um die Angelegenheit zu klären. Durch einen sogenannten Reinigungseid konnte sich der Papst in den Augen Karls hinreichend entlasten, und so verblieb er im Amt. Die Kaiserkrone mochte der Papst als einen Dank für die Hilfe Karls angesehen haben. In dieser engen Perspektive wirkt der Vorgang nicht sehr eindrucksvoll, aber diese Sichtweise ist irreführend, denn die Kaiserkrönung war ein sehr nachhaltiges Ereignis. Ein Ereignis, das wir mit gutem Recht als

einen wichtigen Wendepunkt in der abendländischen Geschichte ansehen können, eine Wende hin zur Emanzipation Westeuropas von dem kulturell weit überlegenen, goldenen Byzanz. Dazu müssen wir den Blickwinkel etwas erweitern.

Der Titel, den Karl der Große an Weihnachten 800 annahm, war der klassische Kaisertitel der antiken römischen Tradition. Bei Karl wurde er allerdings an das christliche Herrscherverständnis und an die Realitäten des Frankenreichs angepaßt. Der neue Kaiser nannte sich *Karolus serenissimus augustus a Deo coronatus magnus, pacificus imperator, Romanorum gubernans Imperium, qui et per misericordiam Dei rex Francorum atque Langobardorum* – »Karl, allergnädigster, erhabener, von Gott gekrönter, großer friedebringender Kaiser, der das Römische Reich regiert und der durch Gottes Barmherzigkeit auch König der Franken und Langobarden ist.«

»Der das römische Reich regiert« – damit stellte sich Karl direkt in die Reihe der römischen Kaiser. Hier nahm der Westen eine antike Tradition wieder auf, allerdings entstand dadurch ein Problem. Denn es hatte zwar seit langem keinen Kaiser mehr in Rom gegeben, aber einen römischen Kaiser gab es durchaus. Der römische Kaiser hatte seinen Hof in Ostrom, in Byzanz oder Konstantinopel, das seit etwa 330 die Nachfolge Roms als Hauptstadt des Imperium Romanum wahrnahm. Der Namensgeber dieser Stadt war immerhin der Kaiser gewesen, der dem Christentum den Weg zur offiziellen Religion öffnete: Konstantin der Große. In Konstantinopel sah man sich als Hüter einer ungebrochenen Tradition römischer Kaiserherrschaft, auch wenn diese Herrschaft in ihrer Reichweite auf den Osten des alten römischen Reiches beschränkt war. Die Forschung nennt die Schwierigkeit, die aus dieser neuen Lage erwuchs, das »Zweikaiserproblem«. Dieses Problem erforderte ein gewisses diplomatisches Geschick von Karl und seinen Beratern, aber indem sie die Herausforderung annahmen, stellten sie das gewachsene Selbstbewußtsein einer neuen Macht in der europäischen Geschichte unter Beweis. Denn mit der Annahme des Kaisertitels im Abendland brachte Karl klar zum Ausdruck, daß er den byzantinischen Anspruch auf die Wahrnehmung des kaiserlichen Amtes im Westen Europas zurückwies. Karl beanspruchte die Aufgabe, den Schutz der Christenheit gewährleisten zu können, für sich und seine Nachfolger. Daß das Kaisertum dem Papst übergeordnet war, war im Grunde schon aus der konkreten Situation in Rom klar, der Papst hatte sich nur durch Karls Hilfe im Amt gehalten. Aber Karl zog in den Folgejahren auch wichtige Entscheidungen über Glaubensfragen an sich, und er vermochte die beanspruchte Position auszufüllen, soweit dies unter den sehr schwierigen Kommunikations- und Verkehrsbedingungen dieser Zeit möglich war. Die Kaiserkrönung war kein beiläufiges Ereignis gewesen, sondern sie war authentischer Ausdruck der fränkischen Erfolge in dieser Epoche.

Die Franken waren als Volk aus zahlreichen kleinen ethnischen Gruppierungen in Gallien hervorgegangen, die im römischen Reich als Hilfstruppen organisiert waren, und aus deren Führungsschicht im 5. Jahrhundert eine Königsdynastie hervorgegangen war, die sogenannten Merowinger. Sie hatten um das Jahr 500 das Christentum angenommen. In den kommenden ca. 250 Jahren regierten die Merowinger ihr Königreich auf der Grundlage der antiken Verwaltungsstrukturen in Gallien. Seit der Mitte des

7. Jahrhunderts begann ihr Stern zu sinken, und der Aufstieg einer anderen Familie, der Karolinger, begann. Lange Zeit führten die Karolinger die Geschäfte als *Hausmeier* und hatten die eigentliche Regierungsmacht inne, aber sie überließen den Merowingern den Königstitel. Das änderte sich unter Pippin dem Jüngeren, dem Vater Karls des Großen. Er beließ es nicht bei der faktischen Machtstellung, sondern er entmachtete den letzten Merowingerkönig, und nahm 751 selbst den Königstitel an. Da ihm die archaisch-magische Legitimation der Merowinger, das Geblütsrecht der Königsdynastie, fehlte, stellte er sein Königtum auf die Basis eines engen Bündnisses mit dem Papst. Bevor er den Königstitel annahm, hatte Pippin in Rom beim Papst angefragt, ob es gut sei, daß diejenigen den Königstitel trügen, die keine Macht hätten, oder ob es nicht vorzuziehen sei, daß diejenigen den Königstitel tragen sollten, die tatsächlich herrschten. Der Papst gab in seiner Antwort dem handlungsfähigen König den Vorzug. Dabei mochte eine Rolle gespielt haben, daß er in Italien Hilfe benötigte. Die Langobarden setzten ihm zu und er hoffte auf die Unterstützung der Franken unter karolingischer Führung. Er erhielt sie. Zweimal zog Pippin in den 750er Jahren über die Alpen, um die Langobarden in die Schranken zu weisen. 768 starb Pippin, und sein Sohn Karl folgte ihm auf den Thron, zunächst noch zusammen mit seinem Bruder Karlmann. Da Karlmann schon 771 starb, blieb den beiden ein längerer Streit um die Herrschaft erspart. Seit 771 regierte Karl das Frankenreich allein. Und er ging energisch daran, es zu vergrößern. Ständig führte er Kriege. Er zog über die Pyrenäen bis in das arabische Spanien – wo er nicht erfolgreich war –, er zog über die Alpen nach Italien, wo er den Papst aufsuchte und schließlich die Hauptstadt der Langobarden Pavia einnahm. Seit 774 führte Karl den Titel *rex Francorum et Langobardorum* – »König der Franken und Langobarden.«

In diesen Jahren begann er auch mit einer Eroberungskampagne, die ihn über Jahrzehnte beschäftigen sollte, denn die Gegner waren hartnäckig. Die Rede ist von den Sachsen. Sie waren Heiden und lebten in kleinen Stammesformationen an der nordöstlichen Grenze des Frankenreiches. 772 zog Karl erstmals gegen die Sachsen, und er ließ bei dieser Gelegenheit eines ihrer Heiligtümer, die sogenannte »Irmisul«, eine mächtige Säule, Stütze des heidnischen Himmels, zerstören. Wirklich bekehren konnte er die Sachsen nicht. Damals christianisierte man einen Volksstamm in der Regel, indem man den Anführer oder die Führungsschicht zur Taufe bewegte. Doch hatten die Sachsen keine hierarchische Herrschaftsstruktur. So gelang es Karl zwar, im sächsischen Stammesgebiet Herrschaftszentren zu errichten, doch die dauerhafte Befriedung der Sachsen gelang ihm nicht. Tatsächlich nutzten die Sachsen in den kommenden Jahren immer wieder die Krisen oder Schwächen von Karls Herrschaft, um ältere Niederlagen zu rächen und die Franken zu attackieren. 782 kam es schließlich zu dem berühmten Blutbad von Verden an der Aller. Karl ließ eine größere Zahl sächsischer Gefangener hinrichten und erließ ein drakonisches Besatzungsstatut. Karls Berater Alkuin warnte ihn, daß man das Christentum nicht mit Gewalt einführen könne, doch hörte Karl zunächst nicht auf ihn. In den 80er und 90er Jahren kämpfte Karl immer wieder im Südosten seines Reiches, er entmachtete den letzten Bayernherzog Tassilo III.



KARL DER GROSSE. SPÄTERE DARSTELLUNG AUS DEM 12. JAHRHUNDERT AUF DER
STIRNSEITE DES AACHENER KARLSSCHREINS.

und zog gegen die Awaren, aber die Sachsen waren immer noch nicht besiegt. Endgültig integriert wurden sie im Grunde erst kurz nach 800, als in Münster, Osnabrück, Paderborn, Bremen und Minden eigene Bistümer entstanden, die das vormalige heidnische Sachsen nun in die fränkische Reichskirche einbezogen. Es war ein langer Prozeß gewesen, an den wir uns erinnern sollten, wenn wir anlässlich der Kaiserkrönung Ottos I. zu den Sachsen zurückkehren. Im Jahr 800 hatte Karls Reich eine eindrucksvolle Ausdehnung erreicht, und an seinem Hofe war man sich dieser Stellung durchaus bewußt. Alkuin schrieb im Jahr vor der Kaiserkrönung an Karl: »Auf Dir allein beruht das ganze Wohl der Kirchen Christi«. Ausdrücklich stellte er Karl dabei über den Papst und über den oströmischen Kaiser. Im Grunde ging es nun darum, die tatsächliche Stellung, die Karl in der Christenheit erlangt hatte, durch den entsprechenden Titel abzurunden. Dies war ein ähnlicher Vorgang, wie es die Übernahme des fränkischen Königstitels 50 Jahre zuvor gewesen war, und auch diesmal kam dem Papst und damit der Kirche eine wichtige Rolle zu.

Auch das päpstliche Selbstbewußtsein hatte in der Allianz mit den Karolingern zugezogen, und seit der Mitte des 8. Jahrhunderts waren die Päpste daran gegangen, die neu gewonnenen Freiräume in Rom zu einer Reorganisation des Kirchengutes zu nutzen. Mit karolingischer Hilfe erlebte die römische Kirche eine Erneuerung. So wurde die Kaiserkrönung zum Ausdruck einer Emanzipation des bislang zweitrangigen europäischen Westens.

Natürlich war der Kaisertitel ein Anspruch, der sich unter den Bedingungen des frühen 9. Jahrhunderts nur schwer durchsetzen ließ. Karls Reich, das er zumeist von Aachen aus regierte, hatte eine enorme Größe, und die Herrschaftsstrukturen waren schwach. So zog Karl umher und nahm dabei Quartier in den sogenannten Pfalzen – dies waren häufig ausgebaute Klöster oder Kirchenanlagen. Er versuchte, mit Hilfe von Grafen zu regieren, die ihr Amt in seinem Auftrag ausübten. Eine wichtige Quellengattung dieser Zeit entstand als Folge dieser Regierungsweise, die sogenannten Kapitularien. Dies waren normierende Erlasse, die in thematische Kapitel (*capitula*) gegliedert waren. Eine einheitliche Politik gelang auf diese Weise nicht und konnte auch nicht gelingen. Aber es war ein wichtiger Schritt. Der nachhaltigste Effekt dieser Bemühungen war vielleicht, daß Karls Regierung einen Impuls zu einer einheitlichen christlichen Herrschaftskonzeption gab. Wir sprechen von der sogenannten »karolingischen Renaissance« und meinen damit das erkennbare Bemühen dieser Zeit um einen verbindlichen Bildungskanon. Es war ein bescheidener Kanon. Karl formulierte die Erwartungen an das christliche Grundwissen seiner Zeit in seiner berühmten »Allgemeinen Ermahnung«, der *Admonitio Generalis*. Jeder Christ solle das Vaterunser und das Glaubensbekenntnis kennen. Wichtig aber war, daß in der karolingischen Renaissance so etwas wie eine gemeinsame Grundlage einer christlichen Schriftkultur des Westens gelegt wurde. Man verständigte sich erst einmal über die verbindliche Form und den verbindlichen Wortlaut der gemeinsamen Texte, auf denen die lateinische christliche Kultur aufbaute. Das war in einer regional geprägten Welt mit wenigen Zentren der Schriftlichkeit (Klöstern) keine Selbstverständlichkeit. Vieles blieb bis zu Karls Tod 814

unvollendet. Auch sein großes Reich hatte keinen Bestand, sondern wurde unter seinen Erben schließlich aufgeteilt. Aber seine Kaiserkrönung war der augenfällige Beleg dafür, daß der Westen Europas auf der historischen Bühne nun eine zentrale Rolle beanspruchte.

Der Vertrag von St.-Clair-sur-Epte

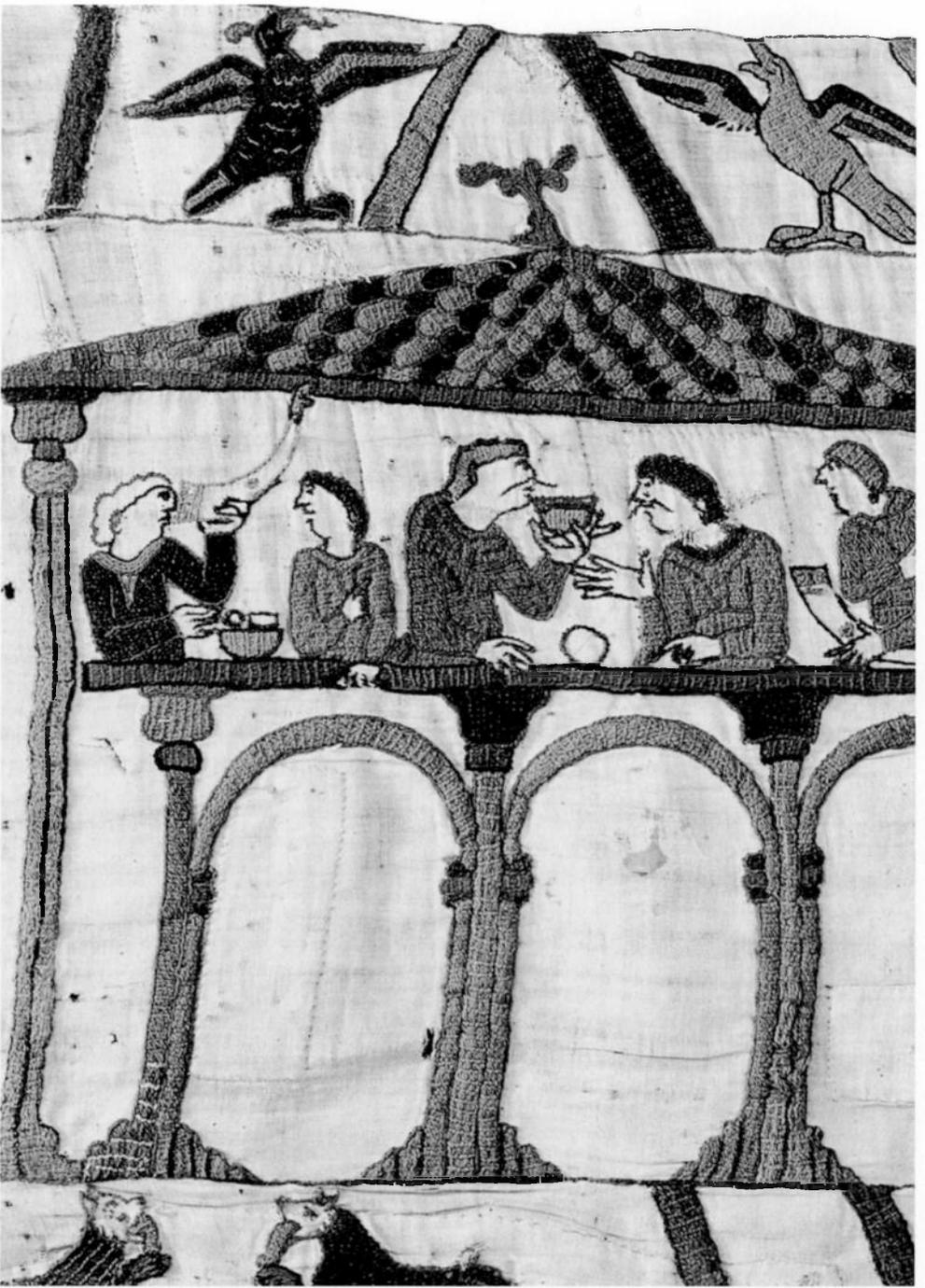
DIE NORMANNEN WERDEN IM FRÄNKISCHEN REICH SESSHAFT

Der Vertrag von St.-Clair-sur-Epte bezeichnet den legendenhaften Niederschlag eines tatsächlichen historischen Wandels – der ersten erfolgreichen Ansiedlung der heidnischen Normannen im fränkischen Reich. Er markiert damit den Beginn eines Assimilations- und Integrationsvorgangs, der mehr als ein Jahrhundert dauerte, der aber bis zur Mitte des 11. Jahrhunderts die Normandie zu einem christlichen Herzogtum machte, von dem nun dynamische Impulse für die weitere Geschichte Nord- und Südeuropas ausgingen (Eroberung Süditaliens und Englands).

DATEN

793	Normannischer Überfall auf das Kloster Lindisfarne
840	Tod Kaiser Ludwigs des Frommen
841	Normannischer Überfall auf Rouen
845	Normannische Überfälle auf Paris und Hamburg
860er Jahre	Die Zeit der normannischen <i>Great Army</i>
870–930	Besiedlung Islands (Landnahmezeit)
Juli 911	Schlacht bei Chartres – Sieg Karls des Einfältigen über die Normannen
911	Vertrag von St.-Clair-sur-Epte
918	Charakterisierung der Landverleihung im Bereich der späteren Normandie als Vorgang <i>pro tutela regni</i> (»zum Schutz des Königreichs«)
Weihnachten 1130	Normannisches Königreich Sizilien

Im Norden Frankreichs, an einem Platz mit Namen St.-Clair – etwa auf halbem Weg zwischen Rouen und Paris –, standen sich an einem unbekanntem Tag des Jahres 911 zwei Heere gegenüber, nur getrennt durch den kleinen Fluß Epte (das Jahresdatum ist nicht ganz sicher, aber es darf als hinreichend plausibel gelten). Das eine Heer bestand aus Franken,



NORMANNEN IN DER DARSTELLUNG AUF DEM TEPPICH VON BAYEUX (NACH 1066),
FRIEDLICH BEIM ESSEN UND TRINKEN.

angeführt durch König Karl *den Einfältigen* – einen Nachfahren Kaiser Karls des Großen – und durch einen Grafen oder Herzog Robert. Auf der anderen Seite standen die Nordmänner, die Normannen oder Wikinger, unter ihrem Anführer Rollo. Die Franken waren Christen, und dies war ihr Land. Die Nordmänner waren Heiden. Sie waren Invasoren, die über mehrere Stationen aus ihrer Heimat Dänemark hierher an die Küste des Frankenreiches gekommen waren, um einen Platz zum Leben zu finden. Das war nicht unbedingt ein friedlicher Vorgang, denn die Männer um Rollo hatten das Land der Franken mit Feuer und Schwert heimgesucht. Nun stand man sich gegenüber. Aber es ging nicht um einen Kampf, sondern um eine friedliche Lösung.

Dazu bezeugten sich die Anführer beider Seiten wechselseitig ihren Respekt, und dann legte der Normanne Rollo seine Hände zwischen die Hände des Königs; dies war eine Geste, die keiner seiner Vorfahren gegenüber irgendeinem Machthaber je gezeigt hatte. Es war eine Demutsgeste, die dem Frankenkönig die friedlichen Absichten der Normannen, und mehr noch, ihre künftige Treue garantieren sollte. Der König gab Rollo im Gegenzug seine Tochter zur Frau und das Land bis zum Meer, ohne daß die genauen Grenzen klar wären. Dann verlangte der König noch den Fußkuß. Doch Rollo weigerte sich. Die Franken verlangten diese Geste der Unterordnung, und so befahl Rollo einem seiner Männer, den Fuß des Königs zu küssen. Dieser nahm den Fuß des Königs und führte ihn an seine Lippen. Allerdings stand der Normanne dabei aufrecht, so daß der König flach auf den Rücken fiel und es erhob sich ein großes Gelächter. Dann nahm Rollo den christlichen Glauben an, und man versicherte einander friedliche Absichten für die Zukunft.

Dieser Vorgang ist als der Vertrag von St.-Clair-sur-Epte in die Geschichte eingegangen. Die Normannen siedelten im fränkischen Reich, erkannten den König an und gelobten ihm Treue. Das bedeutete auch, daß sie dem König künftig gegen seine Feinde beistehen würden. Es war die Geburtsstunde der Normandie, ein erster Schritt zur Selbsthaftwerdung der Wikinger auf dem Festland. Allerdings ist es ein sehr legendenhafter Vorgang, allein bezeugt durch den Chronisten Dudo, etwa 100 Jahre nach dem Ereignis. Über den historischen Gehalt dieser Erzählung hat es manchen Streit gegeben.

Tatsächlich hat sich der Chronist Dudo von St. Quentin in vielen anderen Punkten als sehr unzuverlässig erwiesen. Er kannte die Geschichte von St.-Clair-sur-Epte nur aus Erzählungen, und manche Zweifel am berichteten Hergang dürften angebracht sein. Aber hier geht es nicht um Detailfragen, und in der größeren Perspektive werden entscheidende Punkte des Geschehens deutlich. Der Versuch, die heidnischen Normannen, deren Überfälle immer wieder Furcht und Schrecken verbreitet hatten, durch Taufe und Ansiedlung zu befrieden, war kein Einzelfall, sondern fügt sich in die Geschichte des Frankenreichs dieser Epoche sinnvoll ein. Doch beginnen wir am Anfang.

Im Jahr 793 wurde das berühmte Kloster Lindisfarne an der Ostküste Englands von heidnischen Wikingern überfallen. Dies ist der erste Quellenbeleg für die Geschichte der Wikingerüberfälle, die die Küsten der westeuropäischen Königreiche im 9. Jahrhundert heimsuchen sollten. Um die Mitte des Jahrhunderts, in den 840er Jahren, waren die Zeichen nicht mehr zu übersehen. 841 überfielen die Normannen Rouen, 845 Paris. Im selben Jahr belagerten und zerstörten sie Hamburg, von wo aus die fränkische Kirche die ersten vorsichti-

gen Versuche unternommen hatte, den skandinavischen Norden zu missionieren. Diese Überfälle folgten zunächst noch einem *hit-and-run*-Muster. Die Normannen erschienen mit ihren schnellen, wendigen Schiffen, überfielen Klöster und Orte an der Küste und verschwanden wieder. Doch das änderte sich allmählich. Paris lag nicht an der Küste. Um nach Paris zu gelangen, hatten die Wikinger ihre Schiffe die Seine hinaufgezogen und gerudert. Das dauerte seine Zeit, und so gibt es aus den 50er Jahren des 9. Jahrhunderts die ersten Belege für Winterquartiere der Wikinger, die im Frankenreich blieben. Sie wurden zu einer häufigeren Erscheinung, und wir müssen uns klar machen, daß auch die ängstlichsten Franken irgendwann mit dieser Gefahr vertraut waren. Die Wikinger mochten anfangs von einer Überraschungsstrategie profitiert haben, aber das galt nicht mehr, wenn sie lange Strecken durch das Frankenreich entlang der Flüsse zurücklegten. Und so sind die Wikingerüberfälle, die in den 830er Jahren zahlreicher werden und bis zum Ende des Jahrhunderts fortauern, auch ein Hinweis auf die Schwäche des Frankenreiches.

In der Tat erlebte das Frankenreich seit den 30er Jahren eine schwere Herrschaftskrise. Im Jahr 840 starb Kaiser Ludwig der Fromme, der Sohn Karls des Großen. Unter seinen Söhnen waren die Rivalitäten schon zu seinen Lebzeiten offen ausgebrochen, und nach seinem Tod gingen die Kämpfe weiter. Der Kampf um die Herrschaft im Frankenreich begann erst, und er sollte viele Jahrzehnte dauern. Dadurch trafen die Wikinger zum einen auf weniger Widerstand und zum anderen eröffnete sich ihnen ein großes Betätigungsfeld, denn in den langen Herrschaftskämpfen suchten alle Seiten immer wieder nach Verbündeten, und schließlich gab es auch Allianzen mit den heidnischen Wikingern. In den ersten Jahrzehnten spielte die Frage einer möglichen Taufe zur Befriedung der Wikinger noch keine Rolle. Auf die frühen Überfälle der 830er bis 850er Jahre folgten seit den 60er Jahren größere und organisierte Militärzüge der Nordmänner. Die englische Forschung spricht in Anlehnung an einen Quellenbegriff von der *Great Army*. Die Angehörigen dieser großen skandinavischen Armee siedelten sich in England an. Tatsächlich begann in den 60er Jahren des 9. Jahrhunderts auch die Besiedlung Islands. Die Jahre zwischen 870 und 930 heißen in der isländischen Geschichte die *Landnahmezeit*. Norwegische Siedler aus dem Mutterland und aus Irland, wo sie zwischenzeitlich heimisch geworden waren, segelten nach Island und erschlossen die große Insel.

Erst ab 900 nahm die Frage einer Taufe der Normannen einen wichtigeren Platz in den Überlegungen der Franken ein. Dabei zeigte sich, daß diese Taufe ein schwieriges Problem war, denn sie war auf Dauer nur wirksam, wenn die Getauften nach der Taufe nicht mehr in ihren alten Lebensrhythmus zurückkehrten, der noch immer von heidnischen Riten geprägt war. Die missionierenden Geistlichen machten viele frustrierende Erfahrungen. Es gab Taufen, die keine oder nur sehr kurzfristige Wirkungen zeigten, es gab auch rein taktische Taufen, mit denen die heidnischen Normannen eine formale Erfordernis erfüllten, sich aber bei der ersten Gelegenheit wieder zu ihren alten Überzeugungen bekannten. Der Vertrag von St.-Clair-sur-Epte fällt in diese frühe Phase der Integrationsversuche durch Taufe und Ansiedlung. Ähnliche Versuche gab es auch an der Loiremündung und in Friesland. Doch schlugen alle anderen Versuche fehl. Allein die Ansiedlung in der Normandie erwies sich als dauerhaft. Dabei ist die Frage, wie lange diese neuen Bewohner des Frankenreiches brauchten, um zu

verlässlichen Christen zu werden, nicht geklärt. Die Schätzungen reichen von einer schnellen Integration und Assimilation innerhalb einer Generation hin zur Erwartung eines Vorgangs von etwa drei Generationen Dauer – ca. 120 Jahre. Letztlich wird man die Akkulturation und Assimilation der Normannen in der Normandie im größeren Rahmen der Christianisierung Skandinaviens sehen müssen. Diese Christianisierung machte um das Jahr 1000 deutliche Fortschritte und im Verlauf des 11. Jahrhunderts erreichte sie zumindest ein solches Stadium, daß das Christentum in den Königreichen Dänemark, Schweden, Norwegen und auf Island über eigene kirchliche Strukturen verfügte. Selbst hartnäckigen Heiden in der Normandie kam auf diese Weise eine geistige Heimat abhanden. Im 11. Jahrhundert war die Normandie dann ein christliches Herzogtum.

Tatsächlich können wir nicht mehr wirklich rekonstruieren, ob es im Jahre 911 ein Zusammentreffen der Normannen und der Franken in St.-Clair-sur-Epte gab, oder ob es sich um eine Legende handelt. Aber bei aller Lückenhaftigkeit unserer Kenntnis – die im wesentlichen davon abhängt, wie weit man dem Chronisten Dudo traut –, erscheint der größere Zusammenhang doch klar. In diesen frühen Jahren des 10. Jahrhunderts siedelten sich umherziehende Normannen im Nordwesten des Frankenreiches an, und sie wurden in gewisser Weise in dieses Frankenreich eingebunden. Denn eine königliche Urkunde des Jahres 918 spricht davon, daß die Normannen diese Gebiete »zum Schutze des Königreiches« – *pro tutela regni* – erhalten hätten. Damit erhalten wir auch eine ungefähre Datierung des Vorgangs, der sich vor 918 ereignet haben muß. Als ein weiteres Datum zur Eingrenzung eignet sich eine Schlacht bei Chartres, in der Karl *der Einfältige* die Normannen besiegte. Das war im Juli 911. Es spricht einiges dafür, daß die Ansiedlung der Normannen, die Taufe ihres Anführers und ihre Anerkennung des fränkischen Königs eine Folge dieser Niederlage im Juli 911 war. Das Gesamtbild erscheint plausibel.

So können wir den Vertrag von St.-Clair-sur-Epte als einen Wendepunkt in der Beziehung der heidnischen Nordmänner zum christlichen Westeuropa sehen. Die Wikinger wurden ein Teil des westeuropäischen Kulturbereichs und übernahmen dessen Werte. Sie taten das so nachhaltig, daß sie etwa 150 Jahre nach dem Vertrag von St.-Clair-sur-Epte als nunmehr christliche Krieger auszogen, um im Norden England und im Mittelmeer Süditalien zu erobern. Im Süden Italiens entstand seit der Mitte des 11. Jahrhunderts ein wachsender normannischer Machtbereich. Auf dem Weg in das heilige Land fanden die christianisierten, aber noch immer kampfeslustigen Normannen in den unruhigen Verhältnissen Süditaliens ein reiches Betätigungsfeld. Sie verdingten sich zunächst als Söldner, doch unternahmen sie ihre Eroberungen seit der Mitte des 11. Jahrhunderts zunehmend in eigener Regie. Schritt für Schritt gewannen sie zunächst den Süden der italienischen Halbinsel und schließlich auch die Insel Sizilien, wo an Weihnachten 1130 ein Normanne zum König des neugeschaffenen Königreichs Sizilien gekrönt wurde. So entstand das Königreich, das später die schwäbischen Staufer erben sollten. Am Anfang dieser Entwicklung standen die heidnischen Eroberungszüge der Nordmänner, die dann in der Normandie zu christlichen Rittern wurden. Man kann darin eine frühmittelalterliche Integrationsgeschichte sehen. Sie entwickelte sich über mehrere Generationen, aber schließlich erwiesen sich die Integrierten als eine dynamische Kraft jener Kultur, der sie ursprünglich so fremd gegenübergestanden hatten.

2. FEBRUAR 962

Die Kaiserkrönung Ottos des Großen

Die Kaiserkrönung Ottos I. am 2. Februar 962 begründet die Italienbindung des entstehenden römisch – deutschen Königtums und damit eine eigentümliche Ausrichtung dieser Königsherrschaft. Das mittelalterliche Königtum in Deutschland blieb ein römisches Königtum und wurde damit im Unterschied zum französischen und englischen Königtum am Ende des Mittelalters nicht zu einem Faktor nationaler Integration.

DATEN

919	Königswahl und Krönung Heinrichs I. im Ostfrankenreich
936	Krönung Ottos I.
950	Tod Lothars, des Königs von Italien
10. 8. 955	Schlacht auf dem Lechfeld, Sieg Ottos I. über die Ungarn
2. 2. 962	Kaiserkrönung Ottos und Adelheids in Rom

Am 31. Januar 962 traf Otto I., König des Ostfrankenreiches, gemeinsam mit seiner Frau Adelheid auf dem Monte Mario vor den Toren Roms ein. Otto war ein Sachse, ein Mann aus einer vornehmen Familie des Stammes, den Karl der Große in jahrzehntelangen Kämpfen zum Christentum bekehrt hatte. Nun, gut 160 Jahre später, kam ein König aus Sachsen nach Rom, um dort aus der Hand des Papstes die Kaiserkrone zu empfangen und damit eine Tradition fortzuführen, die Karl nach Westeuropa zurückgeholt hatte. Otto war 50 Jahre alt, seine Frau Adelheid etwa 20 Jahre jünger. Sie stammte aus der Familie der Könige von Burgund und war seit etwa zehn Jahren mit Otto verheiratet. Beide hatten einen Sohn, Otto II., sechs Jahre alt, der noch vor ihrem Aufbruch nach Italien in Aachen zum König gekrönt worden war – man wußte nie, was auf einer so langen Reise passieren konnte, und es galt, die Herrschaft der Familie zu sichern. Der Anblick Roms vom Monte Mario aus gesehen hatte sich verändert, seit Karl der Große hier zu seiner Kaiserkrönung eingezogen war. Damals hatte St. Peter außerhalb der Stadt gelegen, in einem relativ ungeschützten Bezirk. Nun war dieser Bezirk, der die Engelsburg und St. Peter einschloß und der der Stadt Rom gegenüberlag, von einer starken Mauer umgeben, der sogenannten

leoninischen Mauer. Papst Leo IV. hatte sie zwischen 847 und 853 bauen lassen, um Schutz vor Überfällen zu erlangen – Überfälle der Normannen und vor allem der Sarazenen, die in jener Epoche das Mittelmeer unsicher machten. Als Otto 962 nach Rom kam, war Johannes XII. dort Papst. Er war ein junger Mann, Sohn des mächtigsten Mannes der Stadt. Er hatte von seinem Vater das Amt des Stadtherrschers, des *patricius* geerbt, und er war außerdem noch zum Papst gewählt worden. Johannes XII. sah indes die Grenzen, die ihm eine geistliche Lebensführung setzte, nicht sehr eng. Die Zeitgenossen wurden nicht müde, seine vermeintlichen erotischen Verfehlungen und seine amoralische Lebensweise zu beklagen. Johannes XII. stand unter Druck, auch seine politische Position war in Gefahr, und es scheint, als habe er Otto um Hilfe gebeten. Er zog Otto entgegen, um ihn in die Stadt zu geleiten, und zwei Tage später, am 2. Februar 962, dem Fest Mariä Lichtmeß, bzw. dem Fest der Darstellung Jesu im Tempel, wurde Otto I. in St. Peter zum Kaiser gekrönt. Mit ihm wurde seine Gemahlin Adelheid gekrönt. Die Krönung der Kaiserin war ein neuer Vorgang. Über den genauen Hergang wissen wir nicht viel. Hier sind die Quellen ähnlich spröde wie bei der Kaiserkrönung Karls des Großen. Es gibt einen sogenannten Krönungsordo, eine Beschreibung, wie ein solcher Vorgang liturgisch vor sich zu gehen habe. Diese Beschreibung stammt aus einer zeitgenössischen ottonischen Handschrift. Doch müssen wir uns darüber klar sein, daß das dort festgehaltene liturgische Protokoll einen Idealentwurf darstellt, und wir nicht wissen, inwieweit ein solcher Ordo tatsächlich eingehalten wurde. Vorsicht ist sicher angebracht. Mit dieser Kaiserkrönung wurde die Familie der Ottonen zur Kaiserfamilie. Auf Otto I. folgten in den nächsten 40 Jahren Sohn und Enkel gleichen Namens, mit fortlaufender Ordnungszahl. Der dritte Otto, der 1002 im jungen Alter starb, noch bevor er selber einen Nachkommen hatte, machte Rom zum Zentrum seines Lebens und seiner Aktivitäten. Die Kaiserkrönung Ottos I. am 2. Februar 962 holte den Kaisertitel und damit die Romausrichtung in das östliche Frankenreich. Da aus diesem östlichen Frankenreich schließlich Deutschland hervorgehen sollte, während das westliche Frankenreich zu Frankreich wurde – im Laufe des späten 10. oder frühen 11. Jahrhunderts –, wurde die Kaiserkrönung Ottos des Großen 962 zur Grundlegung der deutschen Kaiserpolitik im hohen und späten Mittelalter und eventuell noch darüber hinaus. Zu ersten Trägern dieser verlagerten Kaisertradition wurde ausgerechnet die sächsische Herrscherfamilie, die erst seit wenigen Generationen zum Frankenreich gehörte, und deren Aufnahme in das Frankenreich keineswegs auf eigenen Wunsch erfolgt war. Nun hatte sich das Blatt deutlich gewendet. Und wir müssen einen Blick auf die Vorgeschichte werfen, um den Prozeß zu verstehen, der zu Ottos I. Kaiserkrönung und dem sächsischen Zug nach Rom führte.

Von den Schwierigkeiten der Herrschaftskämpfe nach dem Tode Karls des Großen war schon kurz die Rede. Tatsächlich waren die Karolinger in der Erbfrage nach altem Brauch verfahren, indem sie den Besitz auf die Erben verteilten – falls es mehrere Erben gab. Wenn der Begriff damals eine Bedeutung gehabt hätte, könnte man sagen, sie verteilten das Reich nach den Regeln des Privatrechts – wie einen Familienbesitz. Die Idee einer Reichseinheit, verbunden mit einer Primogenitur, um sie im Erbfall zu sichern, hatte sich nicht durchsetzen können. Die Ottonen aber setzten dieses Prinzip durch und vollzogen

damit einen wichtigen Schritt auf dem Weg zur Vorstellung vom Reich als einer unteilbaren Einheit. Die Ottonen, das war eine mächtige sächsische Familie, hervorgegangen aus den Liudolfingern, die im Jahre 919 im Ostfränkischen Reichsteil an die Macht gelangten, nachdem die Linie der fränkischen Karolinger zu Ende gegangen war.

Das ehemalige Frankenreich bestand damals aus vier Teilen, jedes von ihnen mit dem Status eines Königreichs: Westfrankenreich, Ostfrankenreich, Burgund und Italien. Der letzte Kaiser, der das ganze Frankenreich regiert hatte, Karl III. *der Dicke*, war 887 abgesetzt worden. Seitdem war das Kaisertum zu einer regionalen Erscheinung geworden, die dem Zugriff der jeweiligen italienischen Könige offen stand. Als Heinrich I. 919 von den Sachsen zum König gewählt und gekrönt wurde, da war Italien noch weit entfernt. Aber Heinrich legte die Basis für den Aufstieg seiner Familie. Zehn Jahre nach seinem Herrschaftsantritt erließ er eine sogenannte *Hausordnung*, eine Regelung der Erbfolge für sein Königreich und für die Krone. Diese sollte an seinen ältesten Sohn Otto gehen, die jüngeren Brüder erhielten keine Krone. Damit hielt ein neues Prinzip Einzug, das darauf gerichtet war, die Stärke des Hauses zu erhalten und ihm die Krone zu sichern. Als Otto I. 936 seine Herrschaft antrat, setzte er ein deutliches Zeichen, daß er Großes vorhatte. Denn als Krönungsort wählte er Aachen, die Lieblingspfalz Karls des Großen. Otto setzte zu Beginn seiner Herrschaft auf eine Hervorhebung seiner eigenen herrschaftlichen Position. Dadurch provozierte er zum Teil heftige Reaktionen. Denn sein Vater Heinrich I., der nicht aus einer Königsfamilie hervorgegangen war, hatte seine königliche Stellung den anderen sächsischen Adligen gegenüber zurückhaltend eingesetzt. Es gelang ihm, diesen Adel durch die gezielte Stiftung von Freundschaftsbünden, die sogenannten *amicitiae*, in seine Herrschaft einzubinden. Otto I. belebte in seiner Anknüpfung an karolingische Traditionen den hierarchischen Auftritt in neuer Weise, und das reizte nicht nur den Adel, sondern auch die Mitglieder seiner Familie, die anders als er keine Krone geerbt hatten. Die 30er und 40er Jahre waren eine Zeit der Herrschaftssicherung und -konsolidierung. Otto gelang es zunächst, die Unruhe, die aus seiner eigenen Familie hervorging, zu überwinden und die Besiegten durch herrscherliche Milde für sein Königtum zu gewinnen. Allerdings agierte er in sensiblen Konstellationen, bei denen er immer darauf achten mußte, daß sich alle gerecht behandelt fühlten und niemand zurückgesetzt wurde. Die Stabilität des Herrschaftsgefüges wurde durch einzelne Mitglieder der Herrscherfamilie erhalten. Sie konnten sterben, oder neue Familienmitglieder mit eigenen Ansprüchen konnten geboren werden. Diese natürlichen Ereignisse gaben immer Anlaß zur Unruhe. Eine solche Unruhe, aber auch eine neue Dynamik kündigte sich zu Beginn der 950er Jahre an.

Im Jahr 950 war Lothar, der König von Italien, gestorben. Er hinterließ eine junge Witwe, Adelheid. Sogleich äußerten sich die Begehrlichkeiten der regionalen Adligen. Sie zeigten ein Interesse an der Krone und an der Witwe, denn durch sie konnte man an die Krone gelangen. Adelheid war eine junge, schöne und selbständige Frau. Der Markgraf Berengar von Ivrea brachte sie in seine Gewalt. Doch auch Otto I. nahm den Süden Italiens nun in den Blick. Er war seit vier Jahren Witwer und Adelheid war eine interessante Partie. So brach der Sachsenkönig 951 zu seinem ersten Italienzug auf. Sein Ziel war Pavia, die

Hauptstadt des langobardischen Italien. Adelheid gelang eine abenteuerliche Flucht aus dem Zugriff Berengars, und Ottos Bruder Heinrich brachte die junge Witwe zum König der Sachsen. Im Oktober heirateten die beiden. Nun nahm Otto I. neben dem fränkischen auch den italischen Königstitel an: *rex Francorum et Italicorum*. Auch bei Karl dem Großen war die Annahme des italischen Königstitels die Vorstufe zum Kaisertum gewesen, bei Otto ist ähnliches zu erkennen. Denn er ließ nun in Rom anfragen, ob der Papst bereit sei, ihn aufzunehmen. Die Antwort war negativ, noch lebte der mächtige Stadtherr Alberich, der Vater des späteren Papstes Johannes XII. und Alberich sah wohl eine mögliche Gefahr in Ottos Kaisertum. So lenkte Otto zunächst ein; er verzichtete auf den Romzug und eine mögliche Belagerung, er legte sogar den italischen Königstitel wieder ab und zog mit seiner jungen Frau zurück über die Alpen. Dort warteten noch immer ungelöste Probleme auf ihn, und seine Hochzeit mit Adelheid barg für seine bisherigen Kinder eine neue Gefahr: die Geburt weiterer Söhne (der König war 40, die Königin 20 Jahre alt, es war eine reale Gefahr). Bis zur Mitte der 50er Jahre mußte Otto mit diesen Herausforderungen kämpfen, dann bot sich ihm eine historische Chance.

Die Ostgrenze des Reiches wurde seit Jahrzehnten von dem kriegerischen und heidnischen Reitervolk der Ungarn bedroht. Die Angriffe der Ungarn hatten gewöhnlich den Überfallcharakter normannischer Heimsuchungen, aber im Jahre 954/955 zeichnete sich eine Entscheidungsschlacht ab. So mußte Otto mit Aufständen im Innern und mit den ungarischen Kriegern an der Reichsgrenze zurechtkommen. Beides gelang ihm. Am 10. August 955 kam es südlich von Augsburg auf dem Lechfeld zu einer großen Schlacht mit den Ungarn. Die Schlacht war ungemein blutig, doch Ottos Truppen waren siegreich, und noch lange verfolgten und töteten seine Kämpfer die fliehenden Ungarn. Die Schlacht auf dem Lechfeld beendete die lange Geschichte der Ungarneinfälle im Südosten, und Ottos Sieg verschaffte ihm einen Namen in Europa. Er hatte eine kaiserähnliche Machtfülle erreicht, und der Geschichtsschreiber Widukind von Corvey erzählt in seiner Sachsen Geschichte, daß die siegreichen Truppen Otto noch auf dem Schlachtfeld zum Kaiser ausgerufen hätten. Auch die heutige Geschichtsschreibung spricht Otto in dieser Phase eine besondere Machtfülle zu: Hagen Keller und Gerd Althoff sprechen vom *imperialen Königtum* Ottos, also im Grunde einem Königtum, das der Sache nach bereits kaiserlich war, dem nur noch der Kaisertitel fehlte (eine ähnliche Situation wie bei der Übernahme des Königtums und des Kaisertums durch die Karolinger).

Dies war die Vorgeschichte jenes Romzuges, der Otto I. 962 zum Kaisertum brachte. Mit dem Erwerb der Kaiserkrone gestand ihm der Papst auch eine Gunst zu, die Otto schon länger erbeten hatte: die Gründung eines Erzbistums im Nordosten des Reiches, als Ausgangspunkt für die Mission der slawischen Nachbarn – die Gründung des Erzbistums Magdeburg.

Wir können hier die Geschichte der Ottonen (919–1024) nicht weiter verfolgen, sondern kommen zum Schluß noch einmal auf den historischen Charakter der Kaiserkrönung zurück. Ottos Krönung in Rom brachte ihm im Reich zunächst nur einen geringen Machtzuwachs, aber er bereitete eine Öffnung des bislang provinziellen Ostfrankenreiches gegenüber ganz neuen kulturellen Einflüssen vor. Es waren dies Einflüsse der ita-



KAISERKRÖNUNG OTTOS

lienischen und der byzantinischen Kultur. Denn stärker als die Karolinger pflegten die Ottonen das Verhältnis zum Kaiserreich Byzanz. Intensiv bemühte sich der neue Kaiser um die Heirat seines Sohnes Otto II. mit einer byzantinischen Prinzessin. Das gelang nicht ganz, aber immerhin kam mit Theophanu eine entferntere Angehörige der byzantinischen Kaiserfamilie nach Sachsen, und mit ihr kam eine Ahnung der großen kulturellen Reichtümer ihrer Heimat. Die ottonische Kultur hat viele dieser byzantinischen Anregungen aufgenommen, bzw. sie wurde durch das Erlebnis dieser Kultur zu eigenen Anstrengungen angeregt. Noch sehr viel nachhaltiger prägte das neue Kaisertum die Haltung zum Königreich Italien. Bis in das frühe 15. Jahrhundert hinein zogen nun die Könige aus dem Norden, die im späten Mittelalter allmählich zu Königen Deutschlands wurden, über die Alpen, um Kaiser zu werden. Tatsächlich gab es gar keinen eigenständigen deutschen Königstitel, der deutsche König nannte sich »König der Römer« – *rex Romanorum*. So wurde das Königtum der Deutschen kein nationales Königtum, sondern blieb in der Anschauung lange ein rombezogenes Königtum. Dadurch unterschied es sich von den Königen in Frankreich und in England. Es war kein einfacher Spagat, denn Italien mit seiner reichen Städtelandschaft blieb immer eine fremde Kultur für die deutschen Herrscher. Das Kaisertum Ottos des Großen hat zur nationalen Unbestimmtheit des deutschen Königtums beigetragen, das die deutsche Geschichte bis in die Neuzeit geprägt hat. Daß die Kaiserkrönung Ottos deswegen einen gewichtigen Anteil an den Verwerfungen der deutschen Geschichte in der Neuzeit und damit auch des Nationalsozialismus hatte, wie es in jüngerer Zeit gesehen worden ist, scheint mir zu weit zu gehen. Kausalketten über tausend Jahre sind in der menschlichen Geschichte selten. Sie erschließen sich allein im Rückblick, und sie wirken dadurch fort, daß sich jede Generation auf sie besinnt und sie damit erneuert. Das ist durchaus auch eine bewußte Entscheidung und fällt nicht so sehr in die Verantwortung der Handelnden des römischen Winters im Jahre 962.

1049

Leo IX. zieht in Rom ein

DER BEGINN DES REFORMPAPSTTUMS

Der Einzug Leos IX. in Rom läßt sich als symbolischer Beginn des Reformpapsttums in Rom interpretieren. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts stieg die römische Kurie zum Haupt der lateinischen Christenheit auf, und es gelang ihr, zum entscheidenden Impulsgeber innerkirchlicher Reform und zum offensiven Vertreter geistlichen Selbstbewußtseins gegenüber den europäischen Königen zu werden, denen sie den sakralen Charakter ihrer Herrschaft streitig machte. Bis zum 13. Jahrhundert setzten sich in der lateinischen Christenheit hierarchische Ordnungsvorstellungen durch, die in hohem Maße von kirchlichen Juristen formuliert oder angeregt wurden.

DATEN

1046	Italienzug Heinrichs III. / Synode von Sutri / Kaiserkrönung
Dez. 1048	Ernennung Brunos von Toul zum Papst auf einem Hoftag in Worms durch Kaiser Heinrich III.
1049–1054	Pontifikat Leos IX.
1059	Papstwahldekret, Einschränkung des Wählerkreises auf die Kardinäle

Im Februar 1049 bewegte sich ein barfüßiger Pilger auf die Stadt Rom zu. Er hatte einen langen Weg hinter sich und er war kein gewöhnlicher Pilger. Er hieß Bruno, war 47 Jahre alt, der Sohn des elsässischen Grafen von Egisheim und seit über 20 Jahren Bischof der Diözese Toul. Zwei Monate zuvor, im Dezember 1048, hatte ihn Kaiser Heinrich III. in Worms zum Papst ernannt. So war Bruno von Toul nun auf dem Weg zu seinem Amtsantritt. Die Überlieferung, die nicht frei von legendenhaften Zügen ist, will wissen, daß Bruno sein Amt in Worms nur unter dem Vorbehalt angenommen habe, daß die Römer seiner Wahl zustimmten, und er habe statt des prachtvollen Papstornates das einfache Gewand eines Pilgers gewählt. Nun stand er vor der Stadt, und die Menschen zogen ihm begeistert entgegen und jubelten ihm beim Einzug zu. Doch Bruno bemühte sich, seinen

Geist auf die Herausforderung seines Amtes zu richten und nicht auf den Zuspruch, der ihm entgegenschlug, als er barfuß zum Lateranpalast schritt. Das wollen wir zumindest annehmen. Und was wichtig war: Der neue Papst kam nicht allein. Mit ihm kam eine Gruppe entschlossener Reformer nach Rom. Es war eine Gruppe junger Männer, die der Kirche ein neues Gesicht geben sollten. Unter ihnen waren der gelehrte Humbert von Silva Candida und Hildebrand, der 24 Jahre später unter dem Namen Gregor VII. selber Papst wurde – der große Gegenspieler Heinrichs IV. im Investiturstreit.

Als Papst nahm Bruno einen anderen Namen an, er nannte sich Leo IX. Er war nicht der erste deutsche Papst, den die Römer erlebten. Tatsächlich hatte Leo bereits zwei Vorgänger, doch beide hatten nicht lange gelebt. Die Geschichte der deutschen Päpste begann mit dem Königtum Heinrichs III., der seine Herrschaft 1039 antrat. Heinrichs Herrschaft stellte einen Höhe- und auch einen Wendepunkt der Königsherrschaft im Reich dar, denn er setzte mehrere Päpste ab, mußte aber am Ende seiner Herrschaft auch die Anfälligkeit eines so weit gehenden Machtanspruchs erfahren. Anlässlich seines Zuges nach Italien zum Zwecke der Kaiserkrönung im Jahre 1046 wurde Heinrich III. mit den Schwierigkeiten des römischen Papsttums konfrontiert. Die Besetzung des päpstlichen Stuhles lag in dieser Zeit weitestgehend in der Hand der mächtigen Adelsfamilien in Rom und im römischen Umland. Diese Familien versuchten, ihre Kandidaten mit Hilfe des jeweiligen Stadtherren ins Amt zu bringen und dort zu halten. Es war ein konfliktanfälliges Verfahren. Im Jahr 1046 waren Vorwürfe gegen den ursprünglichen Amtsinhaber Benedikt IX. laut geworden und es war sogar ein Gegenpapst (Silvester III.) eingesetzt worden, der Benedikt aber nicht vertreiben konnte. Benedikt verlor das Interesse an seinem Amt, wie freiwillig ist nicht ganz klar, jedenfalls trat er als Papst zurück und er erhielt einen Nachfolger: Gregor VI. Die Zustände waren etwas unübersichtlich, und Heinrich III. war an klaren Verhältnissen interessiert, denn für die Kaiserkrönung wünschte er einen unumstrittenen Papst. Außerdem hatte Heinrich ein ehrliches Interesse am Zustand der Kirche. So berief er, noch bevor er nach Rom kam, in Sutri eine Synode ein, um über die Lage zu beraten. Auf dieser Synode, zu der auch die drei Päpste eingeladen waren – denn es war nicht klar, wie gültig der Rücktritt Benedikts IX. gewesen war – setzte Heinrich III. alle drei römischen Päpste ab und erhob den Bischof von Bamberg zum neuen Papst. Als Papst Clemens II. krönte dieser Heinrich zum Kaiser. Doch Clemens lebte nicht lange, und auch sein Nachfolger, der Bischof von Brixen, starb schon bald nach seiner Ernennung. Und damit kam die Reihe an Bruno von Toul, der als Leo IX. in Rom einzog.

Auf diese Weise zog das Reformpapsttum in die abendländische Geschichte ein. Tatsächlich hat der Bericht des Einzuges starke legendenhafte Züge. Aber er scheint mir den Charakter der neuen Religiosität und den neuen Geist, der in der Mitte des 11. Jahrhunderts an der Kurie erkennbar wird, authentisch zu illustrieren. Das ist der Vorteil dieser Geschichte Leos IX. Sie zeigt den neuen Papst als einen entschlossenen, kompromißlosen Mann, ganz von seiner Aufgabe erfüllt, mit asketischer Ernsthaftigkeit und persönlicher Opferbereitschaft. Diese Haltung prägte die Gruppe junger Männer, die mit Leo nach Rom kam. Heute würde man sie als eine Gruppe junger Wilder charakterisieren, aber anders als manche vergleichbare Gruppe dieser Art leiteten sie wirklich einen histori-



LEO IX. SEGNET DAS MODELL DER KLOSTERKIRCHE VON METZ.

schen Wandel ein. Das gelang nicht, weil Rom eine europäische Zentrale war und sie nun dieses Machtzentrum übernahmen. Im Gegenteil, Rom war eine Stadt mit klangvoller Geschichte, aber provinzieller Gegenwart. Der Erfolg der Reformen kam daher, daß sie einen Nerv der Zeit trafen, der in Rom nicht einmal besonders ausgeprägt war. Weil diese Reformen eine Bewegung nach Rom trugen, die viele Menschen in Europa erfaßt hatte, und weil sie von Rom aus mit immer neuen Impulsen und mit einem hohen Maß an Aggressivität agierten, wurde die Kurie in Rom überhaupt erst zur kirchlichen Zentrale Europas. Vor dem 11. Jahrhundert war Rom eine entlegene Größe in der Christenheit des Westens. Es war eine Bezugsgröße, die Apostel Petrus und Paulus waren dort begraben, immer wieder pilgerten die Menschen zum Apostelgrab, aber der Papst in Rom war keine dominante Größe.

Das Erscheinungsbild der lateinischen Kirche wurde durch die Erzbischöfe und Bischöfe der Königreiche bestimmt, die auf das Frankenreich gefolgt waren. Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts änderte sich das. Die römische Kurie wurde allmählich zum Haupt der mittelalterlichen westlichen Christenheit. Es war ein längerer Prozeß von etwa 150 Jahren, doch unter dem Pontifikat Innozenz III. (1198–1216) war das Ziel erreicht. Begonnen hatte diese Entwicklung eigentlich mit dem Einzug Leos IX. in Rom. Sogleich entfaltete der neue Papst eine enorme Aktivität. Schon an Ostern, Mitte April 1049, trat eine Reformsynode zusammen. Dabei wurde die Größe der Aufgabe deutlich. Vielleicht kann man pointiert formulieren, daß gerade der kleine Teilnehmerkreis der Versammlung die Größe der Aufgabe erkennen ließ. Die Widerstände waren vielfältig, und die einfachste Form des Widerstands bestand darin, sich den Reformappellen zu verschließen. Angesichts der Regionalität kirchlicher Verhältnisse war das ein wirksames Mittel. Leo IX. entfaltete daher eine enorme Reisetätigkeit, bei der er Aufgaben der Kirchenreform mit seinen Aufgaben als Reichsbischof verband, denn er behielt sein Bistum. In den fünf Jahren seines Pontifikates überquerte Leo sechsmal die Alpen. Hier wird die Ausweitung des päpstlichen Aktionsradius über stadtrömische Konfliktfelder hinaus deutlich erkennbar. Die Reform war ein mühsames Geschäft. Bei vielen seiner Auftritte auf kirchlichen Versammlungen stieß der mahnende und drängende Papst mit seinen Reformideen auf Desinteresse, Widerspruch oder offene Ablehnung. Dazu kamen schwere politische Rückschläge, wie in der Normannenfrage. Leo betrachtete die Normannen, die sich im Süden des Patrimonium Petri ansiedelten, als Feinde, die es zu bekämpfen galt. Doch errang er in diesen Kämpfen keine Siege, vielmehr geriet er am Ende seines Lebens selber in normannische Gefangenschaft. Die Normannen behandelten ihn ehrenvoll und kurz nach seiner Entlassung starb Leo IX. am 19. April 1054. Sein fünfjähriger Pontifikat war also keine reine Erfolgsgeschichte. Und doch war ein Aufbruch deutlich erkennbar. Gewöhnlich setzt die Forschung das Datum der Wendemarke beim Beginn des Reformpapsttums etwas früher an: bei der Synode von Sutri 1046, auf der Heinrich III. drei Päpste absetzte und mit der Ernennung von Clemens II. die Reihe der deutschen Päpste eröffnete. Ich habe das etwas spätere Datum gewählt, weil erstens die beiden unmittelbaren Vorgänger Leos IX. zu kurz im Amt waren, um nachhaltig zu wirken und weil zweitens der Charakter des Wendepunktes in dem Einzug Leos in Rom besser zum Ausdruck

zu kommen scheint. Denn es war ein charakteristischer Zug dieser Bewegung, daß sie eine Bewegung von Geistlichen war. Dies gilt auch angesichts des Vorbehaltes, daß die Reform nur dadurch erfolgreich sein konnte, daß sie von einer enorm breiten und dynamischen Laienfrömmigkeit gestützt wurde. Im Zentrum dieses Aufbruchs waren Männern aktiv, die auf dem besonderen Amtscharakter ihrer Berufung bestanden und die sich schon bald die Einmischung weltlicher Machthaber verboten. Denn sie fühlten sich der weltlichen Machtsphäre überlegen. Das Selbstverständnis der kirchlichen Reformer trennte sie in deutlichem Maße von den Laien, die sie mitunter energisch unterstützten. In den Augen der Reformer besaß die geistliche Lebensweise eine höhere Würde. Geistliche besudelten ihre Hände nicht mit dem Blut, das an den Schwertern der adligen Krieger klebte, und sie waren frei von den Verstrickungen der Sexualität, die die Männer des Laienstandes fesselten. Hier nahmen zwei wichtige Bewegungen ihren Ausgangspunkt, eine innerkirchliche und eine, die das Verhältnis der Kirche zu den Vertretern der weltlichen Macht betraf.

Die innerkirchliche Bewegung, die nun mit rücksichtsloser Entschiedenheit auf zahlreichen Reformsynoden in Europa vorangetrieben wurde, zielte auf die Abschaffung der Priesterehe. Zwar war der Zölibat durchaus ein geistliches Leitbild, aber in den Reihen des normalen Klerus verstand man diese Vorschriften nicht allzu eng. Zudem gab es sehr ernsthafte Verteidiger der Priesterehe mit gewichtigen Argumenten. Nun aber sahen sich die verheirateten oder zumindest in eheähnlicher Gemeinschaft lebenden Priester zunehmend denunziert und öffentlich angeprangert. Das Leitbild des zölibatären Klerus wurde zu einer zentralen Forderung der Kirchenreform. Es war ein Leitbild, das leicht zu vermitteln war. Die andere Frage war etwas komplexer, aber auch sie wurde schließlich auf eine einfache Frage reduziert. Welchen Charakter hatte das Amt des Königs? Traditionellerweise hatten die Könige des frühen Mittelalters ein fast sakrales Amt ausgeübt. Sie waren die Häupter ihrer christlichen Untertanen, sie waren keine Priester, aber ihr Status kam dem eines Priesters nahe. Bei der Krönung Konrads II. im Jahre 1024 hatte ihn der Erzbischof von Mainz erinnert: *ein Stellvertreter Christi bist Du*. Konrad II. war der Vater Heinrichs III. gewesen, der Leo IX. zum Papst ernannt hatte. Es war dieser besondere göttliche Auftrag, der die Könige dazu ermächtigte, Bischöfe einzusetzen. Für die Herrscher des frühen Mittelalters war das eine Selbstverständlichkeit gewesen: Konrad II. hatte 38, Heinrich III. sogar 52 Bischöfe ernannt, darunter viermal den Bischof von Rom. Die Einsetzung eines Bischofs war die sogenannte *Investitura*. Noch war dies kein Problem. Doch im Zuge der Reform wurde es ein Problem. Denn die Reformer sahen in der Einsetzung durch den König eine ungebührliche Verquickung mit weltlichen Interessen. Davon aber sollte das geistliche Amt ganz frei sein. Der Streit um die Einsetzung der Bischöfe, der *Investiturstreit*, war nur ein Teil der großen Reformbewegung des 11. Jahrhunderts, aber es war ein wichtiger Teil.

Die Reformer rangen verbissen um den Ausschluß aller weltlichen Interessen bei der Berufung geistlicher Amtsträger. Die Lösung, die die Männer der Kirche fanden, bestand in einem korrekten, einem *kanonischen* Wahlverfahren. Das Ergebnis sollte dem göttlichen Willen möglichst nahe kommen. Es war kein Zufall, daß bald nach dem Tode Leos

IX. das erste sogenannte *Papstwahldekret* erlassen wurde. Das war im Jahre 1059. Es war die erste klare rechtliche Verfahrensregelung für die Wahl des römischen Papstes, und es beschränkte die Wahl im Grunde auf den Kreis der römischen Kardinäle, wenn auch noch in abgestufter Weise. Es war der erste Schritt auf dem Weg zu einem Papstwahlverfahren, bei dem nur noch das Kardinalkollegium mit einer Zweidrittelmehrheit den Papst wählen sollte.

Hinter all diesen Bewegungen stand das Bemühen um eine Reinigung der Kirche. Dabei müssen wir uns klar sein, daß dies eine hierarchisierende Bewegung war. Dies gilt im Grunde für die meisten Reformbewegungen des Mittelalters. Um die Reforminhalte gegen die vielen widerstrebenden Kräfte vor Ort durchzusetzen, bestanden die Reformen darauf, daß ihre Interpretation der Schrift die verbindliche sei. Der Anspruch alleine half nicht viel unter den Bedingungen mittelalterlicher Kommunikation. Daher setzte die Kurie seit der Mitte des 11. Jahrhunderts immer häufiger Gesandte ein. Sie schickte ihre Legaten zu den wichtigen Kirchenversammlungen in den einzelnen Königreichen. Und es gelang ihr dabei allmählich, eine wesentliche Neuerung durchzusetzen: Die Gesandten des Papstes, welchen geistlichen Rang sie selber haben mochten, wurden den höchsten geistlichen Würdenträgern vor Ort übergeordnet. Es war der päpstliche Auftrag, der sie mit solcher Machtfülle ausstattete. Das war gewöhnungsbedürftig und stieß auf langen Widerstand. Aber im Verlauf des 12. Jahrhunderts setzte sich die Kurie durch. Dabei half ihr, daß sie selber von immer mehr Geistlichen aufgesucht wurde, die in Rom ihre Klagen über lokale Mißstände vortrugen, etwa über bischöfliche Gerichte, die ihnen ihr Recht verweigerten. Die Kurie ließ alle diese Klagen zu, und sie wurde im Laufe des 12. Jahrhunderts zum höchsten geistlichen Gericht der Christenheit. Das war auch deshalb für die europäische Geschichte so wichtig, weil das Recht, das sie im Zuge dieser Erfahrungen schriftlich formulierte, das *kanonische* Recht, aufgrund seiner Rationalität *de facto* zum öffentlichen Recht in Westeuropa wurde. Die Verfahrensregelungen des kirchlichen Rechts hatten im hohen und späten Mittelalter einen Vorsprung gegenüber dem weltlichen Recht und wurden daher in vielen Fällen zum Vorbild für weltliche Entwicklungen.

All dies begann in der Mitte des 11. Jahrhunderts. Gerd Tellenbach hat in einem berühmten Buch darauf hingewiesen, daß dies ein Wendepunkt der abendländischen Geschichte gewesen sei, an dem die Kirche sich aus ihrem bisherigen Milieu eher weltabgewandter Klostertheologie gelöst habe, um sich nunmehr der Welt zuzuwenden und diese zu christianisieren. Es ist daraus kein himmlisches Jerusalem geworden, aber eine lang andauernde Entwicklung, in der die rationalen und hierarchischen Ordnungsvorstellungen der Theologen und vor allem der kirchlichen Juristen die europäische Geschichte tief beeinflußt haben. Am Anfang dieser Entwicklung stand der barfüßige Papst Leo IX. mit seiner Entschlossenheit, die übernommene Aufgabe ganz oder gar nicht auszuüben.

MAI 1085

Die Eroberung Toledos

DIE SPANISCHE RECONQUISTA

Die Eroberung Toledos durch König Alfons VI. von León-Kastilien im Mai 1085 markierte eine wichtige Etappe in der Rückeroberung (Reconquista) des seit 716 islamisch beherrschten Spanien. Toledo hatte eine besondere Bedeutung, denn die Stadt hatte schon den Westgoten als Hauptstadt ihres Königreichs gedient. Der Fall Toledos mobilisierte den islamischen Widerstand gegen das christliche Vordringen, dadurch wurde Toledo zu einer Grenzstadt. Die jahrhundertalte Tradition und ihre besondere Lage ließen die Stadt im späten 12. und im 13. Jahrhundert zu einer Mittlerin zwischen den Kulturen werden.

DATEN

711–716	Eroberung der iberischen Halbinsel durch islamische Kämpfer
756	Errichtung des Emirats Cordoba
9. Jhd.	»Auffindung« der Gebeine des Apostels Jakobus (Santiago) in Compostela.
929	Errichtung des Kalifats Cordoba
1054	Schisma der Ost- und der Westkirche
6. 5. 1085	Übergabe Toledos an König Alfons VI. von León-Kastilien
25. 5. 1085	Einzug Alfons VI. in Toledo
seit ca. 1160	»Übersetzerschule« in Toledo

Im Mai des Jahres 1085 erschien der König von León und Kastilien Alfons VI. vor den Mauern Toledos und verlangte die Übergabe der Stadt. Am 6. Mai erklärten sich die Bewohner zur Aufgabe bereit, und am 25. Mai zog Alfons VI. in Toledo ein. Der König übernahm die Kontrolle, aber die Bedingungen der Übergabe waren vorher geregelt worden. Obwohl Alfons VI. ein vorwiegend christliches Heer anführte und obwohl die Bewohner Toledos überwiegend Moslems waren, folgte dem Einzug der Eroberer kein Blutbad, wie 14 Jahre später bei der Eroberung Jerusalems durch die Kreuzfahrer. Den-

noch wirkte die friedliche Übergabe Toledos als ein Fanal, ein unübersehbares Zeichen für den Erfolg der sogenannten *Reconquista*, und dieser Erfolg mobilisierte den moslemischen Widerstand gegen das Vordringen der Christen aus dem Norden. Der Fall Toledos führte dazu, daß die moslemischen Machthaber im Süden Spaniens, die lange Zeit untereinander zerstritten gewesen waren, nun Hilfe aus Nordafrika ins Land riefen. Diese Hilfe kam, und sie brachte die Eroberungen Alfons VI. zum Stillstand. Aber trotz intensiver Bemühungen gelang den islamischen Kämpfern die Rückeroberung Toledos nicht. So blieb Toledo auf lange Zeit eine Stadt auf der Grenze zwischen dem christlichen und dem moslemischen Spanien. Und gerade diese Lage machte den Reiz der historischen Position aus, denn Toledo wurde zu einer Schaltstelle zwischen den Kulturen.

Toledo war eine stolze Stadt mit langer Tradition. Als die Westgoten gegen Ende der Völkerwanderung ihr eigenes Königreich in Spanien errichteten, wurde Toledo ihre Hauptstadt. Der Erzbischof von Toledo wurde am Ende des 7. Jahrhunderts zum Primas der westgotischen Kirche, er weihte die neuen Bischöfe und salbte den König. Doch das Königreich der Westgoten war bereits in einer Krise, und zu Beginn des 8. Jahrhunderts wurde es in einigen schnell aufeinanderfolgenden Kampagnen von Nordafrika her erobert. Zwischen 711 und 716 übernahmen islamische Herren die Herrschaft auf der iberischen Halbinsel. Das islamische Spanien hieß *al-andalus* und war noch vom Kalifen abhängig, der die arabische Welt als Nachfolger des Propheten Mohammed von Damaskus aus regierte. Die neuen Herren wählten Cordoba als Zentrum, und seit 756 betrachteten sie sich als ein eigenes Emirat, das dem Kalifen nur noch in Religionsfragen unterstellt war. Im Jahre 929 erklärten die Machthaber der Iberischen Halbinsel ihren Herrscher zum Kalifen, wodurch sich *al-andalus* ganz von der Führung der arabischen Welt durch den Kalifen in Bagdad emanzipierte. Der spanische Kalif übte keine effektive zentrale Herrschaft aus – ebensowenig wie dies die zeitgenössischen Könige des übrigen Europa taten. Die Infrastruktur auf der Iberischen Halbinsel erschwerte eine zentrale Herrschaft in erheblicher Weise, ganze Regionen waren kaum, oder nur dünn besiedelt und die Flüsse, die im Frankenreich wichtige Kommunikations- und Handelswege darstellten, waren häufig nicht schiffbar. Gegen Ende des 10. Jahrhunderts übte der Kalif in Cordoba eine nominelle Herrschaft aus, während die eigentliche Macht regionalen Herrschern zufiel. Man spricht von der Zeit der Teilreiche (*taifas*).

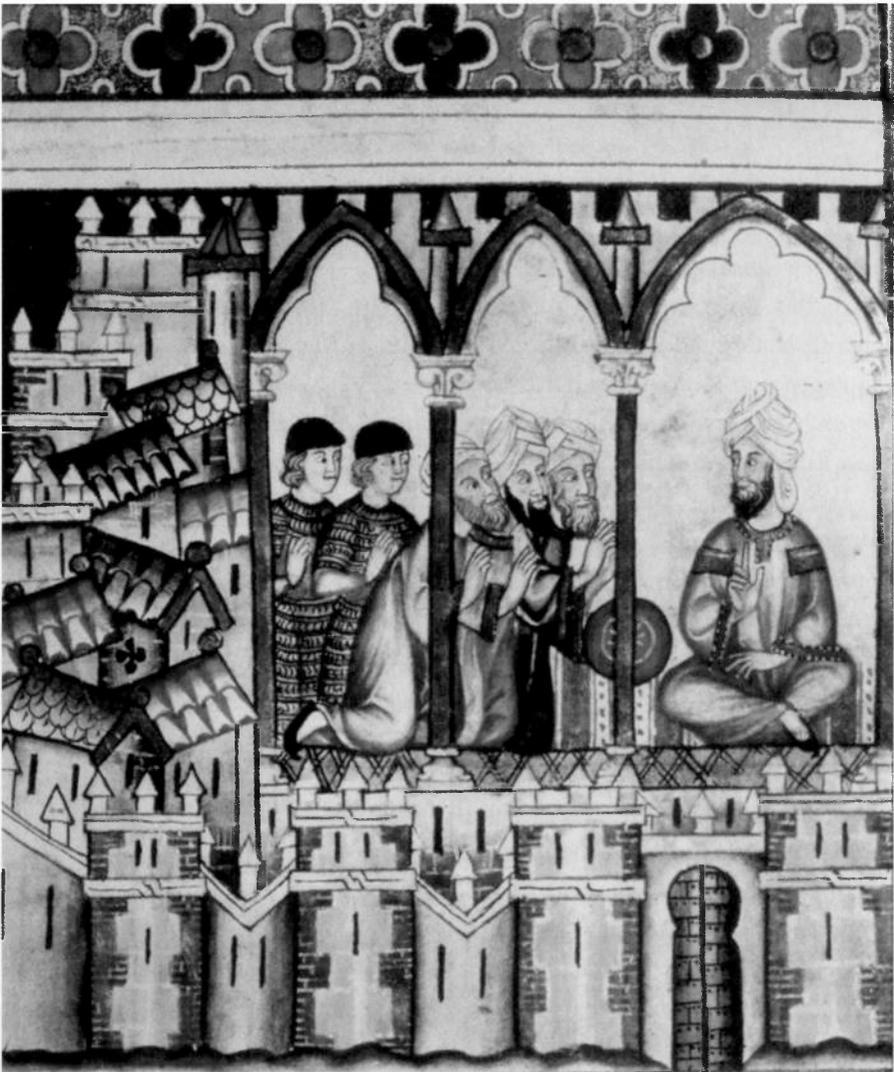
Die islamischen Eroberer, die zum Teil aus Arabien und zum Teil aus den Berbevölkern Nordafrikas stammten und sich keineswegs immer einig waren, hatten lange Zeit eine Herrschaft geführt, die sich auf die Einnahme und Behauptung zentraler Machtpositionen konzentrierte. Die christliche Bevölkerung wurde nicht verdrängt, aber die moslemische Herrschaft entfaltete eine kulturelle und religiöse Wirkung. Phasen verstärkter Islamisierungsbemühungen und Phasen des Gewährenlassens (nicht zu verwechseln mit Toleranz) lösten einander ab. Viele Christen traten zum Islam über, und die Kirchen unter islamischer Herrschaft entwickelten allmählich eine eigene Form der Liturgie, die viele Elemente der arabischen Kultur aufnahm. Man spricht von den *mozarabischen* Christen. Die politisch-religiöse Grenze schloß die Kirche der Iberischen Halbinsel von den Normierungsbemühungen im Zuge der karolingischen Renaissance aus. So entstand eine eigene christliche Kul-

tur. Die Juden erlebten unter den islamischen Herrschern ein vergleichbar hohes Maß an Freiheiten. Ihre Position zwischen den großen Lagern, die sich nach der Übergabe Toledos allmählich formierten, eröffnete ihnen ein dynamisches Tätigkeitsfeld. Geschult in einer langen schriftlichen Tradition, waren unter den späteren Übersetzern arabischer Texte viele Juden. Um den unzugänglichen Norden hatten die islamischen Eroberer sich nie bemüht. Ihn überließen sie den Christen und den wilden Tieren. Es war ein Rückzugsgebiet, das den Christen niemand streitig machte, und die christlichen Machthaber im Norden mußten zur Behauptung ihrer Herrschaft auch darauf sehen, daß es hinreichend Menschen gab. Tatsächlich stand die Geschichte der Rückgewinnung christlicher Positionen auf der Iberischen Halbinsel lange Zeit eher im Zeichen der *Repoblación* (Wiederbevölkerung) als im Zeichen der *Reconquista* (Wiedereroberung). Der militärische Aspekt war nicht vorherrschend.

Im Zuge dieser Politik, die auf eine Stärkung der Attraktivität des Nordens zielte, kam es im 9. Jahrhundert zur Entdeckung des Grabes von Sankt Jakob, dem Apostel, in Compostela. Der Apostel Jakobus hatte mit Johannes zu den engeren Vertrauten Jesu gehört, und einer spanischen Überlieferung zufolge habe er auf der Iberischen Halbinsel gepredigt und missioniert, und hierher sei sein Leichnam später überführt worden. Die Entdeckung des Grabes war der Auftakt zu einer allmählich anwachsenden Wallfahrtsbewegung, und dieses Grab gab der Kirche im Norden des Landes auch einen eigenen Status im Verhältnis zu dem mozarabisch bestimmten Erzbistum in Toledo. Im Nordwesten festigte sich jenseits der Linie des Duero im späten 8./9. Jahrhundert allmählich ein eigenes Königreich, das Königreich León. Es war noch schwach besiedelt, aber die Politik der *Repoblación* mit dem Angebot der Ansiedlung zu günstigen Bedingungen zeigte Erfolge, und die Duero-Linie wurde zu einer gewissen Trennlinie zwischen dem christlichen und dem islamischen Spanien. Es war keine Grenze, sondern eher eine Orientierungslinie. Südöstlich des Duero schloß sich ein Gebiet an, in dem immer wieder gekämpft wurde, und wo der lokale Adel im Laufe der Zeit eine Reihe von Burgen (Kastellen) errichtete. Diese *terra castellarum* (Kastilien) wurde im 11. Jahrhundert allmählich zu einem christlich kontrollierten Gebiet, das sogar den Status eines eigenen Königreiches erlangte. Der Aufstieg des künftigen Königtums von León-Kastilien vollzog sich seit dem späten 10. Jahrhundert gegenläufig zur beginnenden Desintegration der islamischen Macht im Kalifat von Cordoba. In dem Maße, in dem die islamische Macht in Teilreiche, die *taifas*, zerfiel, wuchs die relative Stärke der Krone des nunmehr vereinten León-Kastilien (die endgültige Vereinigung dauerte noch längere Zeit und war von den vielfältigen Wechselfällen dynastischer Geschichte abhängig). In dieser Zeit, dem 11. Jahrhundert, gelang es dem König von León-Kastilien, die islamischen *taifas* in seinem Aktionsradius in seine Abhängigkeit zu bringen. Sie wurden nicht erobert, sondern vielmehr in eine Tributabhängigkeit gebracht. Dies war ein durchaus klassisches Mittel, das die normannischen Invasoren in England ebenfalls angewandt hatten. Die Tribute – *parias* – sorgten für einen Transfer von Gold aus dem moslemischen *al-andalus* in den christlichen Norden. Das 11. Jahrhundert war eine goldene Zeit für Abenteurer, die sich zwischen den christlichen und moslemischen Herren bewegten, die Tribute eintrieben oder kleinere Eroberungszüge

durchführten. Die Christen des Nordens waren in der Offensive, aber es war keine rein militärische Offensive. Dies war eine bewegte Zeit, eine Epoche, die den historischen Hintergrund für den berühmten literarischen Helden der spanischen Geschichte abgab: den Cid. *El cantar del mio Cid* ist der Heldengesang auf einen Abenteurer, der in der zweiten Hälfte des 11. Jahrhunderts in der bewegten Welt des christlichen und islamischen Spanien auf der ständigen Suche nach ritterlicher Selbstbehauptung und ertragreichen Unternehmungen war. In Rodrigo Diez de Vivar (1049–1099) hatte er ein konkretes historisches Vorbild.

Obwohl die Eroberung der islamischen *taifas* nicht das oberste Ziel der christlichen Herren im Norden war, kam doch unter König Ferdinand I. von León und Kastilien (1035–1068) die Möglichkeit einer Eroberung Toledos deutlicher in den Blick. Ferdinand war ein erfolgreicher und selbstbewußter König, dessen Selbstbewußtsein auch darin zum Ausdruck kam, daß er für die Herrschaft in Kastilien erstmals den Königstitel annahm. Bislang war Kastilien eine Grafschaft gewesen. Solange die islamischen Herren in Toledo ihre Tribute zahlten, bestand im Grunde kein dringendes Interesse an einer Eroberung. Das Problem war, daß auch die Macht in Toledo umkämpft war, und daß der regionale Machthaber, mit dem Ferdinand seine Vereinbarungen geschlossen hatte, immer wieder in schwere Bedrängnis geriet. Und so kam es schließlich unter Ferdinands Sohn Alfons VI. dazu, daß der König von León-Kastilien sich zur direkten Annexion der Stadt entschloß. Toledo war eine große, reiche Stadt und allein aufgrund ihrer Tradition ein Symbol. Und so wirkte die Übernahme der Stadt als ein Zeichen für den Anbruch einer neuen Phase der Reconquista. Es wurde eine Phase, die durch stärkere Konfrontation und militärische Gewalt geprägt war. Beide Sphären, der christliche Norden und der islamische Süden, wurden nun in die größeren kulturellen und religiösen Konfigurationen des christlichen Abendlandes und der nordafrikanisch-arabischen Welt einbezogen. Der Spielraum für iberische Sonderentwicklungen ging zurück. Dies war der eine Effekt. Der andere Effekt einer Grenzziehung, die Toledo zur Grenzstadt machte, war der, daß die lange kulturelle Tradition dieser Stadt mit einem hohen Anteil arabischer Bewohner und einer starken jüdischen Bevölkerung neben der zunehmenden Zahl der Christen Toledo in die Rolle einer Vermittlerin zwischen den Kulturen brachte. Und ein besonderes Wirkungsfeld kam dabei den Übersetzern zu, die den Christen im Abendland viele Kenntnisse der arabischen Welt zugänglich machten. Hier öffnete sich im 12. und 13. Jahrhundert ein Fenster zu einer neuen Welt. Da waren zum einen die arabischen Kenntnisse der Naturphänomene und der Medizin, die dem christlichen Abendland weit voraus waren. Und da war zum anderen die Kenntnis einer europäischen Tradition, von der sich die lateinische Christenheit weitgehend selber ausgeschlossen hatte: die Tradition der antiken griechischen Philosophie. Als der lateinische Westen mit dem griechischen Byzanz brach – zunächst politisch, dann im Schisma der West- und der Ostkirche 1054 auch religiös, da schnitten sich die Gelehrten der lateinischen Welt auch von den Ressourcen der langen griechischen Tradition ab. Die Manuskripte in den großen Bibliotheken des Ostens waren ihnen nicht mehr zugänglich, und außerdem war im Westen kaum jemand in der Lage, die griechischen Manuskripte zu lesen. Diese griechische Tradition – an erster Stel-



DER ARABISCHE GOUVERNEUR VON SEVILLA UND SEINE BERATER.
ABBILDUNG AUS DEM 13. JAHRHUNDERT.

le ist hier wohl die Philosophie des Aristoteles zu nennen –, kam nun auf dem langen Umweg über die arabische Welt wieder in das lateinische Europa zurück. Durch die islamischen Eroberungszüge seit dem 7. Jahrhundert war den Gelehrten der arabischen Welt der Zugang zu den Werken der griechischer Philosophie eröffnet worden, die sie zunächst auf dem Weg über persische Übersetzungen kennengelernt hatten. Die arabischen Gelehrten hatten diese Tradition bewahrt und sich weiter mit ihr auseinandergesetzt. Im 12. Jahrhundert erlebte diese Bewegung eine Blüte.

Der wichtigste Name in unserem Zusammenhang ist wohl der des Averroes (gest. 1198). Averroes war in erster Linie ein Kommentator des Aristoteles. In seinem großen Kommentar zu Aristoteles (*tafsir*) zitierte er die kommentierten Passagen aus dem Original zunächst ausführlich und wörtlich. Seine Werke wurden im lateinischen Westen seit 1230 durch die Übersetzungen des Michael Scotus bekannt, und sie bildeten eine Grundlage für die große Aristoteles-Rezeption seit der Mitte des 13. Jahrhunderts. Dabei waren diese Übersetzungen durchaus Gruppenarbeiten. Als der Abt von Cluny, Petrus Venerabilis (1122–1156), in den 1140er Jahren die erste Koran-Übersetzung erstellen ließ, arbeiteten daran vier Gelehrte, zwei von ihnen stammten aus Toledo. Allerdings arbeiteten die Übersetzer nicht in multikulturellen Arbeitsgruppen. Es gab hier klare Grenzen und spezialisierte Vermittlungsschritte. So übersetzte etwa ein jüdischer Übersetzer den arabischen Text ins Kastilische und ein christlicher Übersetzer übertrug dann den kastilischen Text in die lateinische Sprache. Das besondere Milieu von Toledo förderte den Kontakt dieser gelehrten Begabungen, und es führte auch dazu, daß Menschen, die solches Fachwissen benötigten, dies in Toledo suchten. In der zweiten Hälfte des 12. Jahrhunderts bildete sich so etwas wie die »Übersetzerschule von Toledo« aus. Es war eine überschaubare Zahl von Spezialisten, aber die jahrhundertalte Tradition Toledos, das als bedeutende Stadt seit der Zeit der Westgoten unterschiedlichen Reichen und Kulturen als Zentrum gedient hatte, führte dazu, daß Toledo nach seiner Eroberung oder Anexion im Mai 1085 das Wissen seiner arabischen Geschichte nicht nur bewahrte, sondern an die neuen christlichen Herren weitergab. Für dieses Wissen gab es seit dem späten 12. Jahrhundert in den intellektuellen Zentren der Christenheit einen verstärkten Bedarf. Es ist von erheblichem kulturgeschichtlichem Reiz, daß die Kenntnis des Aristoteles, dessen Philosophie zum vielleicht wichtigsten Impulsgeber für die Gelehrten des 13. und früheren 14. Jahrhunderts wurde, zunächst auf dem Umweg über arabische Kommentatoren vermittelt wurde. In dieser Geschichte kommt Toledo eine bedeutende Rolle zu.

27. NOVEMBER 1095

In Clermont ruft Papst Urban II. zum ersten Kreuzzug auf

Der Aufruf Papst Urbans II. auf einer Kirchenversammlung in Clermont, den bedrängten Kirchen des Ostens und den Christen an den heiligen Stätten mit Waffengewalt zu Hilfe zu kommen, und die Zusage des Papstes, dieser Kampf sei ein gerechter Kampf zum Schutze des Glaubens mit Ablasswirkung, lösten eine breite Bewegung aus. Dieser Erfolg war vom Papst gar nicht beabsichtigt worden und er zeigt, wie sehr die Idee eines Krieges für den Glauben die Menschen am Ende des 11. Jahrhunderts erfaßt hatte. Unter Führung des Reformpapsttums ging das Christentum in eine aggressive Offensive.

DATEN

1054	Schisma der Ost- und Westkirche
Mai 1095	Konzil in Piacenza / Hilferuf des byzantinischen Kaisers an den Papst
27. 11. 1095	Predigt Urbans II. in Clermont
März 1098	Eroberung Edessas, Gründung eines Kreuzfahrerfürstentums
15. 7. 1099	Eroberung Jerusalems durch die Kreuzritter
1144	Fall Edessas
1146–1148	2. Kreuzzug
2. 10. 1187	Sultan Saladin erobert Jerusalem
1188–1192	3. Kreuzzug / Rückeroberung Akkons / Eroberung Jerusalems gelingt nicht
1291	Eroberung Akkons, Verlust des letzten Brückenkopfes im Heiligen Land

Im November des Jahres 1095 befand sich Papst Urban II. im französischen Clermont, wo er ein Konzil versammelt hatte. Dieses *Konzil* war eine regionale Kirchenversammlung die mittelalterlichen Quellen unterscheiden nicht zwischen *Synode* und *Konzil*. Zum Abschluß der Versammlung am 27. November hatte der Papst eine öffentliche Predigt angekündigt, die wegen des großen Andrangs der Zuhörer auf eine Wiese verlegt wurde.

Dort sprach der Papst nun zu der Menge. Urban II. war selber Franzose, und er war ein fähiger Prediger. Seine Predigt hatte einen enormen Effekt. Das können wir an den Ereignissen ablesen. Allerdings ist es etwas schwieriger zu erkennen, was der Papst genau gesagt hat. Wir haben im wesentlichen fünf unterschiedliche Berichte, die zeitnah überliefert sind. Sie unterscheiden sich in der Tonlage, aber in einer knappen Zusammenschau hat Dana Munro in der *American Historical Review* 1906 die wichtigsten Übereinstimmungen herausgearbeitet: Der Papst rief die Franken als ein auserwähltes Volk auf (*Gens Francorum ... a deo electa et dilecta*), den bedrängten Christen im Osten zu Hilfe zu eilen. Die Türken seien auf dem Vormarsch und bedrängten die Kirchen des Ostens und die Heiligen Stätten. Die Christen des Ostens hätten um Hilfe gebeten, und Gott erwarte diese Hilfe von den Franken. Wer sich aufmache, gegen die Ungläubigen im Heiligen Land zu kämpfen, dem würden seine Sünden vergeben. Und hier kam ein sehr handfester Aspekt in die Predigt des Papstes: Er rief die Franken, die sich untereinander bekämpften, zu einem neuen und geeinten Kampf im Namen des Glaubens auf. Fulcher von Chartres überliefert folgenden Wortlaut: *Nunc fiant Christi milites qui dudum exstiterunt raptores* («Nun werden die zu Kämpfern Christi, die bisher Räuber waren»). *Nunc contra barbaros pugnent qui olim adversus fratres et consanguineos dimicabant. Nunc aeterna praemia nanciscantur, qui dudum pro solidis paucis mercenarii fuerunt* («Nun sollen die gegen die Wilden kämpfen, die einst gegen Brüder und Verwandte gekämpft haben, nun sollen die die ewige Belohnung erhalten, die bislang für wenige Schillinge Söldner waren»).

Als der Papst geendet hatte, erntete er die begeisterte Zustimmung seiner Zuhörer. Überliefert ist der spontane Zuruf: *Deus lo volt* – »Gott will es.« Etliche der Anwesenden hefteten sich als Zeichen ihrer Bereitschaft, dem Aufruf zu folgen, ein provisorisches Kreuz aus Stoffstreifen an die Schulter (als symbolische Kreuzesnahme). So begann die Kreuzzugsbewegung als ein Massenphänomen.

Urban II. blieb noch einige Monate in Frankreich und nutzte die Gelegenheit, sein Anliegen weiter zu predigen und Hilfe für die bedrängten Christen im Osten zu mobilisieren. Die verschiedensten Menschen folgten in unterschiedlichen Gruppen dem päpstlichen Aufruf und machten sich auf den Weg nach Byzanz, wo sie im Sommer 1096 ankamen. Man hat überschlagen, daß die Menge, die sich am Bosphorus zum Beistand für die Christen des Ostens versammelte, um die 35 000 Menschen umfaßt haben soll. In Byzanz war die Freude verhalten. Man hatte auf versierte und disziplinierte Kriegsspezialisten gehofft, auf ein schlagkräftiges Ritterheer. Was man bekam, waren zehntausende Menschen, die außer dem Eifer für die fromme Sache wenig mitbrachten, auch keine Waffen. Die etwa 4 000–5 000 Ritter, die dem Aufruf folgten, kamen erst im folgenden Jahr. Der Erfolg der Predigtkampagne wirft ein Schlaglicht auf die psychologische Situation im Westen kurz vor 1100. Denn hier hatte die Idee der Befreiung Jerusalems eine historische Dynamik entwickelt, die keiner der Verantwortlichen erwartet hatte. Hier zeigte sich die mobilisierende, aber auch die aggressive Seite der religiösen Unruhe im Abendland, die auch die kirchliche Reformbewegung getragen hatte. Urban selber war ein Mann dieser Reform. Und doch wird man sagen können, daß der Papst und die Byzantiner vom Erfolg des Aufrufes überrascht wurden. Es war nicht nur eine positive Überraschung. Die ganze Ent-

Vñ werte d'erec menge:re
 Uñt: vñ die:re d. si d'ant
 Bel. mit creftedichre wer
 Hv sätze sich d'heidine ler
 Vñ schon gem den gestan
 Uñ begundin vestin :oh
 Den be mit stardi gewin loh
 Dar in diu heidinschafte sich
 Vñ tribin vñ wihaff lirt wim
 Uñ der selbim veste hin
 Crunke hufsiake blindin
 S in su d' mohten vñ d'm



Die tribins vñ d'vesti dan
 D'ant die vor stae gevan
 Vñ si darinne fur den be
 Uñ hate d' werlich were

Uñ begend wer gemre
 Vñ keuel hoch d' holz truc
 D' wazze rind vñ sehm
 Och haren si wege vñ in

DIE WELTCHRONIK DES RUDOLF VON EMS (UM 1300) ZEIGT DIE ALTTESTA-
 MENTARISCHE EROBERUNG JERUSALEMS IN MITTELALTERLICHEM GEWAND.

wicklung hatte eine lange Vorgeschichte und ein unmittelbares historisches Umfeld. Einmal in Gang gebracht, entwickelte die Kreuzzugsbewegung zunächst eine enorme Eigen- dynamik, die die Kreuzritter bis zur Eroberung von Jerusalem führte. Damit war ein Höhepunkt erreicht, doch es war nur ein begrenzt eindrucksvoller Höhepunkt, denn die Eroberung Jerusalems war ein Blutbad. Danach aber verlor die Kreuzzugsbewegung ins Heilige Land in den Mühen der Ebenen ihren mobilisierenden Schwung. Doch gehen wir der Reihe nach vor und beginnen mit der konkreten Vorgeschichte.

Urban II. wurde Papst, als manche Entscheidungsträger noch eine Erinnerung an die Ein- heit der Ost- und Westkirche hatten. Bei der Trennung beider Kirchen 1054 war der Papst ein junger Mann von 20 Jahren gewesen. Die kirchliche Einheit war ihm ein Anliegen und so war er gegenüber den Wünschen der Ostkirche durchaus aufgeschlossen. Als er im Mai 1095 eine Kirchenversammlung in Piacenza abhielt, erreichte ihn ein Hilferuf des byzantinischen Kaisers, dessen Reich unter den häufigen Angriffen der Seldschuken litt. Diesem Hilferuf wollte der Papst offenbar nach seinen Möglichkeiten entsprechen, und als er dann im Herbst nach Frankreich reiste, zeigt schon seine Reiseroute, daß er an konkrete Schritte dachte. Denn auf dem Weg nach Clermont suchte er den Grafen von Tou- louse (Raimund von Saint-Gilles) auf, der den Kreuzzug später anführte, und er traf den Bischof (Adémar) von Le Puy, der als päpstlicher Legat an dem Kreuzzug teilnahm.

Urban hatte seine Predigt gewiß gut vorbereitet, doch der Erfolg wird ihn überrascht haben. Der Erfolg zeigte, daß die Idee, die Urban propagierte, eine enorme Popularität besaß. Dabei war sie eigentlich an den kleineren und spezialisierten Kreis junger Adliger gerichtet, die wir als Ritter bezeichnen. Die Kreuzzugsbewegung markiert jenes Zusammenfallen einer langen christlichen Tradition des heiligen Krieges mit einer kon- kreten sozialen Trägerschaft, der entstehenden Ritterschaft, im Auftrag des Papstes. Der heilige Krieg zur Verteidigung und nur zur Verteidigung des Glaubens oder der Men- schen, die diesen Glauben lebten, hatte seit Augustinus immer wieder Fürsprecher in der Kirche gefunden. In der Zeit des Reformpapsttums wurde diese Idee zu einem Codex für die konkrete Gruppe der Ritter ausgeformt, die damit als waffentragende und diese Waf- fen benutzende Krieger in eine Kirche geholt wurden, die dem Blutvergießen lange Zeit skeptisch gegenübergestanden hatte. Und das mit guten Gründen. Es war kein heiliger Krieg zur Ausbreitung des Glaubens, sondern ein Krieg zur Verteidigung des Glaubens. Die Bedrohung der heiligen Stätten, die der Papst so anschaulich geschildert hatte, lieferte die Legitimation für das militärische Vorgehen im Namen der Kirche.

Bei der Predigt des Kreuzzuges spielte allerdings noch ein weiteres Moment eine wichti- ge Rolle: die Versprechung eines Sündennachlasses für die Teilnehmer des Kreuzzuges. So klang dies zumindest in den Kreuzzugspredigten, die den Zuhörern eine Vergebung ihrer Sünden versprachen, wenn diese sich aufmachten, das Heilige Land zu befreien. Im Laufe der Kreuzzugsgeschichte kamen noch weitere Privilegien für Kreuzfahrer hinzu, die eine Kreuzfahrt attraktiv machen konnten, so der Schutz der Familie und ein Schul- denmoratorium für die Zeit der Kreuzesnahme.

Allerdings: die Vergebung der Sünden, also einen vollständigen Sündennachlaß im Gegenzug für die Kreuzesnahme und den Aufbruch nach Jerusalem – das war mehr, als

die Kirche versprechen konnte. Tatsächlich hatte auch das Konzil in Clermont etwas anderes versprochen: nämlich den Erlaß der zeitlichen Sündenstrafen. Diese zeitlichen Sündenstrafen waren Bußübungen, die die Kirche den Sündern auferlegte, um sich von ihren Sünden zu reinigen (in der leichten Form 150 Vaterunser, in der schwereren Form eine Wallfahrt nach Jerusalem oder gar die Stiftung eines Klosters für adlige Missetäter). Nun war eine solche Unterscheidung etwas zu subtil für eine Predigtsituation, und so predigten die Propagandisten des Kreuzzuges wohl eher die Kurzform: den Sünden-nachlaß als Belohnung für den Kampf gegen die Feinde Christi im Heiligen Land. Oder sie predigten die differenzierte Form, durften aber erwarten, dabei nicht differenziert verstanden zu werden.

Die ganze Kreuzzugsbewegung war in ihren Anfängen eine eigentümliche Mischung aus religiöser Begeisterung und sehr pragmatischer Überlegung. Der Papst stellte Menschen, deren Gewalttätigkeit ihm Sorge bereitete, ein lohnendes Ziel vor Augen, an dem sie ihre Aggression mit Gewinn ausleben konnten. Es ging nicht etwa darum, diese Gewalttätigkeit zu überwinden. Eher ging es um einen Lastertransfer: Dieselbe Gewalt, die daheim in Frankreich schutzlose Witwen, Geistliche und Mönche drangsalierte und die ihre Urheber in tiefe Sündhaftigkeit verstrickte, konnte, gegen die Ungläubigen gewendet, zum Heil führen. Diese sehr praktische Pastoralen müssen wir immer berücksichtigen, wenn wir über das mittelalterliche Christentum sprechen.

Wir haben durchaus Anzeichen für gewalttätige Zustände im Frankenreich. Es gab eine Bewegung für die Organisation von regionalen Friedensbezirken, als deren treibende Kräfte oftmals Geistliche wirkten. Das Ziel war der sogenannte »Gottesfrieden« – die *treuga dei*. Dies waren Friedensvereinbarungen, die im Grunde die fehlende königliche Friedensgewalt ersetzen sollten, denn im Westfrankenreich, bzw. im entstehenden Frankreich, war das Königtum noch sehr schwach und als Ordnungsmacht nur bedingt einsatzfähig. So bemühten sich viele Geistliche, darunter auch Bischöfe darum, durch Selbstverpflichtungen regionaler Herrschaftsträger – und das bedeutet auch potentieller Urheber von Gewalt – den Waffengebrauch zeitlich und räumlich einzuschränken. Urban II. engagierte sich stark für das Anliegen des Gottesfriedens, und er bot gleichzeitig denjenigen, die mit der Friedenspflicht Schwierigkeiten hatten, eine Alternative. Es ist nicht ganz zu übersehen, daß den Ungläubigen in diesem Szenario eine undankbare Rolle zugewiesen wurde.

Nach anfänglichen Startschwierigkeiten waren die Kreuzfahrer bis vor die Tore Jerusalems gelangt. Es hatte viele Rückschritte gegeben, und von den vielen Kreuzfahrern der ersten Stunde waren im Grunde nur die Ritter geblieben, die professionellen Kämpfer. Der Zug war 1097 aufgebrochen, und im März 1098 war es Balduin von Boulogne gelungen, die Grafschaft Edessa zu erobern. Dieser Erfolg brachte neue Motivation und auch eine praktische Rückzugsmöglichkeit, denn in Edessa gründete man den ersten Kreuzfahrerstaat. Dann standen die Ritter vor Jerusalem. Erst nach längerer Belagerung gelang am 15. Juli 1099 die Eroberung der Stadt. Gefangene wurden nicht gemacht, die Kreuzfahrer erschlugen nicht nur die moslemischen Kämpfer, sondern auch die Frauen, Kinder und alten Leute in der Stadt, und es ist nicht zu erkennen, daß dieses Blutbad bei einem

Beteiligten oder einem Verantwortlichen Skrupel ausgelöst hätte: *Was für eine passende Bestrafung*, stellte ein christlicher Augenzeuge aus dem Heer der Kreuzfahrer fest, und auch der Papst sah in dem Blut der Feinde Christi einen Beweis für den Beistand Gottes. So sehr uns dieser Vorgang heute befremdet, so können wir doch nicht daran vorbeisehen, daß die Kreuzfahrer im Grunde mit den besiegten Bewohnern Jerusalems so umgingen, wie es das alte Testament bei der Eroberung des verheißenen Landes durch die Stämme Israels immer wieder beschrieb. Raimund von Toulouse, der den Kreuzzug angeführt hatte, lehnte die Krone des nun geschaffenen Königreichs Jerusalem ab. Er wollte nicht König sein, wo Christus nicht König war. So wurde Gottfried von Boullion erster König im neuen Königreich Jerusalem. Nach der Eroberung trat der Alltag ein, ein Alltag fern dem übrigen christlichen Europa. Es gab eine Zahl christlicher Siedler, und die Christen übernahmen wichtige Handelsplätze entlang der Küste. Es entstanden neben dem Königreich Jerusalem und neben der Grafschaft Edessa noch zwei christliche Herrschaften in Antiochien und Tripolis.

Das Leben im Heiligen Land ging nun einige Jahrzehnte einen ruhigen Gang, ohne im Heimatland der Kreuzfahrer allzu große Beachtung zu finden. Das änderte sich erst 1144, als am Weihnachtsabend der erste dieser sogenannten Kreuzfahrerstaaten, die Grafschaft Edessa, von den Muslimen erobert wurde. In der Folge kam es im Abendland zu einer Mobilisierungskampagne, die in besonderer Weise mit dem Namen Bernhards von Clairvaux verbunden war. Dieser zweite Kreuzzug 1146–1148 scheiterte glanzlos in der Wüste vor Damaskus, und das Scheitern des Kreuzzuges war nicht geeignet, die Idee eines Zuges ins Heilige Land populärer zu machen. Erst als am 2. Oktober 1187 Sultan Saladin Jerusalem eroberte, mobilisierte die Idee einer Befreiung der heiligen Stätten noch einmal die Könige der westlichen Christenheit. Der 3. Kreuzzug, an dem zwischen 1188 und 1192 Friederich Barbarossa, Richard Löwenherz und Philipp II. von Frankreich teilnahmen (Barbarossa starb auf dem Zug), ist vielleicht der bekannteste Kreuzzug. Er brachte nur wenige Ergebnisse. Zwar wurde Akkon zurückerobert, aber die Muslime behaupteten Jerusalem. Es gab noch weitere Züge gegen die muslimischen Machthaber – allerdings waren dies Züge nach Ägypten, nicht nach Jerusalem. Zwar blieb die Idee des Kreuzzuges das ganze Mittelalter hindurch lebendig, aber als 1291 auch Akkon verloren ging, war die politische Kontrollmöglichkeit durch die Christen im Nahen Osten ihrer Mittel beraubt.

Der Kreuzzug war ein eigentümliches Phänomen, eine Mischung aus religiöser Begeisterung und fanatischer Brutalität, kultureller Neugier und rücksichtsloser Machtpolitik. Die Kreuzzüge nach Jerusalem, die man auch als bewaffnete Wallfahrten bezeichnet hat – weil sie die Idee eines religiös motivierten Zuges zu den heiligen Stätten mit der Idee eines gerechten Krieges verbanden –, waren ein befristetes Phänomen, das seinen militärischen Erfolg der Zerstrittenheit der arabischen Welt verdankte. Im 13. Jahrhundert mußten die Christen erkennen, daß der Kampf kein erfolgversprechendes Mittel war, um den Zugang zu den heiligen Stätten zu sichern. Die Kreuzzugs-idee hat sicher manche noble Tat hervorgebracht, aber das Übermaß der Gewalt ist kaum zu übersehen. Die Idee eines Krieges gegen die Ungläubigen mobilisierte den heimischen Pöbel, dem der

Weg nach Jerusalem zu weit war, zum Überfall auf die jüdischen Nachbarn, und sie bot sich auch als wohlfeiles Instrument gegen alle politischen Gegner an. So führte man schließlich Kreuzzüge gegen die Wenden, gegen die Stedinger Bauern, gegen die Staufer, gegen den König von Aragón, und Papst Bonifaz VIII. führte sogar einen Kreuzzug gegen seine eigenen Kardinäle. Die inflationäre Degeneration einer problematischen Bewegung, die nach einer langen Vorgeschichte am 27. November 1095 von Papst Urban II. angestoßen worden war, ist im späten Mittelalter unübersehbar.

Die Errichtung des Erzbistums Lund

DIE KIRCHLICHE EMANZIPATION DES NORDENS

Die Errichtung des Erzbistums Lund markiert die Emanzipation der nordischen Christenheit von der Dominanz der Reichskirche (Erzbistum Hamburg-Bremen), die seit dem 9. Jahrhundert für die Mission des Nordens zuständig war. Die Errichtung eines eigenen Erzbistums zeigt den Fortschritt der Christianisierung des Nordens. Die hierarchischen Ordnungsstrukturen der entstehenden Königreiche in Dänemark, Norwegen und Schweden wurden durch die Christianisierung in hohem Maße geprägt.

DATEN

826	Beginn der Mission Ansgars
831	Gründung des Erzbistums Hamburg für die Mission des Nordens
31. 3. 864	Gründung des Erzbistums Hamburg-Bremen
948	Synode von Ingelheim, Otto I. ernennt drei Bischöfe für Dänemark
1070er Jahre	Hamburgische Kirchengeschichte Adams von Bremen
1095/96	Reise des dänischen Königs Erik nach Rom
1103	Lund wird Erzbistum
1154	Trondheim wird Erzbistum (Norwegen)
1164	Uppsala wird Erzbistum (Schweden)

Der historische Vorgang ist nicht mehr genau zu rekonstruieren, er lässt sich auch nicht mehr genau datieren, denn die entscheidende Urkunde ist 1294 verbrannt, aber er hat stattgefunden, und er hat mit großer Wahrscheinlichkeit im Jahr 1103 stattgefunden. Es geht um die Erhebung des Bischofssitzes von Lund im heutigen Südschweden zum Erzbistum.

Der dänische König Erik reiste in den letzten Jahren des 11. Jahrhunderts (1095/96) nach Rom. Der Überlieferung zufolge habe er dort auch einen besonderen Wunsch vorgetragen, der die Dänen schon länger beschäftigte: den Wunsch nach einem eigenen Erbis-

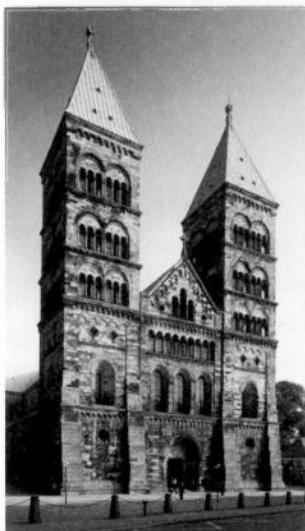
tum. Die Kurie habe daraufhin einen Legaten in den Norden entsandt, um die kirchlichen Verhältnisse zu prüfen. Die Prüfung verlief zur Zufriedenheit der Kurie. Die Person des Bischofs und die Stadt Lund fanden Gefallen in den Augen des Gesandten, und so überbrachte der Legat dem Papst ein positives Votum. Daraufhin ließ der Papst eine Urkunde ausfertigen, die den Bischofssitz von Lund zum Erzbistum für den Norden unter Ein-schluß Dänemarks, Schwedens und Norwegens erhob. Das geschah im Jahre 1103, wobei die Urkunde nicht erhalten ist. Aber es gibt verschiedene zeitgenössische Belege für die Erhebung Lunds zum Erzbistum. Was bedeutete sie?

In der Struktur der Kirchen ist ein Erzbistum die höchste Stufe unterhalb der Kurie in Rom. Der Papst und die Kurie in Rom bilden die Spitze der Ämterhierarchie, was auch dadurch zum Ausdruck kommt, daß ein Erzbischof beim Amtsantritt nach Rom reist, um dort das Zeichen seiner erzbischöflichen Würde, das *pallium*, zu erhalten. Aber vor Ort – *in partibus* – war der Erzbischof der höchste Amtsträger, von keiner kirchlichen Autorität abhängig. Ein Erzbischof setzte die Bischöfe seiner Erzdiözese ein (die sogenannten Suffraganbischöfe) – weswegen ihm in seinem Zuständigkeitsbereich eine Schlüsselfunktion zukam. Weil die Kurie eine solche Erzbischofswürde – wenn sie nicht seit unvordenklichen Zeiten bestand, wie in Mainz oder Köln – nur solchen Bischofssitzen verlieh, die aus eigener Kraft für die Seelsorge in ihrem Amtsbereich Sorge tragen konnten, war die Erlangung der Erzbischofswürde gleichsam das Zeichen für die religiöse Volljährigkeit einer Region und der Menschen, aus deren Reihen der neue Erzbischof kam. Bei der Missionierung der noch heidnischen Gebiete im Osten und im Norden hatte die mittelalterliche Kirche traditionellerweise Erzbistümer für die neu zu christianisierenden Bereiche ins Leben gerufen. Diese Erzbistümer hatten einen Missionsauftrag, und die Berufung des Erzbischofs lag in der Hand der mächtigen Männer, die auch die treibenden Kräfte hinter der Mission waren. Die zu Missionierenden wurden an der Entscheidung nicht beteiligt. So richtete die Kirche der Karolingerzeit Erzbistümer in Salzburg, in Magdeburg und in Hamburg-Bremen ein, um die jeweiligen Missionsaufgaben in den Grenzregionen wahrzunehmen. Hamburg-Bremen war seit 864 (31.3.) als Erzbistum für die Mission im noch heidnischen Norden zuständig. Die Könige in Dänemark, Norwegen oder Schweden wurden in dieser Frage nicht gehört. Dies war ein klares hegemoniales Verhältnis. In dem Maße, in dem die Christianisierung des Nordens voranschritt, wuchs der Wunsch der neuen Brüder und Schwestern im Glauben, an der Auswahl so wichtiger Amtsträger wie dem Erzbischof beteiligt zu werden. Tatsächlich bezeichnete der Augenblick, in dem ein bisheriges Suffraganbistum aus der Unterordnung unter den missionierenden Erzbischof gelöst und selber zum Erzbistum erhoben wurde, das nun seine Geschicke selber in die Hand nahm, den entscheidenden Schritt in der Emanzipation der neuen Christen. Diese Entwicklung ist durch das ganze Mittelalter hindurch zu verfolgen und sie war keineswegs ein rein religions- und kirchengeschichtliches Phänomen. Denn sie reflektierte einen allgemeinen Entwicklungsprozeß, der den wirtschaftlichen, kulturellen und vor allem den politischen Standard mit einschloß. Die Kirche war bemüht, die Grenzen ihrer Amtsbezirke in Abstimmung mit den Grenzen der weltlichen Herrschaftsbereiche zu wählen, und weil die Kirche in der Regel den am

weitesten entwickelten und am besten überlieferten Ämterapparat hatte, ist diese kirchliche Emanzipation auch ein Indikator dafür, wie weit sich das Selbstbewußtsein und das Selbstverständnis in den betroffenen Regionen entwickelt hatte. Das können wir deutlich daran erkennen, daß die Ablösung des Nordens aus der Zuständigkeit der Hamburgisch-Bremischen Kirche nur ein erster Schritt war, auf den alsbald die interne Differenzierung der nordischen Königreiche folgte. In den Jahren 1154 und 1164 erhielten zunächst Norwegen mit Trondheim und dann Schweden mit Uppsala eigene Erzbistümer. In dieser Entwicklung kirchlicher Institutionen können wir erstmals den Entwicklungsstand der nordischen Königreiche erkennen.

Tatsächlich bietet die kirchliche Überlieferung für diese frühen Entwicklungen den wichtigsten Hinweis auf die Zustände, denn die skandinavischen Kulturen selber hatten keine entwickelte Schrift. Auch der Einsatz von Runenschriftzeichen setzte erst so richtig ein, als sich die christliche Schriftlichkeit im 11. Jahrhundert allmählich durchsetzte. Die Archäologie ist angesichts dieser Überlieferungslage eine wichtige Hilfe, die für unser Bild des frühen Mittelalters in Skandinavien unverzichtbar ist, aber auch sie kann das Schweigen der Sachfunde über die sozialen Beziehungen, in denen die ausgegrabenen Güter genutzt wurden, nicht mit zeitgenössischen Stimmen füllen. Archäologische Funde lassen sich sehr unterschiedlich interpretieren, und wir müssen uns klar sein, daß der selbstverständliche Umgang mit Begriffen wie »Staat der Wikingerzeit« einer Forschungskultur entspringt, die sich in sehr viel höherem Maße auf soziologische Modelle stützt, als dies unter Historikern üblich und akzeptiert ist. Es gibt kaum einen angemessenen Ersatz für einen zeitgenössischen Autor. Und deswegen ist eine Quelle für unser Bild des Nordens in dieser Zeit unverzichtbar: die hamburgische Kirchengeschichte Adams von Bremen.

Adam von Bremen schrieb in den 1070er Jahren eine Geschichte der hamburgischen Kirche und ihrer Missionsgebiete. Adam schrieb aus der hamburgischen Perspektive und damit aus der Sichtweise der Hegemonialmacht. Aber es war eine hegemoniale Stellung, deren Gefährdung bereits erkennbar war. Das umfangreiche Werk Adams ist in mehrere Bücher unterteilt und das dritte Buch ist ganz der Zeit des Erzbischofs Adalbert gewidmet, den Adam gut kannte. Adalbert war von 1043–1072 Erzbischof, und damit fiel sein Pontifikat in eine Zeit, in der die Emanzipation des Nordens aus der Zuständigkeit der hamburgischen Kirche schon weit fortgeschritten war. Adam zeichnet ein lebendiges Bild der damaligen Situation und ein lebensvolles Porträt Adalberts, der seinem Erzbistum 29 Jahre lang vorstand und es im Stile eines Kirchenfürsten, der durch und durch von seiner hochadligen Herkunft geprägt war, leitete. Adam gibt auch Zahlen für das Erscheinungsbild der dänischen Kirche im späteren 11. Jahrhundert, etwa eine Generation, bevor dort Lund zum ersten Erzbistum erhoben wurde. Allein im weiteren Umfeld von Lund, in Schonen, dem heutigen Südschweden, das bis in das 17. Jahrhundert hinein zu Dänemark gehörte, soll es 300 Kirchen gegeben haben, auf der Insel Fünen 100 und auf Seeland 150. Dänemark war in acht Bistümer unterteilt. Damit hatte die dänische Kirche einen weiten Weg zurückgelegt, seit die Franken im Jahr 826 erste Missionsversuche im Norden unternommen hatten. Damals hatte sich der Mönch Ansgar auf den Weg gemacht und erste,



DIE TAUFUNG DES HARALD BLAUZAHN WAR EIN WICHTIGES DATUM DER
CHRISTIANISIERUNG SKANDINAVIENS. RELIEF AUS DER KIRCHE VON TANDRUP
IN JÜTLAND, 12. JAHRHUNDERT.

UNTEN: DOM IN LUND.

noch sehr kleine Bekehrungserfolge im Süden Dänemarks erzielt. Ansgar wurde schließlich zum ersten Bischof des neuen Erzbistums Hamburg, das man um 831 zum Zwecke der Mission ins Leben rief. Doch gingen die Anfangserfolge Ansgars in den folgenden Jahrzehnten im Ansturm der Normannen unter. Im Grunde kam das Thema einer Mission und der Christianisierung des Nordens erst im 10. Jahrhundert wieder auf die historische Tagesordnung. Die Tatsache, daß die Christianisierung erst im 10. Jahrhundert ein wenig vorankam, bedeutet auch, daß sich dieser Prozeß weitgehend im Dunkel der Geschichte vollzog, denn er vollzog sich weit entfernt von den Stätten schriftlicher Überlieferung. Und doch wird der Fortschritt der Christianisierung an einer Stelle sehr anschaulich, und zwar in Jelling, im Süden Jütlands. Dort befindet sich die Grabstätte einer dänischen Königsdynastie, die man nach dem Ort die Jelling-Dynastie genannt hat. Es ist eine Dynastie mit klangvollen Namen: Gorm der Alte – ein alter Heide –, Harald Blauzahn († 987), Sven Gabelbart († 1014), Knut der Große († 1035). Man kann die Christianisierung und Angleichung dieser ursprünglichen Wikinger-Dynastie an europäische Standards schon an den Namen erahnen: Der Weg von Gorm dem Alten zu Knut dem Großen war ein Weg der Integration des nordischen Königtums in die Welt des europäischen Hochadels, denn Knut der Große verheiratete seine Tochter Gunhild mit dem Salier Heinrich III. Die Jelling-Dynastie reflektiert den Übergang Dänemarks zum Christentum und die entscheidende Phase war dabei wohl die Herrschaft Harald Blauzahns, der 987 starb. Denn Harald ließ in der Grabanlage von Jelling einen großen Runenstein aufstellen (mit einer Höhe von 2,40 m), dessen Inschrift besagt: *König Harald befahl, diesen Stein zu errichten, zum Gedenken an seinen Vater Gorm und seine Mutter Thyra. Der Harald, der sich selber ganz Dänemark und Norwegen unterwarf und der alle Dänen zu Christen machte.* Dieses steinerne Dokument dänischer Geschichte kurz vor dem Jahr 1000 ist für das Verständnis der Christianisierung des Nordens von erheblicher Bedeutung. Denn wir erkennen aus der Inschrift, daß politische Herrschaftsbildung und Christianisierung Hand in Hand gingen und daß der dänische König bei dieser Entwicklung offenbar eine Führungsrolle einnahm. König Harald herrschte über Dänemark, Südschweden – das damals zu Dänemark gehörte – und außerdem über den Süden Norwegens. Und wie die Archäologen zeigen konnten, wurde die ursprünglich heidnische Grabanlage in Jelling mit ihren zwei eindrucksvollen Grabhügeln in der Zeit Haralds durch die Aufstellung des Runensteins und die Erbauung einer Kirche gleichsam christianisiert. Es war eine Christianisierung innerhalb einer Dynastie, und anders als bei den Sachsen wurden die heidnischen Symbole nicht zerstört, sondern in einer nun christlich gewordenen Tradition bewahrt. Sie sind noch heute zu sehen.

Das ist vielleicht das auffälligste an der Christianisierung Skandinaviens: Sie vollzog sich ohne eine vorhergehende Eroberung durch christliche Nachbarn. Die Jelling-Dynastie herrschte fast zeitgleich mit den Ottonen und es ist immer wieder über den politischen Druck des Reiches auf Dänemark nachgedacht worden. Tatsächlich hatte Otto I. auf einer Synode in Ingelheim 948 drei Bischöfe für Dänemark ernannt. Die ottonischen Herrscher behielten die Entwicklung im Norden also durchaus im Auge, und sicher setzten sie auch politische Druckmittel ein. Aber wir wissen nicht einmal, ob die drei Bischöfe je in ihre Bistümer in Ribe, Schleswig und Aarhus gelangten. Was wir sicher sagen können

ist, daß die Christianisierung des Nordens sich im Zuge eines europäischen religiösen und kulturellen Assimilationsprozesses durchsetzte und nicht als ein Diktat fremder Eroberer, wie dies noch in der Zeit Karls des Großen die Regel war. Es liegt in der Natur der Sache und der Überlieferung, daß ein so allmählicher Wandel, der im Norden schließlich zentrale Ordnungsvorstellungen der westeuropäischen christlichen Königreiche einführte, in den Einzelheiten schwer zu fassen ist. Der Prozeß begann im späten 10. Jahrhundert, und nach gut 100 Jahren, im Jahr 1103, war er so weit gediehen, daß die Christen im Norden erfolgreich ihre Eigenständigkeit von der Reichskirche beanspruchen konnten. Die Errichtung des Erzbistums Lund war ein entscheidender Schritt auf diesem Weg, und daß es dieses neue Erzbistum fertigbrachte, innerhalb der nächsten 40 Jahre den eindrucksvollen Dom in Lund zu erbauen, bewies, daß hier nicht nur eine Struktur auf dem Pergament geschaffen worden war.

Solche großen Kirchenbauten erforderten ein hohes Maß an Organisation und an Mitteln. Der Bau des Doms in Lund war ein wichtiger Auftakt für den energischen Ausbau kirchlicher Organisation im Norden, der im 12. Jahrhundert vorangebracht wurde. Lund lag günstig, es war bis in das späte Mittelalter hinein ein lebendiger Handelsplatz, der in besonderer Weise von seinem Fischreichtum profitierte. Die rasante Entwicklung, die 1103 angeschoben wurde, führte am Ende des 12. Jahrhunderts dazu, daß nun im Umfeld der neuen Kirchen ausführliche schriftliche Chroniken über die Geschichte der nordischen Länder verfaßt wurden. Nun wurde die Entwicklung des nordischen Christentums historisch faßbar. In diesem Prozeß markierte die Erhebung Lunds zum Erzbistum einen entscheidenden Schritt.

Bernhard (von Clairvaux) tritt in den Zisterzienserorden ein

Der Eintritt Bernhards (von Clairvaux) bescherte dem neugegründeten Orden der Zisterzienser einen Mann, dessen Tatkraft und Rastlosigkeit zum enormen Erfolg dieser religiösen Bewegung beitrug. Es war eine Bewegung, die sich einem asketischen mönchischen Ideal verschrieb und die insbesondere unter jungen Adligen viele Anhänger fand. Die Zisterzienser wurden zu einer zentralen Kraft des 12. Jahrhunderts. Zur Zeit von Bernhards Eintritt noch ein kleiner, regional begrenzter Ordensverband, zählten sie bei Bernhards Tod bereits 328 zugehörige Abteien in Europa.

DATEN

1098	Gründung des Klosters Citeaux als neues Kloster durch Robert von Molesme
Mai 1113	Eintritt Bernhards mit 30 Gefährten in das Kloster Citeaux
1115	Gründung des Klosters Clairvaux durch Bernhard (gemeinsam mit 15 Mönchen, deren Abt er wird)
1152	Vorübergehendes Neugründungsverbot für Zisterzienserklöster
1153	Tod Bernhards, zu diesem Zeitpunkt 328 Zisterzienserklöster
um 1200	ca. 525 Zisterzienserklöster
1225	Fertigstellung der großen Klosterkirche von Cluny (Cluny III) nach langer Bauzeit

Im Mai 1113 erschien eine Gruppe von 30 vorwiegend jüngeren Männern unter der Führung des 23jährigen Bernhard vor dem burgundischen Kloster Citeaux. Die jungen Männer waren entschlossen, ihr bisheriges Leben aufzugeben und als Mönche in das Kloster einzutreten. Der Entschluß entsprang keiner spontanen Laune, vielmehr hatten sich die jungen Leute ein halbes Jahr lang in einem Haus von Bernhards Familie auf diesen Schritt vorbereitet. Bernhard hatte auch seine Brüder überzeugt, sich mit ihm von der Welt abzuwenden. Und so traten sie nun in einer größeren Gruppe ins Kloster ein. Dieser Vorgang war nicht untypisch für den religiösen Elan dieser Zeit. Zwanzig Jahre später trat der



DER HEILIGE BERNHARD AUF DEM ALTAR VON CAPELLA DELS TEMPLERS,
MALLORCA, ENDE DES 13. JAHRHUNDERTS.

deutsche Otto (von Freising) – ein Onkel Kaiser Friedrich Barbarossas – auf der Rückreise von den Schulen in Paris mit allen seinen Gefährten in das Zisterzienserklster Morimond ein. Es waren 16 junge Männer, in ungefähr demselben Alter, in dem auch Bernhard dem Kloster beigetreten war. Otto war bei seinem Beitritt 19 oder 20 Jahre alt. Die jungen Leute entstammten adligen Familien, Bernhard entstammte einer Ritterfamilie in Burgund. Auf einer Kanonikerschule hatte er eine grundlegende Bildung erhalten – seine Briefe als Abt sind berühmt geworden. Es war eine durchaus aristokratische und sehr asketische, radikale Spiritualität, die diese jungen Männer faszinierte – so sehr faszinierte, daß sie auf aussichtsreiche weltliche Laufbahnen verzichteten. Sie schlossen sich einer besonderen Form des benediktinischen Mönchtums an, die im Jahr 1098 mit der Gründung des Klosters Citeaux in Burgund ihren Ausgang genommen hatte. Damals hatte Robert von Molesme dieses neue Kloster gegründet. Robert war ein benediktinischer Mönch, der einen besonderen Zug zur Askese hatte, und der in Burgund gemeinsam mit etwa zwanzig Gefährten am Ende des 11. Jahrhunderts den Grundstein für den Zisterzienserorden legte, dessen Geschichte im 12. Jahrhundert eine beeindruckende Erfolgsgeschichte ist. Vom Kloster Citeaux, leitete sich der Name Zisterzienser – *Ordo Cisterciensis* ab.

Die Anfänge dieses Mutterklosters des späteren *Ordo Cisterciensis* waren zunächst durchaus zeittypisch und eher unspektakulär. Der Abt des burgundischen Klosters Molesme Robert (1027–1111) war ein Mann mit der einschlägigen Biographie eines unruhigen religiösen Geistes dieser Epoche. Er stand einem traditionellen Benediktinischen Kloster vor, aber er sah sich immer wieder durch die radikale Lebensform einer strengen Askese herausgefordert. Schon einmal hatte er sein Kloster verlassen, um in der Wald-einsamkeit ein Gott geweihtes Leben zu führen. Dieser Zug zum Eremitentum war eine Tradition der alten Kirche, die seit dem Ende des 11. Jahrhunderts wieder zunehmend Anhänger fand. Allerdings waren die Eremiten des frühen Christentums, insbesondere die der östlichen Kirche, in andere Einsamkeiten gezogen, als dies in der Mitte Westeuropas zu Beginn des 12. Jahrhunderts noch möglich war. Die Einöde dieser Epoche wurde den Zisterziensermönchen von burgundischen Adligen zur Verfügung gestellt. Woher sich der später so berühmte Name Citeaux ableitete, weiß man nicht genau. Es ist möglich, daß er von einer einfachen Wegmarkierung stammte: diesseits des dritten Meilensteins an der Straße zwischen Langres und Chalon: *cis tercium lapidem miliarum*. Dorthin war Robert mit einer Gruppe von Freiwilligen aus seinem bisherigen Kloster Molesme gezogen. Die Tradition datiert diesen Auszug auf das Jahr 1098 und spricht von 20 Mönchen, die mit Robert ausgezogen seien. Sie nannten ihre Gründung einfach »neues Kloster«: *novum monasterium*; so hieß es längere Zeit, erst später sprach man von Citeaux. Das Motiv für diese Neugründung war der Wille nach einer neuen und radikalen Form religiöser Armut und einfachen Lebens. Dies waren durchaus die Ideale des traditionellen Mönchtums, doch hatten viele benediktinische Klöster die Mönchsregel des heiligen Benedikt, die einigen Spielraum für Zusätze und Interpretationen ließ, mit einem anderen Schwerpunkt versehen als dem der unbedingten Askese. Die neue Gründung lag ebenso in Burgund wie Cluny, dem damals bekanntesten Kloster der westlichen Chri-

stenheit. Cluny war zu Beginn des 10. Jahrhunderts gegründet worden und hatte im 11. Jahrhundert unter seinen großen und lange regierenden Äbten eine enorme Erfolgsgeschichte erlebt. Die cluniazensische Form des Mönchtums hatte eine Verbreitung über das ganze westliche Europa erfahren, und der Abt von Cluny stand einer weitverzweigten Organisation von abhängigen Klöstern vor, der *ecclesia cluniacensis*.

Die Klosterkirche in Cluny wurde durch ständige Bauarbeiten im Laufe des 12. Jahrhunderts (bis zur Fertigstellung 1225) zur größten Kirche der mittelalterlichen Christenheit. Lange Zeit hindurch war Cluny ein sehr reiches Kloster. Es bot dem aufstrebenden asketischen Kloster Citeaux Gelegenheit, sich an seiner Lebenspraxis zu reiben – und in einer ausführlichen Streitschriftenliteratur des 12. Jahrhunderts schlug sich diese gegenseitige Abgrenzung des mönchischen Selbstverständnisses auch nieder. Zunächst aber war das neue Kloster Citeaux ein so kleines und unbedeutendes Gebilde, daß die Cluniazenser keine Veranlassung hatten, ihm weitere Aufmerksamkeit zu widmen. Zudem schien seine Geschichte schon nach einem Jahr beendet zu sein. Denn die Mönche von Molesme, die Robert zurückgelassen hatte, fanden sich mit dem Verlust ihres Abtes nicht ab und führten Klage beim Papst. Der verstand ihr Anliegen, und schon ein Jahr nach seinem Auszug mußte Robert wieder in sein altes Kloster zurückkehren, mehr als die Hälfte seiner Mönche kam mit ihm. Die wenigen Verbliebenen diesseits des dritten Meilensteines schienen in einer schwierigen Lage. Aber sie hatten eine energische Führung. Gemeinsam mit Robert waren zwei Männer in das neue Kloster gezogen, die nun nacheinander seine Rolle als Abt der Neugründung einnahmen und die dies erfolgreich taten: da war Alberich, der frühere Prior von Molesme, der bis zu seinem Tode 1109 das Amt des Abtes von Citeaux versah, und da war der Engländer Stephen Harding (1050–1134), der von 1109 bis 1133 als dritter Abt von Citeaux die Neugründung in ihrem Bestand festigte. Während seiner Zeit als Abt gab es erste Töchtergründungen. Stephen Harding war ein weitgereister und gebildeter Mann, der mit Energie und Umsicht die Basis für den zisterziensischen Erfolg legte. Der Eintritt Bernhards und seiner 30 Gefährten in Citeaux 1113 fiel in die Amtszeit Stephen Hardings.

Der gemeinschaftliche Schwung und die radikale Askese der Lebensführung gehörten wohl zu den wichtigen Erfolgsgründen des neuen Ordens. Otto von Freising, der als junger Mann die Lebensform der Zisterzienser gewählt hatte, und der sechs Jahre nach seinem Eintritt zum Abt des Klosters gewählt wurde, verfaßte zwischen 1143 und 1146 eine Geschichtsdarstellung, die den Bogen von der Schöpfung bis zum jüngsten Tag schlug. Die *Geschichte von den zwei Bürgerschaften*, oder einfacher *Chronica*, gehört zu den eindrucksvollsten historischen Werken des hohen Mittelalters. Als Otto sie verfaßte, hatte er das Kloster verlassen, um auf Drängen seiner Familie Bischof von Freising zu werden, aber in der Schilderung des zisterziensischen Lebens, das die *Chronica* bietet, ist deutlich erkennbar, wie nahe Otto den Idealen seiner Jugend noch immer stand: *Diese bekennen sich als für die Welt abgestorben: sie leben im Diesseits im Verborgenen »mit Christo in Gott« und tragen kein Verlangen danach, daß ihr Ruhm erstrahle, bevor Christus, ihr Leben, in Herrlichkeit erscheint. Aber sie führen schon auf Erden ein Leben in himmlischer, engelhafter Reinheit und Heiligkeit des Wandels und des Gewissens. Sie leben in einer*

Gemeinschaft, »ein Herz und eine Seele«, in Klöstern oder Kirchen, sie legen sich gleichzeitig schlafen, sie stehen einmütig auf zum Gebet, sie nehmen gemeinsam in einem Raum die Mahlzeiten ein, und Tag und Nacht beschäftigen sie sich mit Beten, Lesen und Arbeiten mit so unermüdlichem Fleiß, daß sie es für einen Verstoß gegen göttliches Gebot halten, außer der kurzen Zeit, in der sie den müden Gliedern Ruhe auf kargem Reisiglager oder grober Decke gönnen, auch nur einen einzigen Teil der Stunden ohne die Beschäftigung mit dem Göttlichen verstreichen zu lassen ... (Chronica VII, 35).

Wer sich die konkrete Lebenswelt der Zisterzienserklöster in ihrer unwirtlichen und ungeheizten Strenge vergegenwärtigt, ahnt das enorme Potential einer Bewegung, die es bereitwillig mit solchen Widrigkeiten aufnahm. Aus den bescheidenen Anfängen in Burgund wurden die Zisterzienser zu einer bedeutenden Bewegung. Und daran war die rastlose Tätigkeit, die Bernhard von Clairvaux für seinen Orden entfaltet hatte, in erheblichem Maße beteiligt. Der Wunsch, sich aus der Welt zurückzuziehen, war nur ein Zug von Bernhards Wesen. Seine andere Seite konnte kaum anders, als rastlos in der Welt für die Sache des Glaubens zu wirken. Er zog umher, predigte, rief zum Kreuzzug und zum Kampf gegen die Ketzer auf, suchte die päpstliche Kurie in Rom heim und veranlaßte eine Fülle von Klostergründungen. Unermüdlich schrieb er Briefe, Traktate und Lobgesänge auf die Mutter Gottes. Als Bernhard von Clairvaux im Jahre 1153 starb, gab es bereits 328 Zisterzienserabteien. Diese Zahl blieb eine zeitlang stabil, da im Jahr 1152 neue Gründungen untersagt worden waren. Doch dieses Verbot, das offenbar ein unkontrolliertes Anwachsen und einen damit verbundenen Verlust der hohen Standards verhindern sollte, blieb nicht lange wirksam. Am Ende des Jahrhunderts gab es etwa 525 Abteien. Noch heute strahlen diese Bauwerke den strengen zisterziensischen Geist aus. Und sie lassen etwas erkennen, das dem traditionellen Mönchtum in dieser Form fremd war, wenn Cluny auch manche Ansätze dazu zeigte: Uniformität und Einheitlichkeit.

Die Radikalität des reformerischen Schwungs hatte entscheidend zu dem enormen zisterziensischen Erfolg beigetragen. Das Wachstum und die Ausbreitung des Ordens trug aber auch die Gefahr in sich, daß die neuen Gründungen das ursprüngliche Ideal anders interpretierten oder angesichts bislang nicht bedachter Herausforderungen von der traditionellen Ordenslinie abwichen. Es war etwas anderes, ein Kloster im christlichen Burgund in der Nähe des berühmten Cluny zu führen, als ein Kloster im gerade erst christianisierten Norwegen unbeschadet zu erhalten. Doch auch dort gab es im Laufe des 12. Jahrhunderts Zisterziensergründungen. Die Zisterzienser antworteten auf diese Herausforderung mit einem neuen Organisationsmodell. Ein sogenanntes Generalkapitel, eine Versammlung aller zisterziensischen Äbte in zunächst jährlichem, dann dreijährigem Rhythmus entschied über die Fragen des Ordenslebens. Die verschiedenen Klöster wurden einmal im Jahr von den Äbten der Abteien visitiert, also geprüft, von denen ihre Gründung ausgegangen war. So entstand eine zentralistische Struktur. Tatsächlich entstand auf diese Weise der Orden der Zisterzienser, der *Ordo Cisterciensis*. Damit die Regeln, nach denen die verschiedenen Zisterzienserabteien lebten, nicht voneinander abwichen, und damit in der großen Gemeinschaft der Zisterzienser nach demselben Gesetz gelebt und gebetet wurde, wurden diese Regeln zunehmend schriftlich fixiert.

Zwischen der Schriftlichkeit dieser Normen und ihrer disziplinierenden Wirkung bestand ein enger Zusammenhang. Nur die Einheitlichkeit der Rechtstexte konnte die Einheitlichkeit der Lebensweise einigermaßen garantieren. Dies war ein großes Thema des 12. Jahrhunderts, und es war auch ein zisterziensisches Thema, denn es hing eng mit den Bedürfnissen dieses so weit verzweigten Ordens zusammen. Schon Stephen Harding hatte sich mit Nachdruck um die Qualität der Texte bemüht, die dem religiösen Leben der ersten Zisterzienser zugrunde lagen. Er ließ in seinem Scriptorium nicht nur sorgfältige Handschriften von Texten der Kirchenväter erstellen, die man als Zeugnisse eines reinen Lebens im Glauben ansah, sondern er ließ auch philologische Studien an der Überlieferung des lateinischen Bibeltexes (*Vulgata*) vornehmen, um so eine sichere Grundlage für die strenge *vita religiosa* zu haben. Aus der abendländischen Kultur des 12. Jahrhunderts sind die Zisterzienser nicht wegzudenken, und ohne Bernhard von Clairvaux ließe sich der Zisterziensische Erfolg kaum erklären.

Bernhard von Clairvaux war ein Mann von enormer Belesenheit und ein eifriger Produzent eigener Texte. Seine aggressive Tatkraft wechselte ab mit einer tiefen meditativen Frömmigkeit, die die Grundlage mönchischer Existenz ist. Bernhard von Clairvaux war ein Agitator und ein glänzender Stilist. Er selber hat sich als die *Chimäre des Jahrhunderts* bezeichnet. Man muß ihn nicht mögen, um zuzugestehen, daß er in der Tat ein Mann war, der Geschichte gemacht hat.

1117 / 18

Die Affäre von Abaelard und Heloise

DER EINZUG DER PSYCHOLOGISCHEN DIMENSION
IN DAS SOZIALE LEBEN

Die Affäre von Petrus Abaelard und seiner Schülerin Heloise gehört zu den großen Liebesgeschichten der Weltgeschichte. Dies weniger wegen der unerhörten Qualität des Verhältnisses, als vielmehr wegen seiner Tragik und wegen des literarischen Niederschlags infolge der erzwungenen Trennung. Die literarischen Zeugnisse dieser – im Grunde kurzen – Affäre sind ein frühes Zeugnis der psychologischen Dimension hochmittelalterlicher Liebesbeziehungen und sie gewähren – bei aller Stilisierung – einen ungewöhnlichen Blick auf die Motivation und die Interessen einer selbstbewußten jungen Frau im 12. Jahrhundert.

DATEN

ca. 1080	Geburt von Abaelard
ca. 1100	Geburt von Heloise
1117/18	Affäre von Abaelard und Heloise / Schwangerschaft von Heloise und Geburt des Sohnes / Heimliche Heirat / Überfall auf Abaelard
1118	Trennung der beiden durch den Eintritt ins Kloster
1130er Jahre	Historia Calamitatum / Briefwechsel
1140	Konzil von Sens: Verdammung von 19 Lehrsätzen Abaelards auf Antrag Bernhards von Clairvaux
1142	Tod von Petrus Abaelard
1164	Tod von Heloise

Die Geschichte beginnt mit einem bitteren Tag im Leben eines berühmten Pariser Gelehrten irgendwann im Jahr 1117 oder 1118. Genauer gesagt mit einer bitteren Nacht. Petrus Abaelard war zu diesem Zeitpunkt noch nicht 40 Jahre alt. Seit vier Jahren lehrte er als Magister an der Domschule von Notre-Dame in Paris. Er war für seinen Intellekt und auch für seine didaktischen Fähigkeiten berühmt; die Schüler liefen ihm zu und er genoß

seinen Erfolg. An Selbstvertrauen mangelte es ihm nicht. Als Magister an der Domschule von Notre-Dame hatte er einen niedrigen geistlichen Rang, doch zog man die Grenzen nicht sehr eng. Seine Position als Lehrer hatte ihn in Kontakt mit einer jungen Frau gebracht, deren Intellekt und deren Interessen manchen Zeitgenossen beeindruckten: mit Heloise, der etwa 16jährigen Nichte eines Geistlichen an der Domkirche. Dieser Geistliche, Fulbert mit Namen, bat den jungen Gelehrten, als Hauslehrer für seine Nichte Heloise tätig zu werden. Abaelard war gern auf das Angebot eingegangen, wobei er sich von Anfang an der Möglichkeiten seiner Zusatzstelle sehr bewußt war – und er zögerte nicht, den Unterrichtsstoff beträchtlich über seine eigentliche Bestimmung hinaus auszuweiten. Das ging auf die Dauer an seine Kräfte: *Es war auch ein zermürbendes Leben, bei Nacht für die Liebe zu wachen und bei Tag für den Beruf.* Abaelard geht auf diese Ablenkungen in seiner Lebensgeschichte ausführlicher ein. Nach heutigen Standards würden wir sagen, er mißbrauchte seine Stellung. Es war eine heftige Romanze, und die junge Frau wurde schwanger. Erst da ging dem Onkel auf, was er eingefädelt hatte. Er war mit einem gewissen Recht verärgert. Abaelard brachte seine Geliebte heimlich zu seiner Schwester in die Bretagne. Dort bekam sie einen Sohn (Astrolabius) und Heloises Onkel bestand auf einer Heirat. Heloise lehnte die Heirat leidenschaftlich ab, ihre Argumente gegen die Ehe sind berühmt geworden, aber schließlich war es doch zu einer heimlichen Eheschließung gekommen. Allerdings erwies sich diese Lösung als nicht tragfähig. Zu tief war die Verbitterung des Onkels, und so heuerte er schließlich einige Schergen an und bestach Abaelards Diener. Dieser ließ die Werkzeuge der Rache in der Nacht in Abaelards Zimmer ein, und sie rückten dem Schlafenden mit ihrem Messer brutal zu Leibe. Abaelard überlebte den Eingriff, aber sein Verhältnis zu Heloise änderte sich.

Uns interessiert hier weniger die Kastration, als vielmehr die Folgen dieses Überfalls, denn er veranlaßte die beiden Beteiligten etliche Jahre später, das Geschehen und auch ihre gemeinsame Geschichte aufzuarbeiten. So wurde die Innenansicht einer Affäre, die als solche sicher kein singulärer Vorfall war, für die Nachwelt festgehalten. Der Schock veränderte das Leben von Petrus Abaelard und von Heloise, wobei sie sich mit der Veränderung sehr viel schwerer abfand als er. Nur weil die beiden ihre Sicht der Erfahrungen nicht von Angesicht zu Angesicht austauschen konnten, sind sie uns überhaupt erhalten geblieben. Abaelard war als Zeitgenosse in seiner Selbstbezogenheit und Mitteilungsfreude sicher kein einfacher Mensch, aber ein Historiker nimmt in seinem Fall den Verstoß gegen die *Maxime*, daß ein Gentleman Diskretion üben sollte, dankbar zur Kenntnis. Die Liebesgeschichte von Heloise und Abaelard ist in ihrer erotischen Dimension weniger ergiebig als in ihrer psychologischen Bedeutung. Denn sie erfüllt auf dramatische Weise ein Milieu mit Leben, dessen Dynamik sich zu Beginn des 12. Jahrhunderts anschickte, die europäische Kulturgeschichte des Mittelalters tiefgreifend zu verändern. Es war das Milieu der Gelehrten – der Schulen, in denen erstmals eine wissenschaftliche Methode entwickelt wurde, ein Milieu, das um 1200 in die ersten Universitäten einmündete. Paris war einer der zentralen Schauplätze dieser Bewegung, für die eine hohe Mobilität und eine westeuropäische Vernetzung charakteristisch war. In diesem Milieu, das personell nicht sehr dicht, aber sehr wirkungsvoll war, kamen immer wieder Men-

schen miteinander in persönliche Berührung, die von der Unruhe der Zeit erfaßt wurden, wenn auch auf ganz unterschiedliche Weise: so etwa Petrus Abaelard und Bernhard von Clairvaux. Dabei fällt auf, daß bei aller Differenz und Gegnerschaft in der Sache, die psychologische Dimension zu einem wichtigen Anliegen wurde. Die Frage, wie der einzelne Mensch fühlte und was ihn bewegte, interessierte beide Männer, Petrus Abaelard und Bernhard von Clairvaux, auch wenn sie darüber zu Kontrahenten wurden. Eine knappe historische Skizze soll dieses Milieu vorstellen und die vorgestellten Personen historisch einordnen.

Petrus Abaelard war um 1080 als erster Sohn einer Ritterfamilie geboren worden. Er traf früh die Entscheidung für die Wissenschaft – eine Vorliebe, die schon sein Vater verfolgt hatte. Petrus fand an diesen Studien solchen Gefallen, daß er auf sein Recht als Erstgeborener und damit auf das Familiengut verzichtete, um sich dem Studium zu widmen. Dabei interessierte ihn zunächst die Logik. Im 12. Jahrhundert bedeutete die Liebe zur Philosophie eine Wanderschaft zu den Orten, an denen die Philosophie gelehrt wurde. Auf diesem Weg kam Petrus Abaelard schließlich nach Paris, um bei dem damals berühmten William von Champeaux zu studieren. Er kommt in seiner Lebensbeschreibung schnell zu dem Punkt, an dem er seinen Lesern mitteilt, daß er in Diskussionen schon bald die Positionen seines Lehrers erschüttern konnte. Er gründet seine eigene Schule, zunächst in Melun, gut 50 km südlich von Paris, dann in Corbeil, was nur noch die halbe Strecke nach Paris war, etwa 25 km: *Die größere Nähe von Paris – so schrieb er – sollte mir in meinem Ungestüm häufiger Disputationen gestatten. Ich überanstrengte mich aber dermaßen, daß ich krank wurde und heim mußte.*

Als Abaelard wieder gesund geworden war, hielt er einen großen Einzug in Paris, und er beschloß, nun seine Kenntnisse über die Philosophie hinaus auch auf die Theologie auszuweiten. Als Lehrer wählte er dazu einen berühmten Theologen seiner Zeit, Anselm von Laon. Auch hier stellte Abaelard sein Licht nicht lange unter den Scheffel. Anselm, der kein junger Mann mehr war, enttäuschte Abaelard, und so trat er in Konkurrenz zu seinem Lehrer. Zunächst vor wenigen, dann vor immer mehr Hörern legte er schwierige Bibelstellen aus, bis seine Gegner den alten Anselm dazu bewegten, ihm die Vorlesungen in der Domschule von Laon zu untersagen. So ging Abaelard nach Paris zurück, um dort Philosophie und Theologie zu lehren. Er hatte Erfolg, er hatte Hörer und entsprechende Einnahmen, und seine Stellung verschaffte ihm die Gelegenheit zu seiner spektakulären Romanze mit Heloise. Es war ein dynamisches Milieu. Es gab mitunter heftige Konkurrenz der Lehrer, aber es gab auch viele Schüler, die etwas lernen wollten. Das war in dieser Form neu.

Wir machen hier einen Schnitt und nehmen den Faden an der Stelle wieder auf, an der Heloise und Abaelard ihr Leben neu ordnen mußten. Sie taten das, indem sie beide getrennten Ordensgemeinschaften beitraten; Heloise wählte ein Kloster in Argenteuil, Abaelard trat in das traditionsreiche Kloster von St. Denis ein, dessen Kirche die Grablege der französischen Könige war. Abaelard geriet schon bald mit den Mönchen und dem Abt in einen scharfen Streit, der soweit ging, daß seine Lehren förmlich überprüft wurden. Abaelard erreichte schließlich, das Kloster verlassen zu dürfen, um bei Troyes eine



ABAEIARD UND HELOISE, EIN OFT DARGESTELLTES PAAR.
HIER IN EINER GOTISCHEN MINIATUR.

Einsiedelei aufbauen zu können. Er hatte dort ein Stück Land geschenkt bekommen. Schon bald fanden ihn seine Schüler und belagerten ihn, um von seiner Lehre zu profitieren. Als die Zahl der Schüler wuchs, erbauten sie schließlich feste Häuser anstelle der provisorischen Hütten. Diese kleine klösterliche Anlage wurde dem tröstenden Geist Gottes geweiht, dem *Paraklet*. Dessen Stellung in der Dreifaltigkeit war nicht so ganz klar, doch war es wohl typisch für Abaelard, daß er seine Einsiedelei in einer Weise weihte, die für Unruhe sorgte. Seine Gegner – die es immer gab – blieben nicht untätig, und er nutzte schließlich eine Gelegenheit, um aus der Streitlinie zu kommen. In der Bretagne suchten die Mönche eines Klosters einen Abt. Abaelard erklärte sich bereit, die Aufgabe zu übernehmen. Aber obwohl er aus der Bretagne stammte, war ihm dort alles fremd, und sehr wohl hat er sich in seinem neuen Wirkungsbereich nie gefühlt. Er hatte sich auf keine einfache Mission eingelassen und sah wiederholt sein Leben in Gefahr. In der Zwischenzeit mußten Heloise und die Nonnen von Argenteuil ihr Kloster verlassen, weil der Abt von St. Denis ältere Rechte geltend machen konnte, und sie suchten eine Bleibe. Da bot Abaelard ihnen seine nun verwaiste Einsiedelei an. Dorthin zogen die Nonnen, und nach einem schwierigen Anfang entwickelte sich ihre kleine Gemeinschaft in der Folge recht ansehnlich. Dies war im hohen Maße dem Wirken Heloises zu verdanken, die den Nonnen vorstand. Aus der Einsiedelei ging eine Abtei hervor, die eine Reihe von Tochtergründungen durchführen konnte. Diese Entwicklung führte dazu, daß Abaelard als Gründer von Paraklet und Heloise nun wieder in eine regelmäßige Korrespondenz eintraten, in der Abaelard als Heloises geistlicher Ratgeber fungiert. Zumindest bemüht er sich darum. Daß dies nicht so ohne weiteres möglich ist, macht den besonderen Charakter dieses Briefwechsels aus. Die Briefe zeigen auf dramatische Weise, daß die beiden früheren Liebenden die Katastrophe und die Umstände der Trennung sehr unterschiedlich verarbeitet hatten.

Während Abaelard die Kastration und die dauerhafte Trennung von Heloise als eine Sühne ansah, die ihn noch rechtzeitig auf den Pfad der Tugend zurückgestoßen hatte, fand Heloise in solchen Deutungen keinen Trost. Im Gegenteil, sie, die als Äbtissin eine so beeindruckende Figur machte, schildert Abaelard ihren fortgesetzten Hader mit Gott, da sie die Strafe als ungerecht empfand. In den ersten Briefen schildert sie eindrücklich, daß sie am Altar weniger von frommen Empfindungen erfüllt sei als vielmehr von allzu lebendigen Erinnerungen an die Unterrichtsstunden im Haus ihres Onkels. Sie habe den Schleier nur genommen, um Abaelard zu gefallen. Das war natürlich ein schwieriges Terrain für die Korrespondenz eines Abtes und einer Äbtissin. Abaelard lenkte den Austausch schließlich stärker auf die technischen Fragen der monastischen Disziplin und kam auch Heloises Bitte nach, für ihre Nonnengemeinschaft eine eigene Lebensregel zu verfassen. Doch konnte sein unruhiger Geist es nicht dabei belassen, und er setzte seine öffentliche Lehrtätigkeit weiterhin so fort, daß er besorgte Zeitgenossen ernsthaft provozierte. Mit dem Zisterzienser Bernhard von Clairvaux hatte er sich ursprünglich gut verstanden, aber Bernhard nahm Anstoß an manchen Lehren Abaelards. Der Zisterzienser verfaßte schließlich einen einschlägigen Katalog anstößiger Lehrensätze. Bernhard stieß sich an der Methode Abaelards, der selbst die heiligsten Glaubenssätze einer Prüfung

durch seinen neugierigen Verstand unterziehe, und er erreichte schließlich, daß ein Konzil in Sens im Jahre 1140 19 Lehrsätze Abaelards verdammt. Das Verfahren war nicht ganz regulär gewesen. Bernhard hatte Abaelard keine Gelegenheit gelassen, seine Beredsamkeit und dialektische Begabung einzusetzen, sondern vorab eine Verurteilung seiner Lehren erwirkt. Abaelard wandte sich hilfeschend an den Papst und suchte Zuflucht in dem berühmten Benediktinerkloster Cluny. Aber Bernhard hatte gute Verbindungen zur Kurie und erwirkte Abaelards Verurteilung. Der war schon ein alter Mann und stand nun unter dem Schutz des Petrus Venerabilis, des Abtes von Cluny. Als Mönch von Cluny ist Abaelard gestorben, und Petrus Venerabilis hat in einem berühmten Brief an Heloise das Lebensende des einstmalig so selbstverliebten und streitlustigen Abaelards als einen vorbildlichen christlichen Lebensabschied gewürdigt. Petrus Abaelard starb 1142. 1144 wurde sein Leichnam von Petrus Venerabilis nach Paraklet gebracht, und er wurde dort begraben. Heloise, die in ihren Briefen energisch die Möglichkeit zurückgewiesen hatte, Abaelard zu überleben, starb erst 22 Jahre nach ihm, im Jahr 1164. Das war kein untypisches Schicksal für eine Frau, die wie viele Frauen ihrer Zeit 20 Jahre jünger war als der Mann, den sie geliebt hatte.

Abaelard hat neben seiner starken romantischen Wirkung eine bedeutende Wirkung als Gelehrter und Lehrer gehabt. Vielleicht war seine Bedeutung als Lehrer größer als die Originalität seiner Schriften. Keiner, der ihn persönlich erlebte, hat ihm die Anerkennung als gewandtem und scharfsichtigem Dialektiker versagt. Seine Anhänger haben ihn dafür bewundert, seine Gegner haben ihn deshalb gefürchtet. Bernhard von Clairvaux, der seine Schriften für häretisch und für so schädlich hielt, daß er sie verdammen ließ, fürchtete den scharfen Verstand Abaelards, und ging dem direkten Streitgespräch aus dem Weg. Und doch standen sich die beiden Gegner grundsätzlich nicht so fern.

Einer der Anklagepunkte, die Bernhard gegen Abaelard erhob, war dessen Lehre, daß die Männer, die Jesus ans Kreuz genagelt hatten, keine Sünder seien. Das erschien skandalös und war sicher als Provokation gedacht. Aber dahinter stand Abaelards Überzeugung, daß die Motivation bei der Beurteilung der Tat eine entscheidende Rolle spielen müsse. Dies ist eine Überzeugung, die auch im modernen Strafrecht gilt. In Abaelards Augen war es nicht die Tat als solche, die einen Menschen zum Sünder oder Verbrecher machte, wenn der Handelnde die Fehlerhaftigkeit seines Tuns nicht einsehen konnte. Ohne bewußtes Fehlverhalten konnte es keine Sünde und konnte es auch keine Sündenstrafe geben. Diese Überzeugung ließ Abaelard auch Kritik an der kirchlichen Lehre üben, daß ungetaufte Kinder in der Vorhölle landeten, da die Erbsünde für sie keinen anderen Platz zulasse. Dies waren kirchliche Streitfälle und Provokationen, in denen der Abt von Clairvaux kaum anders konnte, als solche Überzeugungen zurückzuweisen. Abaelard hätte sein Anliegen auch taktvoller formulieren können. Doch das lag ihm nicht. Er nahm hier den Einzelnen in den Blick, sein Bewußtsein wurde zum Maßstab für sein christliches Schicksal. Dies war ein Schritt hin zu einem psychologisch verfeinerten Bild vom Menschen. Doch Bernhard, so sehr er Abaelard bekämpfte, hatte diesen Schritt selbst immer wieder getan. Nicht nur die Gesetze der Weltordnung bestimmten das menschliche Leben, sondern die Liebe Gottes war die entscheidende dynamische Kraft. Von dieser

Überzeugung lebte die zisterziensische Gemeinschaft in hohem Maße, und ihr hat Bernhard in seinen Briefen und Hymnen immer wieder Ausdruck verliehen. Der Einzelne suchte seinen Weg zu Gott, und Gott gab ihm hierfür entscheidende Zeichen – die Menschwerdung seines Sohnes. Auch dies war eine psychologische Verfeinerung, wenn auch nicht mit demselben Ergebnis. Die Wege der einzelnen Menschen zu Gott waren verschieden, und wenn sie so verschieden waren, wie im Falle Bernhards und Abaelards, konnte daraus ein scharfer Konflikt entstehen, aber die persönliche Dimension erhielt nun Gewicht und Stimme. Dies ist bei aller Zerstrittenheit eine wichtige Feststellung in Hinblick auf eine Renaissance des 12. Jahrhunderts. Bleiben wir noch einen Augenblick dabei. Im Jahre 1124 oder 1125 schrieb Bernhard einen Brief über die Gottesliebe (Brief Nr. 11). Es ist ein wichtiger Brief und er hat den Text später wiederholt aufgenommen. Darin heißt es:

Indessen, weil wir Fleisch sind und aus dem Verlangen des Fleisches hervorgehen, muß notwendigerweise unser Verlangen, beziehungsweise unsere Liebe vom Fleisch ihren Ausgang nehmen. Wenn sie aber in rechter Weise gelenkt wird, schreitet sie unter der Führung der Gnade in gewissen Stufen voran und wird schließlich durch den Geist vollendet.

Es kommt darauf an, daß Bernhard von den realen Menschen ausgeht und das heißt auch, von ihren Erfahrungen. Sie gilt es, auf Gott zu lenken, aber das heißt, daß es zunächst gilt, ihre Lebensbedingungen ernst zu nehmen. Hier kommt bei aller mönchischen Strenge und Disziplin ein neues Moment in das Menschenbild des hohen Mittelalters: der Mensch, seine Erfahrungen, sein Bewußtsein, seine psychische Disposition. Bei Bernhard, bei Abaelard und bei Heloise begegnet uns dieser Zug mit Nachdruck, und wir können sein enormes Potential erahnen.

23. SEPTEMBER 1122

Das Wormser Konkordat

DAS ENDE DES INVESTITURSTREITES

Mit dem Wormser Konkordat wurde zwischen Kaiser Heinrich V. und Papst Calixt II. ein Kompromiß erzielt, der den fast 40 Jahre dauernden Konflikt um die Besetzung der Bischofsämter im Reich beilegte. Fortan kam der Kirche (i. d. R. dem Erzbischof) die Einsetzung in das geistliche Amt zu, dem König die Einsetzung (Belehnung) des Bischofs in die weltlichen Güter seines Bistums. In der Unterscheidung zwischen geistlichen Gütern (Spiritualia) und weltlichen Gütern (Temporalia), die die Voraussetzung für das Konkordat war, lag der epochemachende Schritt dieses Kompromisses.

DATEN

1071	Ernennung eines Erzbischofs für Mailand durch Heinrich IV. / Widerstand in Mailand
1073	Gregor VII. wird Papst
1076	Rücktrittsforderung an Gregor VII. durch einer Synode deutscher Bischöfe in Worms
1076	Fastensynode in Rom / Exkommunikation Heinrichs IV. durch Gregor VII.
2. 2. 1077	Vorgesehener Königswahltermin einer Fürstenopposition zur Ablösung Heinrichs IV.
28. 1. 1077	Lösung Heinrichs IV. aus der Exkommunikation nach Bußgang in Canossa
1083	Romzug Heinrichs IV. / Einsetzung eines Gegenpapstes / Kaiserkrönung
1085	Tod Gregors VII. in Salerno
1106	Absetzung Heinrichs IV. durch seinen Sohn / Tod Heinrichs IV.
1111	Kaiserkrönung Heinrichs V.
23.9.1122	Wormser Konkordat

Am 23. September 1122 ging auf den Wiesen vor der Stadt Worms ein 50jähriger Konflikt zwischen dem Papst und den deutschen Herrschern zu Ende, den schon die Zeitgenossen als den *Investiturstreit* bezeichnet haben. Der Streit wurde beigelegt, indem drei päpstliche Legaten und Kaiser Heinrich V. Urkunden austauschten, in denen jede der beiden Streitparteien ihre künftige Haltung in der Frage des Einsetzungsverfahrens von Bischöfen und Äbten der Reichskirche zur Zufriedenheit der Gegenseite festschrieb. Das sogenannte *Wormser Konkordat* – der Name stammt erst aus dem 18. Jahrhundert und wurde erstmals von Leibniz geprägt – bestand also aus zwei kurzen Urkunden, die eine ausgestellt von Kaiser Heinrich V., die andere ausgestellt von Papst Calixt II. Es sind kurze Texte, und die zentrale Formulierung in der Urkunde des Kaisers lautete: *Ich Heinrich, von Gottes Gnaden erhabener Römischer Kaiser ... überlasse Gott, Gottes heiligen Aposteln Petrus und Paulus und der heiligen katholischen Kirche jegliche Investitur mit Ring und Stab, und ich erlaube, daß in allen Kirchen, die es in meinem König- und Kaiserreich gibt, kanonische Wahlen und freie Weihen stattfinden ...* Der Papst gestand im Gegenzug dem Kaiser zu, *daß die Wahlen der Bischöfe und Äbte des Deutschen Königreichs, soweit sie dem Reich zugehören, in deiner Gegenwart stattfinden, aber ohne Simonie und irgendwelche Gewalt ... Der Erwählte aber soll von Dir durch das Zepter die Regalien erhalten, und er soll das leisten, was er Dir aufgrund von dessen Recht schuldet.*

Diese kurzen Texte sind in mehrfacher Hinsicht interessant. So ist die Formulierung des Papstes vom »Deutschen Königreich« (*Regnum Teutonicum*) einer der frühen Belege für diesen Namen, und es ist andererseits für die Verfassungsgeschichte dieses deutschen Königreiches von großer Bedeutung, daß die Urkunde, die der König für den Papst ausstellte, von einer Reihe hoher Reichsfürsten als Zeugen bestätigt wurde. Denn hierin kam zum Ausdruck, daß die Fürsten die Entscheidung mittrugen, und daß sie wohl bei einer so weitgehenden Entscheidung beteiligt werden mußten. Die fürstlichen Zeugenlisten, die nun Eingang in die deutschen Königsurkunden finden, sind der Niederschlag einer fürstlichen Beteiligung an der Königsherrschaft. Diese Form der Regierung, die der König in den wichtigen Fragen des Reiches gemeinsam mit den Fürsten wahrnimmt, hat Bernd Schneidmüller zuletzt als »konsensuale Herrschaft« bezeichnet. Das ist ein brauchbarer Begriff und diese Form der Herrschaft wurde typisch für das deutsche Hoch- und Spätmittelalter.

Doch um diese Fragen geht es hier nicht. Hier geht es um die Frage, welche neuen Wege das Wormser Konkordat für das Verhältnis von deutschem Herrscher und der Kirche wies, und welche Folgen dieses Verhältnis für die deutsche Geschichte hatte. Das Problem war gut 50 Jahre vorher anlässlich der Besetzung des Erzbischofsstuhls von Mailand aufgekommen, als Heinrich IV. 1071 zunächst einen Kandidaten einsetzte, der von der Mailänder Geistlichkeit abgelehnt wurde. Der Kandidat erwies sich als ungeeignet, so daß Heinrich schließlich einen zweiten Kandidaten einsetzte, ohne auf die Wünsche der Mailänder zu achten. Die erhielten seit 1073 energische Unterstützung durch den neuen Papst Gregor VII. Die Lage eskalierte, und die Frage nach dem Einsetzungsrecht wurde sehr grundsätzlich gestellt. 1076 gelang es Heinrich IV. auf einer Synode in Worms, die Frustration der deutschen Bischöfe über die harsche Kirchenleitung in Rom (eine Fru-

stration angesichts der resoluten römischen Reformpolitik) in eine Resolution einmünden zu lassen, die die Rechtmäßigkeit von Gregors Papsttum in Frage stellte. Dabei hoffte man offensichtlich auf die mobilisierende Kraft eines solchen Schrittes, der der römischen Opposition gegen Gregor Auftrieb geben sollte. Doch dies war ein Irrtum. Der Papst zögerte nicht mit seinem Gegenschlag. Auf einer Fastensynode in Rom 1076 suspendierte der Papst die rebellischen Bischöfe, und in einem Gebet an den Apostel Paulus exkommunizierte er den König und hob die Treueide seiner Untertanen auf. Das war durchaus gefährlich für Heinrich IV., denn im Reich gab es manche Unzufriedenheit mit seiner Regierung, und diese Unzufriedenheit erhielt nun eine legitimierende Unterstützung. Auf einer Fürstenversammlung erklärte die Opposition, daß sie zu einer neuen Königswahl schreiten würde, wenn Heinrich länger als ein Jahr in der Exkommunikation verbliebe. Der Termin für diese Königswahl, die in Augsburg stattfinden sollte, wurde auf den 2. Februar 1077 festgelegt, und man lud auch den Papst dazu ein. In dieser Situation entschloß sich Heinrich IV. zu dem spektakulären Bußgang von Canossa. Dort nötigte er den Papst, der auf dem Weg nach Augsburg war, durch ein dreitägiges Warten im Schnee dazu, ihn am 28. Januar aus der Exkommunikation zu lösen. Doch war der Konflikt damit nicht überwunden, wenn auch kurzfristig etwas entschärft. Er flammte wieder auf, und als Heinrich IV. 1083 nach Rom kam, um sich zum Kaiser krönen zu lassen, setzte er einen eigenen Papst ein und führte so ein Kirchenschisma herbei. Gregor VII. starb 1085 im Exil in Salerno, Heinrich IV. starb 1106, wenige Monate nachdem ihn sein Sohn zur Aufgabe des Throns gezwungen hatte. Erst eine Generation nach dem Tod der beiden Kontrahenten kam es in Worms zur Lösung des Problems.

Beginnen wir mit der konkreten Regelung, die das Konkordat festschrieb. Da war zunächst die Auswahl der Person des neuen Amtsträgers: sie sollte künftig durch eine kanonische Wahl, das heißt eine Wahl nach den Vorschriften des kirchlichen Rechts (*canones*) erfolgen. Der König durfte anwesend sein, aber keinen ungebührlichen Druck ausüben. Das war eine deutliche Neuerung wenn man berücksichtigte, wie selbstverständlich die deutschen Herrscher noch im 11. Jahrhundert Bischöfe eingesetzt hatten. Die Gegenwart des Königs, die der Papst zugestanden hatte, war natürlich ein Mittel der Einflußnahme, aber wir müssen uns vor Augen halten, wie groß das Reich war, und welch enorme Reisetätigkeit – zusätzlich zu seinem ohnehin üblichen Itinerar – der König hätte leisten müssen, wenn etwa kurz hintereinander die Bischöfe von Freising und Köln starben und der Bischof von Lübeck sich nicht wohl fühlte. Nach der Wahl folgte die Einsetzung – und diese Einsetzung bestand nun aus zwei grundsätzlichen Teilen: einer Investitur mit Ring und Stab und einer Belehnung mit den Regalien, für die der Bischof dem König eine Gegenleistung zu erbringen hatte. Was bedeutete das? Die Einsetzung mit Ring und Stab, die allein der Kirche – in diesem Fall dem zuständigen Erzbischof – zustand, war eine Einsetzung in das geistliche Amt des Bischofs, die *cura animarum*. Der Hirtenstab und der Ring symbolisierten dieses geistliche Amt, der Ring brachte die theologische Vorstellung zum Ausdruck, daß der Bischof mit seiner *ecclesia* gleichsam verheiratet sei – weswegen er das Bistum auch nicht wechseln durfte. An dieser Einsetzung hatte der deutsche Herrscher nun keinen Anteil mehr. Er nahm dafür die

Verleihung der weltlichen Besitztümer, über die jede Kirche verfügte, vor. Diese weltlichen Besitztümer und weltlichen Rechte (Gerichts- und Zollrechte etc.) werden in der Urkunde des Papstes als *Regalien* bezeichnet. Die *Regalien* bildeten in gewisser Weise die materielle Ausstattung des Königtums. Der König konnte nicht den ganzen Landbesitz der Krone selber verwalten, deswegen gab er Teile davon zu Lehen aus. Im Gegenzug für diese Lehnsvergabe, durch die die Empfänger zu seinen Vasallen wurden, leisteten die Empfänger dem König das *homagium* (Mannschaft) und schworen ihm Treue. Dies war das Verfahren bei der Vergabe weltlicher Lehen an Fürsten des Reiches. Dadurch wurde zwischen dem König und dem Vasallen ein Lehnsverhältnis begründet. Es war eine Eigenheit des 12. Jahrhunderts, daß man begann, solche Beziehungen mit den Instrumenten des Rechts und der Sprache der Juristen zu interpretieren. Durch das Wormser Konkordat wurden nun die hohen Ämter der Kirche, die Reichsbischöfe und Äbte, ebenfalls in das Lehnsverhältnis zum König einbezogen. Eine Ironie der Geschichte lag darin, daß das Lehnsverhältnis die Vasallen des Königs in einem zunehmend klarer definierten Umfang zur Heeresfolge gegenüber dem König verpflichtete. Die weltliche Seite des Amtes wurde durch die Regelung von Worms so definiert, daß Verpflichtungen entstanden, die die Kirchenreformer vehement abgelehnt hatten. Der entscheidende Punkt bei der Wormser Regelung war die Trennung von weltlicher und geistlicher Sphäre. In diesen beiden Sphären gab es in Zukunft getrennte Zuständigkeiten. Damit griff das Wormser Konkordat eine Präzisierung auf, die im Zuge der allmählichen Wissenschaftsentwicklung im beginnenden Schulbetrieb des 12. Jahrhunderts entwickelt worden war, und die man für gewöhnlich Ivo von Chartres zuschreibt: die Trennung zwischen *Spiritualien* (geistlichen Gütern) und *Temporalien* (zeitlichen, also weltlichen Gütern). Der Text des Konkordats zitiert diese beiden Begriffe nicht, aber die ganze Regelung orientiert sich klar an ihnen.

Der Regelung waren lange Kämpfe vorangegangen, und sie konnte bestenfalls als ein Kompromiß gelten – obwohl dies kein mittelalterlicher Begriff ist. Erst nachdem in den vorausgegangenen Jahren, richtiger schon Jahrzehnten, der Versuch beider Seiten, aus situationsbedingter Stärke ihre Position auf Kosten der anderen Seite durchzusetzen, gescheitert war, war die Wormser Regelung überhaupt möglich geworden. Vereinfachend ließen sich die Positionen so skizzieren: auf päpstlicher Seite ging es um zwei Dinge: um die deutliche Begrenzung laikaler Beteiligung bei der kirchlichen Ämtervergabe und um die Gewährleistung der Freiheit kirchlicher Amtsträger gegenüber weltlichen Verstrickungen, konkret um die Verhinderung eines Treue- und Mannschftsverhältnisses der Bischöfe und hohen Äbte gegenüber dem König. Dem König dagegen war es zunächst um die Wahrung seiner hergebrachten sakralen Amtsqualität zu tun; als dies aber im Zuge des voranschreitenden Investiturstreites immer schwieriger wurde, ging es vor allem um die Sicherung seiner Herrschaftsinstrumente, denn die Kirchen des Reiches spielten in der Herrschaftsordnung gerade in Deutschland eine zentrale Rolle. Weil diese Herrschaftsverbinding von Königtum und Kirche in Deutschland stärker war, als etwa in England oder Frankreich, hat der Investiturstreit in Deutschland so eine besondere Schärfe erlangt.



HEINRICH V. NIMMT SEINE HERRSCHERINSIGNIEN ENTGEGEN.
ZEITGENÖSSISCHE DARSTELLUNG IN DER WELTCHRONIK DES FRUTOLF
VON MICHELSBERG.

Denn die ottonischen Herrscher, die ein riesiges Gebiet zu regieren hatten, und die dabei immer wieder mit innerfamiliären Spannungen kämpfen mußten, hatten zur Regierung ihres großen Reiches auf eine Institution gebaut, die über eine entwickelte Ämterstruktur verfügte, und die den Vorteil hatte, daß ihre Führungsämter nicht in dynastischer Folge weitergegeben wurden. Dadurch war dem Herrscher ein Eingriff in die Besetzung der Führungspositionen einfacher möglich. Die ottonischen und die salischen Herrscher der früheren Zeit hatten die Positionen der wichtigen Reichsbistümer mit Männern besetzt, die sie gut kannten und denen sie vertrauten. Die Reichsbischöfe in ottonisch-frühsalischer Zeit waren vor ihrer Ernennung häufig Angehörige der königlichen Hofkapelle gewesen. Nachdem diese Geistlichen länger mit dem König umhergereist waren und ihn persönlich kannten, durfte der Herrscher hoffen, daß die künftigen Kirchenmänner an wichtiger Position die Anliegen des Reiches im Auge behielten. Eine Garantie war das allerdings nicht. Die ältere Forschung hat in Hinblick auf diese Rekrutierung und Einbindung der Bischöfe in die königliche Herrschaft sogar vom *ottonisch-salischen Reichskirchensystem* gesprochen. Heute formuliert man vorsichtiger, jedoch bleibt die Feststellung einer besonderen Indienstnahme der Kirchenmänner bei der Herrschaftsübung im Reich bestehen. Und zur Wahrnehmung dieser Aufgaben hatten die Kirchen manches einträgliche Herrschaftsrecht erhalten. Dies war der Grund dafür, daß der deutsche König so energisch darauf bestand, daß sich die Reichskirche seinem Zugriff nicht einfach entzog. Der deutsche Herrscher brauchte diese Unterstützung. Und die Prälaten selber wollten sie.

Ein reformfreudiger Papst mochte zwar der Meinung sein, daß die Bischöfe sich allein auf ihr geistliches Amt konzentrieren sollten, doch die betroffenen Bischöfe selber mochten auf die weltliche Ausstattung ihrer Ämter keineswegs verzichten. Als Heinrich V. in einem früheren Anlauf zur Beilegung des Konflikts anläßlich seiner Kaiserkrönung 1111 dem Papst zusicherte, künftig keine Bischöfe mehr zu investieren, hatte der Papst im Gegenzug erklärt, die Bischöfe zur Rückgabe aller Regalien an den König zu bewegen. Bei dieser Gelegenheit hatte die päpstliche Urkunde die Regalien aufgeführt, die in Rede standen: *Städte, Herzogtümer, Markgrafschaften, Grafschaften, Münzrechte, Zoll- und Marktrechte, Zehntrechte, Königshöfe samt Zubehör, Ministeriale, Reichsburgen*. Als diese Zusage vor der Kaiserkrönung Heinrichs in Sankt Peter verlesen wurde, erhob sich ein solcher Tumult unter den Prälaten, daß der Papst seine Zusicherung zurückziehen mußte, und die Krönung zunächst ausfiel. Auf diese Rechte mochten die geistlichen Großen des Reiches nicht verzichten, diese Regalien versahen ihr Amt mit seiner Ausstattung und gaben ihm auch seine Würde. Es war eine aristokratische Welt, die nicht von Idealen allein lebte.

Das Wormser Konkordat ebnete im Grunde den Weg, der die kirchlichen Amtsträger zu Reichsfürsten machte. Über den weltlichen Anteil ihres Amtes wurden sie in die Lehens- und in die Herrschaftsstruktur des Reiches eingebunden. Jedoch ließ die vergleichsweise schwache Hierarchisierung des deutschen Lehnswesens die Prälaten auf längere Sicht zu Fürsten mit veritablen eigenen Interessen werden. Der Unterschied der neuen Ordnung zur frühen Salier- und Ottonenzeit ist nicht so einfach in wenige Worte zu fassen. Auch

im früheren Mittelalter waren die Kirchenmänner in die königliche Herrschaftsstruktur eingebunden. Aber diese Einbindung hatte einen persönlich-diffusen Charakter, und nun wurde sie präzise rechtlich geregelt. Das war wohl das eigentlich Neue dieser Zeit. Soziale Beziehungen und Herrschaftsbeziehungen des frühen Mittelalters hatten Über- und Unterordnungen ebenso gekannt wie die Anfänge des Lehnsrechts. Alle diese Beziehungen waren stark persönlich geprägt, und sie waren von Fall zu Fall auch unterschiedlich auslegbar. Diese leichte Unbestimmtheit wurde nun nicht länger akzeptiert. Die Verhältnisse wurden in einer neuen Sprache geklärt. Es war eine abstraktere Sprache, und sie führte einheitliche Standards ein. Das Wormser Konkordat war ein Kompromiß, der auf der gedanklichen Trennung von geistlicher und weltlicher Sphäre basierte. Diese Differenzierung beendete den grundsätzlichen Konflikt nicht, aber sie öffnete eine Tür zu einer Reihe interessanter neuer Probleme.

Das Dekret Gratians

DER SIEGESZUG DES KANONISCHEN (KIRCHLICHEN) RECHTS

Mit der ersten Redaktion der privaten Rechtssammlung Gratians in Bologna unter dem Titel »Concordantia discordantium canonum« (Harmonisierung einander widersprechender Rechtssätze) erhielt das kirchliche (kanonische) Recht ein Lehrbuch, das nach seiner Überarbeitung eine eindrucksvolle Erfolgsgeschichte erlebte. Noch heute sind etwa 600 Handschriften des umfangreichen Textes bekannt, der bis zum Ende des 12. Jahrhunderts einen offiziellen Charakter in der kirchlichen Rechtspraxis erhielt. Das kanonische Recht nahm im Verlauf seiner Entwicklung im 12. Jahrhundert wichtige Elemente des römischen Rechts auf und wurde de facto zum öffentlichen / gemeinen Recht (ius commune) Europas im späteren Mittelalter.

DATEN

1139	II. Laterankonzil (Beschlüsse werden im Dekret Gratians zitiert)
ca. 1140	Erste Redaktion des Decretum Gratiani
ca. 1155	Zweite umfassendere Redaktion des Decretum
1234	Liber Extra (X) Gregors IX.
1298	Liber Sextus Bonifaz VIII.

Am Beispiel des Decretum Gratiani können wir erkennen, wie die historische Forschung auch auf wohlbearbeiteten Feldern immer wieder neue Entdeckungen ermöglicht. Es geht um den Anfang des systematischen Kirchenrechts, das im Laufe des 12. und dann vor allem im 13. Jahrhundert in der europäischen Rechtsgeschichte eine immense Bedeutung erlangte. Eine Bedeutung, die das Kirchenrecht dem Umstand verdankte, daß man seit dem 12. Jahrhundert dazu übergang, soziale und kirchliche Verhältnisse zunehmend in der Sprache des Rechts zu erfassen. Dabei hatte das kirchliche Recht eine Vorreiterrolle, und diese Vorreiterrolle führte zu einem Einfluß kirchlicher Rechtsprechung auf die Sphäre des weltlichen Rechts. Die Rechtshistoriker haben in Hinblick auf das Kirchenrecht vom öffentlichen Recht Europas im Mittelalter gesprochen, um seine Verbreitung und seinen Einfluß zu charakterisieren. Wenn wir uns daran erinnern, daß das Mittelal-

Quidam enim plura
et ordinata sunt dicitur
quod si leges ex aliis
aut leges sunt leges
quod si plura sunt leges
aut leges sunt leges

Concordia discordantium canonum ac primū de iure natū & constitutione



U O A R V O
G E R M
D U O B
R E C I
C V A
R A G U
R A L I
U I Y D E
L I C Q
E G O O
S I B V
L V S R
A G V R
E S Q
V O D I
Legit et euangelio annexi

quod si uelut alii facit quod si male fieri per
deum alii inferre quod si nobis hinc et tunc
Omnia quecumque uultis ut faciant uobis
homines tuos eadem facite illis hec est in lege
et prophetis hinc uideatur in v. lib. et hinc
at. sumi leges nata humane mentis
omnes leges aut diuine scilicet aut humane
diuine natura humane mentis sunt
leges hinc discuntur quoniam ab aliis gen
tibus placere fas est deum et uis. leg. hu
mana transire per agrum alienum. fas est res
sua et. et ubi hinc auctoritates eadem
dicuntur in aliis. in quo differunt inter se leg
diuina et humana. cum omne quod fas est
nominem diuine uel naturalis leges accipi
atur. nomen uel leges humane. inueniuntur
in scriptis. in modum intelligantur. Est autem uis
grale nomen. multa sub se continentis spec
ia in eodem lib. ysaiaui aut. iul. i. leg. et. et. et.

si generale nomen est. leg. aut. iuris est spiritus
iusticie dictum. quasi iustitiam. Omne autem
iuris leges. i. mouebit. conuenit. si leges. ex
est constitutio scripta. de his. et. et. et. et. et.
longa consuetudo. de moribus. tanta. et. et.
consuetudo autem est in quodam moribus. i. et. et. et.
iusticie. quod plura sunt. cum consuetudo
dicitur. leg. et.
ostendit. quoniam et legem totum commendat.
Porro si ratione leg. consue. leg. erit. omne
um quod ratione consistit. hinc. et. et. et. et. et.
quod religione congruat. quod discipline
conueniat. quod saluti. proficit. uocatur autem
consuetudo. quia in omnibus est. uis.
Cum itaque de non differat. utrum consue
tudo scripta in ratione consistat. apparet
quod consuetudo partim est. redacta
in scriptis. partim mouebit. tantum uen
tum est. referuata. Quod in scriptis
redacta est. consistit. siue uis. uocatur.
Que uis in scriptis redacta non est. gene
rali nomine. consistit.
rudo uelut appellatur. Et si uis. diu
ho uis. ut in eodem libro. redatur. i. et. et.
iusticie. dicitur. i. et.
aut naturale est. aut. et.
vs naturale est. et.
nacionum. eo quod ab aliis. inueniuntur. nate. non
inueniuntur. aliqua habet. ut. et.
mine. inueniuntur. lib. i. et.
omnium omnium possessio. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

Le. lib. vi. duo.
Le. q. i. primo leg.

sed hoc tunc a hinc rō
in hinc rō hinc rō
et. et.

DI

Secundum iure. Jus.

De legibus. et. et. et.

De iure. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

De iure. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

De iure. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

De iure. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

De iure. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

De iure. et. et. et. et. et. et. et. et. et. et.

HANDSCHRIFT DES GRATIANISCHEN DEKRETS MIT DEN TYPISCHEN JURISTISCHEN GLOSSEN, 2. HÄLFTE DES 12. JAHRHUNDERTS.

ter für Herrschaft und für Rechtsprechung denselben Begriff verwendete (*Iurisdictio*) – weil der König als höchster Richter das Recht garantieren sollte –, dann wird deutlich, daß wir uns auf einem eminent politischen Feld befinden.

Tatsächlich kamen viele Anstöße zur politischen Theorie im späteren Mittelalter von den Spezialisten des kanonischen Rechts, den sogenannten Kanonisten. Die Anfänge dieser Bewegung lagen in Bologna im frühen 12. Jahrhundert. Hier arbeitete in den 30er Jahren ein Mann namens Gratian, über den wir ansonsten keine sicheren Erkenntnisse besitzen, an einem juristischen Lehrbuch. Wahrscheinlich war Gratian als Jurist tätig, denn ein päpstlicher Legat holte 1143 in Venedig den Rat dreier sachkundiger Männer ein, von denen einer Gratian hieß, die beiden anderen sind als Bologneser Juristen bekannt. Diese Spur, die nach Bologna weist, ist der einzige Hinweis auf Gratian, wobei die Identität der Personen allein aufgrund der Namensgleichheit eine Hypothese bleiben muß. Gratians Lehrbuch war eine Zusammenstellung von Rechtsmaterien und exemplarischen Rechtsproblemen, die offenbar für den juristischen Unterricht an den Bologneser Rechtsschulen gedacht war. Das Buch, das auf diese Weise entstand, hat den Namen »Dekret des Gratian«, *Decretum Gratiani* erhalten. Es erlangte eine enorme Verbreitung: Noch immer sind über 600 Handschriften bekannt. Obwohl es eine Privatarbeit war und kein offizielles Gesetzbuch der Kirche, erfuhr das Dekret Gratians bis zum Ende des 12. Jahrhunderts nicht nur eine enorme Verbreitung, sondern erhielt auch einen quasi-offiziellen Status als kirchliches Gesetzbuch.

Gratians Dekret ist kein einfaches Werk. Wir wissen kaum Näheres über seine Entstehungsgeschichte. Daran, daß das älteste bekannte Manuskript einen Beschluß des II. Laterankonzils zitiert, können wir ersehen, daß der Text in dieser Form frühestens 1139 entstanden sein kann, denn in diesem Jahr tagte das II. Laterankonzil. Vor einigen Jahren gelang einem jüngeren amerikanischen Forscher in seiner Dissertation in akribischer Argumentation der Nachweis, daß drei Handschriften, die eine deutlich kürzere Fassung des Textes enthalten, und die man bis dahin für Kurzfassungen des eigentlichen Textes gehalten hatte, in Wirklichkeit die Urfassung von Gratians Dekret enthalten. Diese Urfassung ist nur halb so lang, wie der später so weit verbreitete Text. Dieser verbreitete Text entstand ungefähr 15 Jahre nach der ersten Fassung. Die zweite Fassung des Dekrets stellte eine umfassende Neubearbeitung der ersten Redaktion dar, und Anders Winroth hat daraus überzeugend geschlossen, daß es sich bei den in Rede stehenden 40er Jahren des 12. Jahrhunderts in Bologna um eine sehr dynamische Phase der juristischen Lehrentwicklung gehandelt habe: »Everything points to a discipline in quick, almost revolutionary expansion ...«. Die enorme Verbreitung, die das solchermaßen entstandene Lehrbuch in den nächsten Jahren erfuhr, deutet auf den enormen Bedarf hin, denn diese Verbreitung war zunächst nicht durch die Kirchenleitung verordnet worden. Woher kam dieser Bedarf?

Allgemein gesprochen: weil man in dem kanonischen Recht den Ausdruck des göttlichen Willens sah. Die Kirche der Reformbewegung hatte hohe Maßstäbe für den geistlichen Stand formuliert. In seiner klassischen Untersuchung über die Kirchenreform dieser Epoche hat Gert Tellenbach festgestellt, daß in dieser Zeit die Kirche eine Neuorientierung

ihrer Aufgabe vorgenommen hätte. Ihre Ausrichtung auf einen fernen jüngsten Tag trat zugunsten einer energischen Hinwendung zur realen Welt zurück. Diese reale Welt sollte nun von der christlichen Botschaft erfaßt werden, und die Geistlichen hatten die anspruchsvolle Aufgabe, in ihrem Verhalten das göttliche Gesetz vorzuleben. Dazu mußten sie sich an klare Regeln halten. Das war nicht ganz einfach. Die Bibel gab für die praktischen Fragen eines Bischofs in der Verwaltung seiner Diözese nicht immer klare Antworten. Die Grundlinien waren klar, die Ausführungsbestimmungen aber waren es oftmals nicht. Das Tagesgeschäft erforderte die Klärung strittiger Pfründenvergabe oder problematischer Familienverhältnisse angesichts adliger Heiratswünsche. Diese Fragen mußten geklärt werden, denn Fahrlässigkeit gefährdete den hohen Anspruch. Wir werden diesen hohen Anspruch sicher auch als Grund für die mitunter wütende Schärfe dieser Konflikte ansehen müssen. Es war nicht einfach, die eigene Rechtsposition aufzugeben, wenn man davon überzeugt war, daß sie von der göttlichen Weltordnung gefordert war. Darum ging es in vielen Fällen. Die Juristen sahen in dem kirchlichen Recht den Ausdruck der göttlichen Weltordnung. Das schloß nicht aus, daß mancher diese Weltordnung in seinem Sinne interpretierte, und mancher mochte der Auffassung sein, daß diese göttliche Ordnung ihn für das Amt eines Bischofs ausersehen habe, wenn die Vorsehung selber nicht ganz so eindeutig war. Der göttliche Wille war nicht immer so deutlich erkennbar, wie es für klare Rechtsentscheidungen nötig gewesen wäre.

Als Quelle des kirchlichen Rechts galten neben den biblischen Geboten und Texten die Beschlüsse der allgemeinen Kirchenversammlungen oder der kleineren Kirchenversammlungen, wenn diese sich mit besonderen Problemen eingehender befaßt hatten. Außerdem zog man die Schriften der Kirchenväter als Autoritäten heran, wie etwa die des Augustinus zu der Frage, welche einzelnen Elemente zu einer ordentlichen Taufe gehörten. So ergab sich eine Fülle von Material, die im Laufe der über tausendjährigen Geschichte der Kirche zusammengekommen war. Viele Konzilienbeschlüsse und Kirchenväterbriefe werden nur wenigen Gelehrten bekannt gewesen sein.

Wer in seiner Diözese nur über eine bescheidene Bibliothek verfügte, wer auch kein hilfsberechtigtes Kloster mit alter Textsammlung in der Nähe wußte, hatte Probleme, den gehobenen Ansprüchen an die Qualität kirchlicher Rechtspraxis zu entsprechen. Da bot es sich an, die bekannten Texte auf autoritative Formulierungen hin zu prüfen und aus diesen Zitaten oder auf der Grundlage dieser Zitate eine einschlägige Sammlung zusammenzustellen. Das geschah auch seit dem elften Jahrhundert. Es entstanden zunächst private Rechtssammlungen zum eigenen Gebrauch. Wenn sich solche Zusammenstellungen bewährten, konnten sie zum Kopieren an Amtsbrüder weitergereicht werden. Dabei entstand zunehmend ein Problem, im Grunde wuchs es wohl mit dem Grad der Erschließung alter Texte. Denn es konnte schon vorkommen, daß Konzilien zu verschiedenen Zeiten und an verschiedenen Orten, die keine unmittelbare Kenntnis voneinander gehabt hatten, etwa in der Frage nach dem noch erlaubten Verwandtschaftsgrad einer Ehe oder der Legitimität von Kindern aus einer solchen Ehe, zu unterschiedlichen Beschlüssen gekommen waren. Die Rechtsprinzipien waren klar, doch die Einzelfallentscheidungen konnten durchaus voneinander abweichen. Das ist eine alte Erfahrung in der Recht-

sprechung. Damit entstand das Problem der einander widersprechenden Rechtsentscheide und die Frage, was in einer solchen Situation zu tun sei? Hier konnte die entstehende scholastische Wissenschaft einspringen, also die Methode der Textbehandlung, die sich an den Schulen des 12. Jahrhunderts allmählich zu einer verbindlichen wissenschaftlichen Methode entwickelte. Das war Abaelards Programm in der Erschließung philosophischer und theologischer Probleme gewesen: *Sic et non* – »Ja und Nein«. In der dialektischen Abwägung widerstreitender Positionen galt es, eine Lösung zu finden.

Die Rechtssammlung Gratians, die die Geschichte des kirchlichen Rechts im 12. Jahrhundert auf eine ganz neue Grundlage stellte und die die eigentliche Wissenschaft des kirchlichen Rechts erst begründete, stammte aus dem Umfeld dieser Schulen, und sie benutzte die dialektische Methode, die an den Schulen des früheren 12. Jahrhunderts entwickelt worden war. Die Sammlung trug den charakteristischen Namen »Harmonisierung einander widersprechender Rechtssätze« (*Concordantia discordantium Canonum*). Dies war der Name, den der Verfasser dem Werk gegeben hatte. Zu seiner Verbreitung trug sicher bei, daß der Entstehungsort Bologna eine Anlaufstelle für angehende Rechtsgelehrte aus ganz unterschiedlichen Ländern war (am Ende des 12. Jahrhunderts kamen auch die Erzbischöfe von Lund zum Studium nach Bologna). Eine Abschrift des Dekrets und der erworbene juristische Sachverstand waren eine gute Grundlage für die weitere Laufbahn.

Das Werk ist in seiner zweiten Redaktion eine strukturierte Sammlung von Texten der kirchlichen Tradition. Es ist in drei Teile unterteilt. Der erste Teil enthält Definitionen zur Natur und zur Unterscheidung des Rechts und seiner verschiedenen Bereiche, zu den kirchlichen Ämtern und Personen. Der zweite Teil untersucht 36 verschiedene, hypothetische aber häufigere Rechtsprobleme, sogenannte *causae* (Fälle). Diese *Causae* sind nach scholastischem Vorbild in einzelne *Quaestiones* (Fragen) untergliedert. Der dritte und letzte (kürzere) Teil handelt von liturgischen Fragen und von den Sakramenten: Daß Ostern in der ganzen Christenheit an demselben Tag gefeiert werden muß. Daß das Wasser der Taufe nur dann von den Sünden reinigt, wenn es zuvor vom Leib des Herrn berührt wurde.

Auf der Grundlage des Gratianischen Dekrets entstand nun in Bologna neben der Wissenschaft vom römischen Recht eine eigene Wissenschaft vom kirchlichen Recht, die sogenannte *Kanonistik*. Die Juristen, die sich mit dem *Decretum* beschäftigten, nannte man *Dekretisten*, und ihre Wirksamkeit zog schon bald weite Kreise im europäischen Rechtsleben. Die Kirche entwickelte im Laufe des 12. Jahrhunderts eine zunehmend differenziertere Struktur im gesamten europäischen Westen, die bis 1200 auch Skandinavien erreichte. Innerhalb dieser Kirche galt ein weitgehend einheitliches Recht, und es gab darüber hinaus eine entwickelte Tradition der Schriftlichkeit. So entstand eine europaweite Nachfrage nach dem Expertenwissen der kirchlichen Juristen. Das *Decretum* hatte dadurch eine hohe Verbreitungschance.

Im Verlauf des 13. Jahrhunderts wurde dieses Kirchenrecht immer mehr zu einem päpstlichen Recht. Die Juristen begannen, zusätzlich zu den Entscheidungen des Dekrets aktuelle Rechtsentscheidungen der Kirche zusammenzustellen. In dieser Sammlung

schlug sich die immer größere Bedeutung des Papsttums nieder, denn diese aktuellen Entscheidungen waren ganz überwiegend päpstliche Rechtsentscheidungen, die sogenannten *Dekretalen*. Dabei waren die Päpste Experten im Kirchenrecht, denn seit dem späten 12. Jahrhundert waren fast nur noch Kirchenjuristen zu Päpsten gewählt worden. Das 13. Jahrhundert war eine Epoche gesteigerten päpstlichen Selbstbewußtseins, und dieses Selbstbewußtsein wurde in der herrschaftlichen Sprache der Juristen formuliert. So wurde das 13. Jahrhundert zum Jahrhundert der großen päpstlichen Rechtssammlungen, von denen hier zwei zu nennen sind: der *Liber Extra* (X) Gregors IX. von 1234, in dem der Papst alle Rechtsentscheidungen sammeln ließ, die für seine Zeit wichtig und die außerhalb (*extra*) des Dekrets überliefert waren, und der *Liber Sextus* Bonifaz' VIII. von 1298. Der Titel *das sechste Buch* rührte daher, daß die Gesetzessammlung Gregors IX. in fünf Bücher unterteilt war und dieses Buch als Ergänzung hinzukommen sollte, wobei die systematische Einteilung dieselbe war. Der Papst stellte ausdrücklich fest, daß er diese Form der Ergänzung wählte, damit die alten Rechtssammlungen Gregors IX. weiter benutzt werden konnten. In den 60 Jahren seit der Veröffentlichung des *Liber Extra* 1234 waren aber so viele neue päpstliche Rechtsentscheidungen hinzugekommen – zum Beispiel das Absetzungsurteil über den Kaiser 1245 –, daß eine redigierte Zusammenfassung geboten schien. Diese rapide Zunahme schriftlicher Rechtsentscheide reflektierte die enorme Bedeutung juristischen Denkens seit dem früheren 12. Jahrhundert, und für die historische Arbeit ist ein Gesichtspunkt zu beachten: Die weite Verbreitung dieser Rechtssammlungen, die an Bischofssitzen, Universitäten und bei Rechtsgelehrten zu finden waren, ermöglichte eine weite Verfügbarkeit der darin enthaltenen Texte. Allein diese Verfügbarkeit sicherte dem päpstlichen Schriftgut einen erheblichen Einfluß in den intellektuellen Debatten des späten Mittelalters. Am Anfang dieser umfangreichen Textgeschichte mit europaweitem Einfluß stand die Rechtssammlung Gratians, die in den 30er Jahren des 12. Jahrhunderts in Bologna erstmals zusammengestellt worden war.

1144

Der Neubau des Chores von Saint-Denis

DIE DISKUSSION UM DIE ANFÄNGE
DER GOTISCHEN ARCHITEKTUR

Die Anfänge, der Begriff und der Charakter der »gotischen« Architektur sind in der Kunstgeschichte umstritten. Nach einer eher traditionellen Lesart hat der Neubau des Chores der Klosterkirche von Saint Denis – der Grablege der französischen Könige seit der Merowingerzeit – unter Abt Suger einem neuen Baustil wichtige Impulse verliehen. Danach hätte dieser Baustil Anregungen aus dem Milieu der Renaissance des 12. Jahrhunderts aufgenommen. Der gotische Kirchenbau hatte besonders im Umfeld von Paris Erfolg, erfuhr aber in der Folgezeit im Norden Europas weite Verbreitung. Der Begriff »Gotik« ist eine Bezeichnung der Neuzeit. So eindrucksvoll sich die gotischen Kathedralen dem Laien präsentieren, so lebhaft ist die Diskussion der Kunsthistoriker über die Frage, worin das eigentlich Charakteristische dieses Baustils besteht.

DATEN

1130er Jahre

Doppelturmfassade in Saint-Denis

1144

Weihe des neuen Chores der Klosterkirche von Saint-Denis

seit 1145

Doppelturmfassade in Chartres

Paris wurde im 12. Jahrhundert zu einem intellektuellen Zentrum des nordwestlichen Europa. Hier gab es bedeutende Gelehrte mit eigenen Schulen, hier gab es leidenschaftliche intellektuelle Debatten. Für Menschen, die das Wissen ihrer Zeit faszinierte oder die die Fähigkeiten hatten, dieses Wissen scharfsinnig zu vermitteln, boten sich vielfältige Lebenschancen. Man hat diese Bewegung, die die Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und auch die bildende Kunst erfaßte, die »Renaissance des 12. Jahrhunderts« genannt. Paris war ein Zentrum dieser Renaissance des 12. Jahrhunderts. Im erweiterten Umfeld von Paris, in der Île de France, hielt um die Mitte des 12. Jahrhunderts eine Kunstrichtung ihren Einzug, deren Leistungen noch heute zu bewundern sind: der sogenannte gotische Kathedralbau. Die Geschichte dieser Kathedralen ist durch viele Parallelen und durch die räumliche Nähe zu dem geistigen Milieu an den Pariser Schulen gekennzeichnet. Ob dabei

eine bewußte Verbindung entstand, in der die Baumeister der Kathedralen Anregungen der Theologen und Philosophen an den Schulen aufgriffen, ist allerdings umstritten. Namhafte Kenner des gotischen Baustils (Günter Binding, Peter Kurmann) halten einen engeren Zusammenhang für unwahrscheinlich. Hier ist kein Raum für die Wiedergabe der Diskussion auf dem Niveau der kunsthistorischen Spezialisten, aber eine Skizze des historischen Problems läßt eine reizvolle Aufgabe erkennen.

Als eines der ersten Bauwerke, das in dem neuen Stil errichtet wurde, der später als gotisch bezeichnet werden sollte, gilt der Chor der Klosterkirche von Saint-Denis bei Paris. Die Kirche war als Grablege der französischen Könige ein besonderes Bauwerk. Abt Suger von Saint-Denis war einer der einflußreichsten Kirchenmänner Frankreichs und ein enger Vertrauter des Königs. Im Jahr 1144 konnte Suger den neubauten Chor seiner Kirche in Gegenwart und unter Beteiligung vieler hoher Prälaten feierlich einweihen. Die alte Kirche war zu klein geworden. Über das Programm des Neubaus, über den Abt Suger ein kleines Buch verfaßte (*Libellus de consecratione*), ist die Diskussion entbrannt. Der Bau ließ das Licht in besonderer Weise zur Geltung kommen, und die Diskussion geht auch um die Frage, inwieweit dieser Effekt vom Bauherrn intendiert war. Suger schrieb über seinen eigenen Bau: *jenen Umlauf von Kapellen, durch den die ganze Kirche im wunderbaren und ununterbrochenen Licht der hellen Fenster in seiner Schönheit erscheint*. Viele gotische Kirchen haben durch die skelettartige Struktur ihrer Wände den Fenstern viel Raum eröffnet. Die Sainte-Chapelle in Paris, in den Vierzigerjahren des 13. Jahrhunderts erbaut, stellt einen Höhepunkt dieser Lichtwirkung dar. Die Frage, die die Kunstgeschichte seit Jahrzehnten beschäftigt, gilt der Rolle dieser Lichtwirkung. Sie läßt sich als technischer Begleiteffekt einer Bautechnik erklären, oder sie läßt sich als das eigentliche Anliegen der Kathedralbauer interpretieren, die ihren Baustil an dem Ziel ausrichteten, eine möglichst große Lichtwirkung zu erzielen. Um den Hintergrund dieser Diskussion zu verstehen, müssen wir uns der Rolle zuwenden, die das Licht in wichtigen Texten dieser Zeit spielte. Im Licht zeigte sich die Gegenwart Gottes. Dabei ging es weniger um den sinnlichen Eindruck der Farben, die die kunstvollen Fenster erzeugten. Es ging dabei zunächst um ein hierarchisches philosophisches Gedankengebäude, das Spekulationen über die Ordnungen der Engel formulierte. Es ging um philosophische Texte, die im 12. Jahrhundert zunehmende Bedeutung erlangten, eine Bedeutung, die im 13. Jahrhundert ihren Höhepunkt erreichte. Es ging um die Schriften des sogenannten Dionysius Areopagita. Dionysius war ein neuplatonischer Philosoph gewesen, der in verschiedenen Werken über die himmlische Hierarchie, aber auch über die Hierarchie der Kirche, ein Modell entwickelt hatte, in dem in strenger Fortsetzung die Gaben Gottes auf den jeweiligen hierarchisch abgestuften Ebenen wirkten. Alle Funktionsträger dieser Ordnung – auch die auf den unteren und untersten Ebenen – erhielten durch den Ausfluß der göttlichen Gnade ihre Aufgabe im System. Die Schriften dieses heute sogenannten *Pseudo-Dionysius Areopagita* sahen im Licht, das die Dunkelheit erhellte, ein ideales Abbild Gottes. In dieser Lichtmythik des Pseudo-Dionysius konnte man eine ausgefeilte Anregung für den Kirchenbau erkennen, in dem die Ordnung des himmlischen Jerusalem in besonderer Weise zum Ausdruck kommen sollte. Die kirchlichen Bauwerke spiegelten die Ordnungsvorstellungen der christlichen Kirche in abstrakter Weise wider.

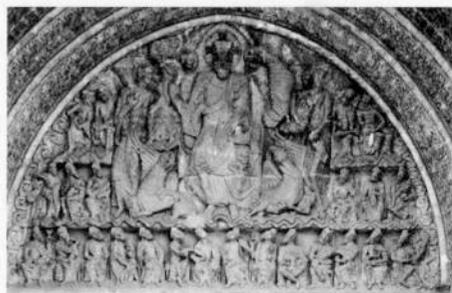
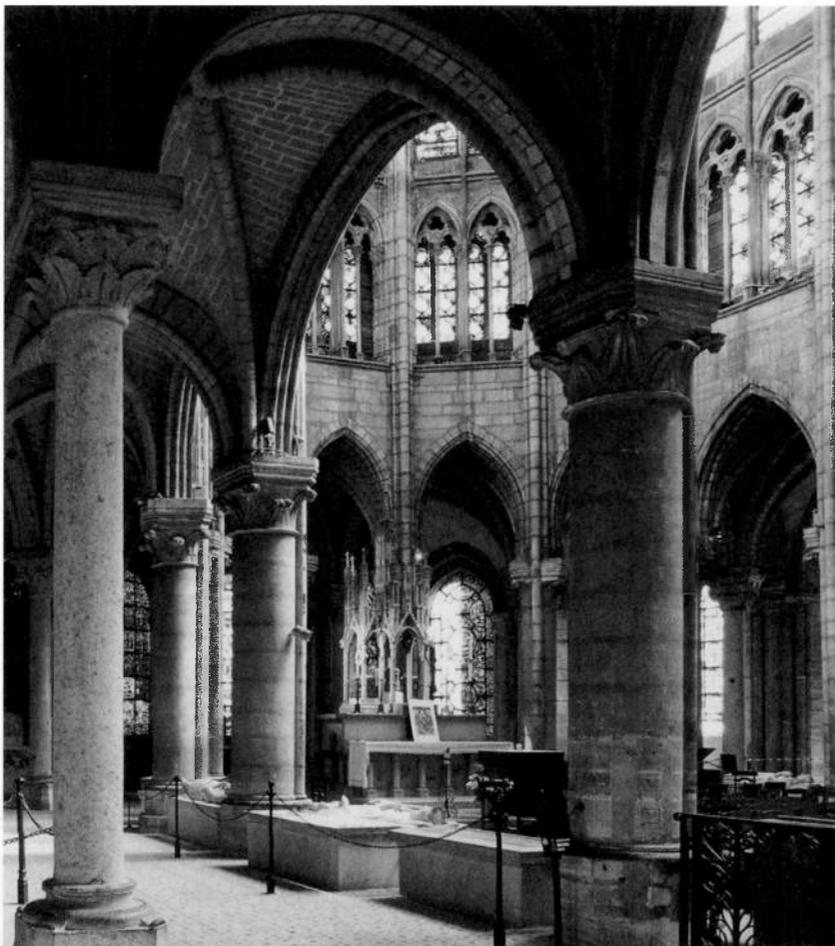
Doch woher rührte die Bedeutung der Lichtmystik des Pseudo-Dionysius? Dazu ist zunächst festzuhalten, daß der Verfasser dieser hierarchischen Schriften im 12. Jahrhundert kein Pseudo-Dionysius war, sondern als der echte Dionysius Areopagita galt (das heißt, der Dionysius vom Areopag in Athen). Die Apostelgeschichte (17,34) berichtet von der Predigt des Paulus auf dem Areopag, und dort heißt es am Schluß, daß er einige bekehrte, darunter auch Dionysius, den Areopagiten. In Dionysios, dem Autor jener hierarchischen Texte über die Ordnungen des Himmels, sahen viele Zeitgenossen des 12. Jahrhunderts jenen griechischen Philosophen, der von Paulus in Athen bekehrt worden war. Das gab seinen Schriften eine besondere Autorität. Daß sie in enge Verbindung mit dem Kirchenbau von Saint-Denis gebracht wurden, war kein Zufall, denn im 12. Jahrhundert führte man die Tradition des französischen Königsklosters und der Königsgrablege seit der Merowingerzeit auf jenen Dionysios zurück, der auf dem Areopag von Paulus bekehrt worden war. Die Mönche von Saint-Denis taten das jedenfalls. Es war durchaus typisch für Peter Abaelard, daß er an dieser Version Zweifel äußerte, nachdem er um 1118 in Saint Denis als Mönch eingetreten war. Abaelard hatte eine besondere Gabe, sich Feinde zu machen.

Abt Suger hatte keine Zweifel daran, daß er der Abt eines Klosters war, dessen Patron eben jener von Paulus auf dem Areopag bekehrte Dionysios war, und für Suger sollten die Schriften des vermeintlichen Dionysios solche Bedeutung gehabt haben, weil sie eben die Schriften des Klosterheiligen waren. Dies ist zumindest eine interessante Forschungsthese.

Die Schriften des vermeintlichen Dionysius Areopagita hatten für die kirchlichen Theoretiker, die seit der Mitte des 12. Jahrhunderts zunehmend an einem hierarchisch-zentralistischen Kirchenbild arbeiteten, eine besondere Faszination, denn sie halfen, jene auf das Papsttum ausgerichtete Theologie mit Argumenten voller Autorität und mit Bildern auszustatten. Als in der Mitte des 13. Jahrhunderts an der Pariser Universität die Weichen für das Kirchenverständnis der folgenden Jahrhunderte gestellt wurden, kam den Schriften des Pseudo-Dionysius eine zentrale Rolle zu. Durch diese Debatten, die nicht nur mit Argumenten, sondern auch mit Sanktionen und Denkverboten geführt wurden, blieben diese Vorstellungen nicht auf den engeren Kreis der Theologen beschränkt, sondern die Verbindung von hierarchischer Lehre und Lichtmystik erreichte auch solche Menschen, die ein eher allgemeines Interesse am Geschehen in der Kirche hatten. Die Baumeister der Kathedralen dieser Epoche mochten die philosophischen Schriften nicht kennen, aber sie hatten Kontakt mit einem Milieu, das von diesen Schriften tief beeindruckt war. So vollzog sich der Eingang der Lichtmystik in die Technik des Kathedralbaus, deren Fenster dem Licht so eindrucksvolle Wirkungen eröffnete. Das ist zumindest eine plausible These.

Wir wissen leider nicht, was Petrus Abaelard über den Neubau des Chores der Kirche von Saint-Denis gesagt hätte, hätte er ihre Fertigstellung noch erlebt. Es wären interessante Äußerungen gewesen. Doch Abaelard starb zwei Jahre vor der feierlichen Weihe, und er hatte seine letzten Jahre fern von Paris zugebracht.

Unter den Bischöfen, die an der Einweihung der neuen Kirche von Saint-Denis im Jahre 1144 teilnahmen, war neben dem Erzbischof Theobald von Canterbury auch der Bischof



DER CHOR VON SAINT-DENIS.

UNTEN LINKS: TYMPANON VON MOISSAC

UNTEN RECHTS: TYMPANON VON CHARTRES

von Chartres. Er weihte den Altar des Heiligen Stephanus in der Krypta von Saint Denis. In Chartres wurde gerade die Westfassade der Kirche neu gestaltet, und während man ursprünglich einen einzelnen Glockenturm ins Auge gefaßt hatte, wird ab 1145 der Bau von zwei Westtürmen erkennbar. Als Vorbild konnte Saint Denis gedient haben, wo in den 30er Jahren ebenfalls eine Doppelturmfassade errichtet wurde. Durch die Doppelturmfassade erhielt man eine breite Front mit drei Portalen. In Saint Denis hatte man ein repräsentatives Figurenportal gewählt, mit 20 alttestamentarischen Skulpturen, vornehmlich Königen. In Chartres erbaute man ein Königsportal, die *porta regia*. Der Name ist seit der Mitte des 12. Jahrhunderts nachweisbar, auch wenn die Mehrzahl der Königsfiguren auf diesem Portal nicht mehr zu identifizieren ist. Doch verdient ein anderer Aspekt unsere Aufmerksamkeit.

Im sogenannten Tympanon, dem Bogenfeld über dem Eingang zur Kathedrale von Chartres, ist das Weltgericht aus der Apokalypse des Johannes dargestellt. Im 4. Buch der Offenbarung heißt es: *Und ich sah: Ein Thron stand im Himmel; auf dem Thron saß einer, der wie ein Jaspis und ein Karneol aussah. Und über dem Thron wölbte sich ein Regenbogen, der wie ein Smaragd aussah. Und rings um den Thron standen vierundzwanzig Throne, und auf den Thronen saßen die vierundzwanzig Ältesten in weißen Gewändern und mit goldenen Kränzen auf dem Haupt ... Und in der Mitte, rings um den Thron, waren vier Lebewesen voller Augen, vorn und hinten. Das erste Lebewesen glich einem Löwen, das zweite einem Stier, das dritte sah aus wie ein Mensch, das vierte glich einem steinernen Adler.*

Über dem Hauptportal von Chartres erscheint dieses Weltgericht, dem sich jeder Gläubige am Ende der Zeit stellen mußte, bevor er in das Reich Gottes eingehen konnte, in sehr geordneter Form. In der Mitte thront Gott zwischen den vier Symbolen der Evangelisten, und auf den äußeren Bogenläufen sind die vierundzwanzig Ältesten angeordnet. Es ist ein klar strukturiertes Bild, in dem die Dramatik der Apokalypse durch eine ordnende Rationalität begrenzt ist. In dieser Form war die Darstellung des Themas neu. Die Kunst der vorangehenden Epoche hatte apokalyptische Themen mitunter schaurig ausgestaltet. Berühmt ist Bernhard von Clairvaux' Angriff auf solche figürlichen Darstellungen (Apologia 29): *Aber wozu dienen in den Klöstern, vor den Augen der lesenden Brüder, jene lächerlichen Mißgeburten, eine auf wunderliche Art entstellte Schönheit und schöne Scheußlichkeit? Was bezwecken dort die unflätigen Affen, die wilden Löwen? Was die widernatürlichen Zentauren, die halbmenschlichen Wesen, die gefleckten Tiger?*

Die Attacke Bernhards richtete sich in erster Linie gegen die Figurenkapitelle in den klösterlichen Kreuzgängen, die weniger sichtbar waren als das Mittelportal einer Kirche und die im Abseits eine ganz eigene Formensprache entwickelt hatten. Aber auch an sichtbarer Stelle hatte diese Kunst ihre dramatischen apokalyptischen Visionen hervorgebracht. An der Abteikirche von Moissac wurde um 1130 eine Darstellung desselben Apokalypsenthemas abgeschlossen, das man in Chartres gewählt hatte. Es wurde auch an vergleichbarer Stelle angebracht: im Tympanon des Hauptportals. Die Darstellung ist erkennbar weniger gegliedert, die vier Tiere umgeben den Thron in sehr bewegter Weise, auch die sichtbaren Ältesten sind in das Tympanonfeld integriert und nehmen bewegten Anteil an dem Geschehen. Eine Ordnung ist erkennbar, aber gegenüber der Anordnung in Char-

tres tritt sie deutlich zurück. Das Ordnungsschema, das in Chartres auf den Plan trat, setzte sich in der Folgezeit an den großen Bischofskirchen durch. Durch klare Abgrenzungen und Zuordnungen wurde das heilsgeschichtliche Geschehen in eine erkennbare Ordnung gefügt.

Diese Entwicklung einer strukturierten und hierarchischen Anordnung hatte in der architektonischen Formensprache eine Entsprechung, die die massige Erscheinung der älteren Kirchenwände und schweren Gewölbe zunehmend aufgliederte. Über das Verhältnis dieser Formensprache zu ihrer architektonischen Funktion gibt es in der Kunstgeschichte eine lange andauernde Diskussion, die in gewisser Weise mit einem Abendvortrag des deutschen Kunsthistorikers Erwin Panofsky begann, den dieser im Jahr 1948 hielt. Erwin Panofsky, der 1933 vor den Nazis nach Amerika emigriert war, stellte die Interpretation der gotischen Architektur in enger Parallele und Beeinflussung durch die scholastische Rationalität vor. Als Scholastik bezeichnet man jene Methode der dialektischen Abwägung des Für und Wider, die an den Schulen des 12. Jahrhunderts gelehrt wurde, und die die großen Werke dieser Zeit prägte (etwa Peter Abaelards Schriften, Gratians Dekret). In schriftlicher Form erschien Panofskys Aufsatz einige Jahre später: *Gothic Architecture and Scholasticism*. Panofsky sah eine evidente Beeinflussung des gotischen Baustils durch die scholastische Methode, die die geistige Kultur in der Île-de-France um Paris herum geprägt habe, wo auch die ersten gotischen Kirchenbauten entstanden. Es ging um die Methode, um eine Versöhnung von Glauben und Vernunft durch klare methodische Prinzipien. Ebenso wie die Scholastik ihre Argumentation durch Regeln transparent machte, so hätte die gotische Architektur die Kräfte und Lasten des kirchlichen Bauwerks transparent gemacht. Panofsky ging so weit, ein Ideal der gotischen Kathedrale anzunehmen, dem sich die französischen Baumeister in bewußter Dialektik angenähert hätten. Es war keine ganz neue Idee, aber in Panofskys Darstellung erhielt diese Interpretation doch neuen Nachdruck und seitdem ist die Diskussion um die gotische Kathedrale nicht abgebrochen. Es ist eine offene Diskussion und sie ist, wie das fächerübergreifende Diskussionen so an sich haben, nicht ganz einfach. Es kommt dabei mitunter zu Verzögerungen, was die Wahrnehmung des Diskussionsstandes in den Nachbarwissenschaften angeht. Aber es ist eine lohnende Diskussion. Die Positionen sind mitunter nicht nur durch unterschiedliche Interpretationen der Sachverhalte geprägt, sondern durch grundsätzliche Wahrnehmungsunterschiede. Welche Rolle spielen bautechnische Detailfragen im Verhältnis zu einer möglichen Gesamtkonzeption? Das Urteil steht den Kunsthistorikern zu, auch wenn es aus historischer Laienperspektive mitunter so erscheint, als hätten die Fachleute in ihrem Bemühen, eine etwas vorschnell angenommene Gesamtkonzeption zu widerlegen, der Analyse von bautechnischen Details sehr viel Raum eingeräumt. Hier ging es darum, auf eine architektonische Entwicklung aufmerksam zu machen, die im dynamischen Milieu im Umfeld von Paris um die Mitte des 12. Jahrhunderts eindrucksvollen Schwung erhielt, und deren Leistungen noch heute in der Île-de-France, aber auch in Marburg, Köln, Roskilde und Trondheim zu sehen sind.

29. DEZEMBER 1170

Die Ermordung Thomas Becket's

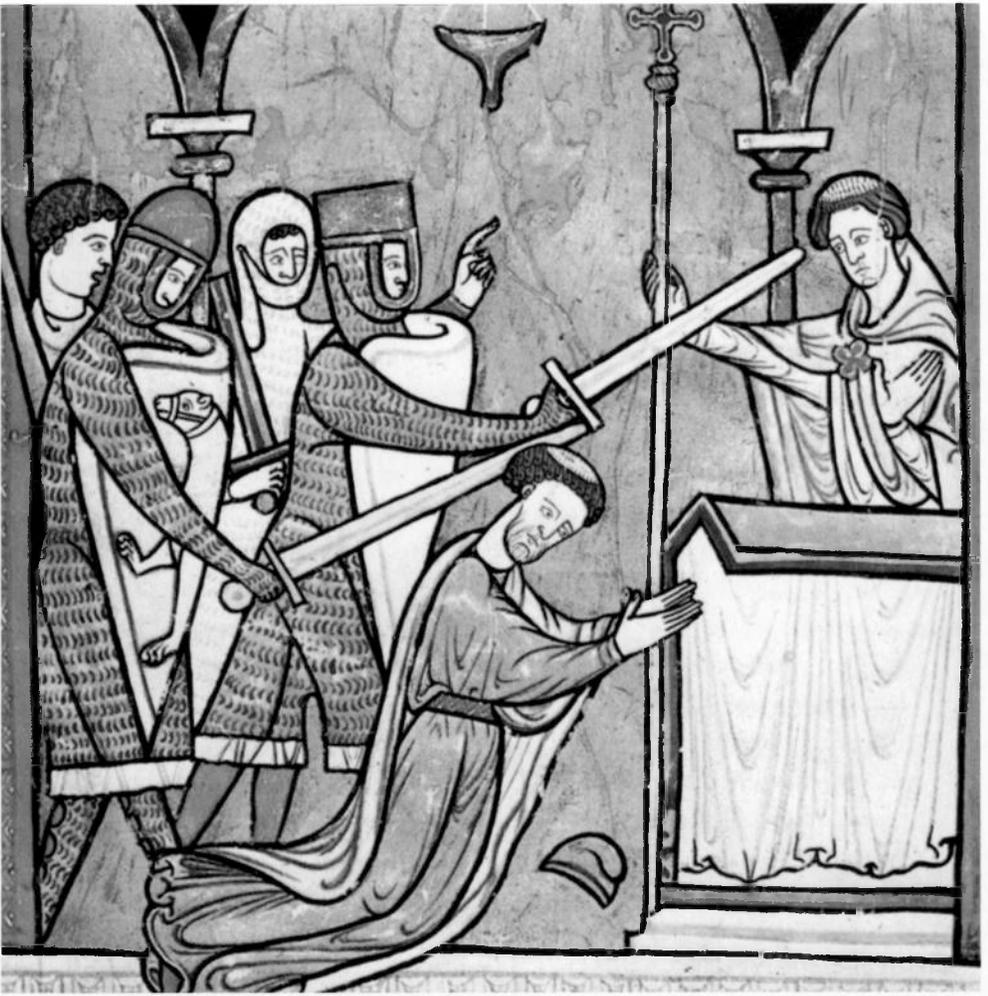
Die Ermordung Thomas Becket's, der seine Laufbahn als Kanzler des Königs begonnen hatte, und der wegen seines Einsatzes für den König Erzbischof von Canterbury wurde, zeigt, wie sehr die geistliche und die weltliche Sphäre im Laufe des 12. Jahrhunderts auseinandergetreten waren. Jede Sphäre hatte ihre eigenen Ansprüche und Gesetzmäßigkeiten entwickelt. Der kompromißlose Charakter Thomas Becket's hat diese Kluft in dramatischer Weise verschärft, aber die unterschiedlichen Rollenmodelle für den kirchlichen Dienst und den Königsdienst waren seit dem späten 11. Jahrhundert zunehmend schärfer profiliert worden.

DATEN

1120	Geburt Thomas Becket's
1133	Geburt Heinrichs II.
1135–1154	Herrschaft Stevens, Zeit der »Wirren«
1141	Rückkehr Becket's von Studien in Paris nach England
1153	Heirat Heinrichs II. mit Eleonore von Aquitanien
1154	Herrschaftsantritt Heinrichs II. als englischer König / Ernennung Thomas Becket's zum Kanzler
1162	Amtsantritt Thomas Becket's als Erzbischof von Canterbury
1164	<i>Constitution of Clarendon</i> / Exil Becket's nach Streit mit dem König
Nov. 1170	Rückkehr Thomas Becket's nach England
29. 12. 1170	Ermordung Thomas Becket's
1173	Heiligsprechung Thomas Becket's

Die Ermordung Thomas Becket's war weniger ein Wendepunkt als vielmehr eine dramatische Wegmarke, die zeigt, wie sehr die Entwicklung, die in der Kirchenreform des 11. Jahrhunderts begonnen hatte, zu eigenen Gesetzen für die geistliche und die weltliche Sphäre geführt hatte. Doch erscheint mir die Aufnahme dieses Vorganges aufgrund seiner Dramatik in ein Tableau dramatischer Momente vertretbar.

Kirchen waren im Mittelalter nicht nur Orte der Besinnung und des Gebets. Hier wurden



DIE ERMORDUNG THOMAS BECKETS, DARGESTELLT IN EINEM BRITISCHEN
PSALTER VON CA. 1220.

Besprechungen abgehalten, alle Arten von Geschäften angebahnt und abgeschlossen, und in Kirchen wurden immer wieder unliebsame Personen ermordet. So geschah es auch im Dezember 1170. Die Geschichte ist in ihren Grundzügen bekannt. Wir kennen die persönliche, nicht die strukturelle Dimension, die vielleicht die interessantere ist. In dem persönlichen Drama standen sich zwei Männer gegenüber. Der eine war König Heinrich II. von England, einer der mächtigsten Könige Europas, vielleicht der mächtigste. Er war 1133 geboren, zunächst Herzog der Normandie, dann Graf von Anjou geworden. Er war bereits ein mächtiger Mann, als er 1153 Eleonore von Aquitanien heiratete, die erst kurz zuvor vom französischen König geschieden worden war. Eleonore hatte durch ihre Heirat das Herzogtum Aquitanien – den Südwesten Frankreichs –, in die Ehe eingebracht und ein Jahr später (1154) war dieser Heinrich sogar noch zum König von England gekrönt worden. Ein mächtiger Mann. Sein Gegner Thomas Becket, Erzbischof von Canterbury, war 13 Jahre älter als der König. Sie hatten sich einst nahe gestanden, Thomas Becket hatte seine Laufbahn im Dienst des Königs begonnen und der König hatte Thomas' Wahl zum Erzbischof von Canterbury betrieben. Doch als Erzbischof hatte der alte Vertraute sein Verhalten radikal verändert, er war zu einem so kompromißlosen Vertreter kirchlicher Interessen geworden, daß das gute Verhältnis zum König darüber zerbrach. Thomas war sogar ins Exil gegangen.

Im November 1170 schien eine Verständigung möglich. Der König war Thomas Becket weit entgegengekommen, und der Erzbischof war nach England zurückgekehrt. König Heinrich II. hielt sich in seinen Besitzungen auf dem französischen Festland auf. Das war eine häufige Situation bei der Regierung des angevinischen »cross-channel-empire«. Thomas Becket hatte zwar dem König Friedensbereitschaft bekundet, aber von seinen Prinzipien wich er nicht ab. Und als er nach England zurückkam, ging er in aller Schärfe, die seine rigorose Rechtsauslegung mit sich brachte, gegen die Männer der Kirche vor, die sich in den Jahren seines Exils mit dem König verständigt hatten. Der Erzbischof von Canterbury hatte aufgrund seiner kompromißlosen Art viele Feinde und sein Auftritt war dazu angetan, die Feindseligkeit zu erhalten. Als König Heinrich auf der anderen Seite des Kanals von Thomas' Predigten und Strafaktionen gegen die Prälaten hörte, die mit ihm zusammengearbeitet hatten, bekam er einen seiner berüchtigten Wutanfälle. Vier Ritter seines Gefolges faßten daraufhin den Beschluß, eine endgültige Lösung herbeizuführen. Hier beginnt der letzte Akt.

Die vier Männer, Reginald Fitz Urse, William de Traci, Hugo von Morville und Richard Brito, verließen den König und setzten nach England über. Dort angelangt, suchten sie Kontakt zu denjenigen, die der Erzbischof von Canterbury besonders angegriffen hatte. Am 29. Dezember 1170 war es soweit. Die Männer ritten nach Canterbury. Der Erzbischof hatte sich nach dem Essen mit einigen seiner Leute zu einer Besprechung in eine Kammer seines Palastes zurückgezogen. Vor den Türen warteten Menschen, die dem Erzbischof ihre Anliegen vortragen wollten. Gegen drei Uhr am Nachmittag erreichten die Ritter den Palast und erzwangen den Einlaß. Den höflichen Empfang quittierten sie mit grimmiger Miene. Der Erzbischof studierte ihre Gesichter aufmerksam. Die Neuankömmlinge erhoben bittere Vorwürfe, er schade dem König. Der Erzbischof wies die

Anklagen zurück und zeigte sich kompromißlos in der Sache. Es kam zu einem heftigen Wortgefecht, dann zogen sich die Ritter zunächst zurück. Der Erzbischof ließ die Türen verriegeln, und schon bald kamen die vier Männer zurück, diesmal mit Waffen und in voller Rüstung. Gewaltsam brachen sie einen Nebeneingang auf. Der Erzbischof floh durch die Klostergebäude in die Kirche und erwartete dort sein Schicksal. Nach einem weiteren Wortgefecht in der Kirche und dem vergeblichen Versuch, Thomas Becket aus der Kirche zu zerren, zogen die vier Männer ihre Schwerter und versetzten ihm nacheinander tödliche Hiebe. So starb Erzbischof Thomas Becket in der Kirche von Canterbury den Tod eines Märtyrers. Zu Lebzeiten ein schwieriger Mann, brachte ihm dieser Tod schnell den Ruf eines Heiligen ein. Schon drei Jahre nach seiner Ermordung wurde er heiliggesprochen. König Heinrich II. wies zwar den Verdacht energisch zurück, die Mörder hätten in seinem Auftrag gehandelt, doch mußte er sich durch eine öffentliche Bußübung von seiner Verstrickung in den Vorgang befreien.

Wie aber konnte es soweit kommen? Immerhin waren die beiden Männer einmal Vertraute gewesen. Doch ging es in diesem spektakulären Fall nicht nur um die Verschlechterung eines persönlichen Verhältnisses, vielmehr zeigte der Konflikt um Thomas Becket, wie sehr die Entwicklung der Kirche und des Königtums seit dem 11. Jahrhundert schon auseinandergetreten waren. Denn in der Laufbahn des Thomas Becket erkennen wir deutlich verschiedene historisch bedingte Rollen. Dazu müssen wir noch einen zweiten Blick auf diesen Mann werfen.

Thomas Becket wurde 1120 in London geboren. Er wuchs in diesem städtischen Umfeld als Sohn eines Kaufmanns auf, erhielt ein wenig Schulunterricht und ging für einige Zeit zum Studium nach Paris. Er erlangte dort keinen Abschluß und kehrte 1141 nach England zurück, wo er als Kleriker in den Haushalt des Erzbischofs von Canterbury eintrat. Dies war keine besonders hervorgehobene oder auch nur wichtige Position, aber der Haushalt des englischen Erzbischofs bot manchem eine Betätigung und ein Auskommen. In der Mitte der 50er Jahre machte Thomas Becket dann kurz hintereinander bedeutende Karriereschritte. Er wurde zunächst Archidiakon von Canterbury, im 12. Jahrhundert ein wichtiges Organisationsamt in der Diözese, und er wurde dann eher überraschend zum Kanzler Heinrichs II., der im Dezember 1154 zum König von England gekrönt worden war. Während der nun folgenden sieben Jahre im Amt des Kanzlers pflegte Thomas Becket den aufwendigen Lebensstil eines Mannes von Welt. Mit energischer Hand sorgte er für die Durchsetzung der königlichen Interessen. Das bedeutete manchen Konflikt, denn in den unmittelbar zurückliegenden Jahrzehnten war England von einem schwachen und umstrittenen König regiert worden. In dieser Zeit hatten sich die mächtigen Adelsfamilien manchen Rechtstitel sichern können, der ursprünglich in der Hand der Krone gewesen war. Die normannische Eroberung Englands hatte nach 1066 zunächst zu einer Verdrängung der traditionell mächtigen angelsächsischen Familien aus ihrem Besitz und ihren Ämtern geführt. Neue Herrschaftstitel und Ämter waren vom König ausgegeben worden. Dies war eine besondere Situation, und als Folge der Eroberung konnte der König als Herr über das ganze Land die Herrschaftstitel an seine Gefolgsleute ausgeben und so als derjenige regieren, auf den sich letztlich alle Herrschaftsrechte

zurückführen ließen. Wenn er stark genug war, diesen Rechtsanspruch auch in der praktischen Politik weiterhin zu behaupten.

Die schwache Königsherrschaft vor Heinrich II. – von 1135 bis 1154 herrschte Steven, der in der englischen Geschichte als der klassische schwache König gilt – hatte dazu geführt, daß der hohe Adel manches königliche Recht inzwischen als seine eigene Domäne ansah, bzw. daß der König manches einträgliche Recht an den Adel abgetreten hatte, um dessen Unterstützung zu erhalten oder zu gewinnen. Für Heinrich II. ging es darum, die Ansprüche der Krone unter Berufung auf altes Königsrecht wieder geltend zu machen. Da waren Härten unausweichlich, denn der Adel sah die erlangten Rechtspositionen mit guten Gründen als legitim an, hatte in vielen Fällen dafür sicher auch Gegenleistungen erbracht. Thomas Becket soll als Vertreter des Königs vor solchen Härten nicht zurückgeschreckt sein. So sah ihn der König als seinen Mann an, mit dem er sich auch persönlich sehr gut verstand.

Als der Erzbischof von Canterbury starb und damit das einflußreichste kirchliche Amt auf der Insel zu vergeben war, gelangte Thomas Becket mit der Unterstützung des Königs und auch durch die Fürsprache, die sein Vorgänger noch zu Lebzeiten bei den Klerikern Canterburys für ihn eingelegt hatte, in dieses Amt. 1162 wurde Thomas Becket Erzbischof von Canterbury. Mit diesem Wechsel des Amtes – vom Königsdienst zum höchsten Repräsentanten der englischen Kirche – war ein Wechsel seines Auftretens verbunden. Der König bekam es bald zu spüren. Becket wurde nun zu einem kompromißlosen Verfechter der kirchlichen Interessen gegenüber dem König.

Eines der zentralen Anliegen königlicher Herrschaft war die Gewährleistung des Rechtsfriedens, der Gerechtigkeit. Für die Durchsetzung einer energischen Königsherrschaft galt, daß es keine Räume im Königreich geben sollte, die sich der Rechtsgewalt des Königs entziehen konnten. Und hier entstand ein Problem, das eine Folge des kirchlichen Bemühens um eine Abschließung des geistlichen Standes nach den Regeln des kanonischen Rechts war. Denn die Kirche bestand darauf, daß ihre Kleriker nicht der weltlichen Gerichtsbarkeit unterstanden. Sie waren nur nach den Regeln und Gesetzen des kanonischen Rechts und ausschließlich von geistlichen Richtern zu verurteilen. Für den König bedeutete das, daß sich ein einflußreicher Stand in seinem Herrschaftsbereich dem Zugriff seiner Herrschaft entzog. Das war auch praktisch so gedacht. Insofern war der Konflikt um die Gerichtsbarkeit, der die Kleriker unterstehen sollten, ein Konflikt um Hoheitsrechte. Es war ein zäher Konflikt, der das ganze Mittelalter andauern sollte und darüber hinaus. Immer wieder kam es bei der Zunahme von Spannungen zwischen dem entstehenden Staat, der innerhalb seiner Grenzen keine Sonderrechte dulden wollte – und konnte, – und der Kirche, die auf ihrer Sonderstellung bestand, zu exemplarischen Konflikten um die Zuständigkeit von Gerichten (solche im Kern politischen Fragen beschäftigen uns noch heute bei der Diskussion um die Zuständigkeiten eines internationalen Gerichtshofes).

Nach ersten Konflikten mit Becket über die Zuständigkeit der königlichen Gerichte, ließ der König im Jahre 1164 die alten Rechtsbräuche Englands schriftlich formulieren und verlangte von seinen Untertanen, das heißt vom Adel und der hohen Geistlichkeit, die

Bestätigung dieses Schriftstücks. Das Schriftstück ist als die *Constitution of Clarendon* (1164) in die englische Geschichte eingegangen. Es formulierte den königlichen Anspruch auf die oberste gerichtliche Gewalt in weltlichen Dingen ausdrücklich. Zwar gestand der König die Zuständigkeit des geistlichen Gerichts in geistlichen Rechtsfragen zu, verlangte aber, daß die geistlichen Gerichte ihm eine Mitteilung über ihr Urteil machen sollten – um so zumindest mittelbar als oberste Instanz zu fungieren. Die meisten englischen Bischöfe waren bereit, die königliche Gerichtsbarkeit im Falle krimineller Kleriker zu akzeptieren, und so wurde Thomas Becket gegen seinen Widerstand schließlich zum Einlenken gedrängt. Doch war dies nur ein vorübergehendes Zugeständnis. Der Konflikt schwelte weiter, und als Thomas Becket einen Heiratsplan von Heinrichs Bruder wegen zu enger Verwandtschaft durchkreuzte, kam noch persönliche Verbitterung am Hofe hinzu. Solche Konflikte um zu enge Verwandtschaft als Ehehindernis waren eine Folge der Strenge des geschriebenen kirchlichen Rechts. Sie kamen in allen Ländern vor. In diesem Fall war wohl nicht nur dynastisches Kalkül sondern echte persönliche Zuneigung im Spiel. Als der Bruder des Königs bald nach dem Scheitern des Heiratswunsches verbittert starb, gab man Thomas Becket eine Mitschuld und die Atmosphäre wurde schärfer. Im selben Jahr floh Becket nach Flandern ins Exil (1164). Er blieb dort sechs Jahre, um dann mit seiner Rückkehr 1170 den geschilderten letzten Akt zu eröffnen.

Thomas Becket's Martyrium illustriert in dramatischer Weise die Abgrenzung, die seit dem 12. Jahrhundert zwischen königlicher und geistlicher Sphäre eingetreten war. Der radikale Wechsel Thomas Becket's vom verschwenderischen Mann des Königs zum strengen Vertreter radikal interpretierter kirchlicher Interessen, irritierte auch seine engere Umgebung und fand bei seinen Bischofskollegen mancherlei Widerspruch – die den König nicht als Gegner ansehen mochten. Diese Radikalität war wohl auch die Folge eines nicht ganz einfachen Charakters. Doch wäre die ausschließlich persönliche Erklärung der dramatischen Entwicklung zu kurz gegriffen. Denn in diesem Fall boten sich für Thomas Becket nacheinander zwei bereits deutlicher ausgeprägte Rollen an. Daß er sie mit solcher Hingabe ausfüllte, verstärkte die Unterschiede, aber dieser persönliche Zug verstärkte letztlich nur eine historische Entwicklung.

Einer der Kernpunkte des Konflikts war die Auseinandersetzung um die *old customs* – das gute alte Recht der englischen Krone und ihrer Untertanen. Der König wollte es zur Sicherheit schriftlich festgelegt sehen. Darum ging es bei der *Constitution of Clarendon* im Jahre 1164. Doch würde man diesen Vorgang wohl mißverstehen, wenn man in ihm nur die unproblematische Festschreibung alter Rechtsbräuche sähe, die nun auf einem Pergament festhielten, was in den Köpfen der Untertanen ohnehin schon seit Generationen feststand. Denn in diesem Wunsch nach der definitiven Festlegung rechtlicher Normen kam ja die Unsicherheit zum Ausdruck, die die Notwendigkeit der Festlegung erst erforderte. Hätte es keine Fragen gegeben, hätte es keiner schriftlichen Form bedurft. Die Notwendigkeit einer schriftlichen Fassung entstand auch dadurch, daß das Problembewußtsein für Rechtsfragen geschärft worden war. Dies war sicher eine Folge der Entwicklung der Rechtswissenschaft im 12. Jahrhundert. Die Fragen wurden nun sehr viel präziser gestellt als bisher. Und damit hatten die neuen Festlegungen auch nicht nur

einen bewahrenden Charakter, sondern sie formulierten die alten Prinzipien mit dem juristischen Bewußtsein des 12. Jahrhunderts. Dabei wurde manches, was vorher in der mündlichen Interpretation etwas unbestimmter war, nun mit einer Klarheit festgestellt, die in der Form und auch in der Sache für den entschiedenen Vertreter der kirchlichen Interessen eine Herausforderung war. Die Abgrenzung der Interessensphären war nicht nur ein abstrakter und konfliktfreier Vorgang. Die entwickelte Rechtswissenschaft des 12. Jahrhunderts verlieh vielen bislang traditionellen Handlungen nun einen eindeutig rechtserheblichen Charakter, der auch zeichenhaft für das grundsätzliche Verhältnis zwischen geistlicher und weltlicher Gewalt wurde. Der Becket-Konflikt war auf England beschränkt, aber die englische Situation war ein Teil der europäischen Entwicklung, und die Methoden, die ein englischer Erzbischof in der Mitte des 12. Jahrhunderts zur Wahrung der alten Rechte der englischen Kirche anwendete, waren Methoden des 12. Jahrhunderts. So englisch dieser Konflikt in seinen einzelnen Punkten und in seinen Hauptpersonen war, so müssen wir ihn doch vor dem Hintergrund der geistigen Entwicklung des 12. Jahrhunderts sehen und verstehen.

25. JUNI 1183

Der Friede von Konstanz

DIE SELBSTBEHAUPTUNG DER ITALIENISCHEN KOMMUNEN

Im Frieden von Konstanz mußte Kaiser Friedrich Barbarossa den oberitalienischen Stadtkommunen ein gewisses Maß an politischer Selbständigkeit, an Regalienverwaltung und an legitimer Bündnisbildung zugestehen. Diese Zugeständnisse markieren deutliche Abstriche an dem Selbstverständnis des kaiserlichen Amtes, für das Barbarossa auf insgesamt fünf Italienzügen so entschieden gekämpft hatte. Die entwickelten Kräfte der oberitalienischen Städte zeigten seinem Herrschaftsanspruch erkennbare Grenzen auf. Im Konstanzer Frieden mußte ein Kaiser erstmals einen Städtebund als legitimen Verhandlungspartner akzeptieren.

DATEN

um 1080	Durchsetzung der Konsularverfassung in den Städten Oberitaliens
1155	1. Italienzug und Kaiserkrönung Barbarossas
1158	2. Italienzug / Hoftag von Roncaglia / Regalienpolitik
1162	Zerstörung Mailands und Umsiedlung der Bewohner durch Barbarossa
1167	Gründung des 1. Lombardenbundes unter Führung des wiedererstarkten Mailand.
29. 5. 1176	Schlacht von Legnano, Niederlage Barbarossas
1177	Friede von Venedig zwischen Barbarossa und Papst Alexander III.
30. 4. 1183	Vorvertrag zwischen Vertretern der oberitalienischen Städte und Gesandten Barbarossas
25. 6. 1183	Friede von Konstanz

Im Juni 1183 wurde die Stadt Konstanz zum Schauplatz eines feierlichen Hoftages. Kaiser Friedrich Barbarossa war an den Bodensee gekommen. Neben dem Kaiser und seinem Sohn Heinrich (VI.) kamen in Konstanz eine Reihe von Bischöfen, Äbten, Herzögen,

und Markgrafen zusammen. Den eigentlichen Anlaß dieses Hoftages gab die Anwesenheit der Vertreter von 25 oberitalienischen Städten. Um mit ihnen Frieden zu schließen, war Barbarossa mit seinem Sohn nach Konstanz gekommen. Lange Zeit hatte er mit den Heeren dieser Städte gekämpft, er hatte sie belagert, er hatte sogar Mailand, die größte dieser Städte, zerstören lassen und die Einwohner zwangsumgesiedelt. Es hatte alles nichts geholfen. Schließlich mußte Barbarossa seine Grenzen einsehen und mit diesen selbstbewußten Städten in Verhandlungen über ihren Status im Reich eintreten. Denn diese Städte gehörten zu Reichsitalien und Barbarossa war ihr Kaiser. Er war aus Deutschland keine mächtigen und selbstbewußten Städte gewohnt, aber in Italien hatte er sie kennengelernt. Der Konflikt hatte Jahrzehnte gedauert, und nun versuchte man, in Konstanz das Verhältnis auf eine tragfähige Basis zu stellen.

Schon am 30. April 1183 war es in Piacenza zu einem Vorvertrag zwischen Vertretern Barbarossas und der Städte gekommen. Dabei hatte man Übereinstimmung über wesentliche Streitpunkte erzielt. In Konstanz sollte der Frieden im feierlichen Rahmen eines kaiserlichen Hoftages bekräftigt werden. Das endgültige Dokument war ein kaiserliches Privileg: Eine Urkunde des Kaisers, in der er aus kaiserlicher Gnade und herrscherlicher Huld den lombardischen Städten ihre Verfehlungen verzieh und sie und ihr Bündnis (*societas*) wieder in den Kreis seiner Getreuen aufnahm. Dies war eine Besonderheit solcher Dokumente: Was hier als huldvoller Gnadenakt erschien, war über Jahre mühsam ausgehandelt worden. Es gab viele Interessen zu berücksichtigen, und wir müssen uns klar machen, daß die oberitalienischen Städte jeweils sehr eigene Interessen verfolgten. Aber wir wollen uns hier nicht auf Details des langen Vertragsdokumentes (formal: der Kaiserurkunde) einlassen, sondern wir wollen den Aspekt hervorheben, der diesen Konstanzer Frieden zu einem Wendepunkt macht: den Rechtsstatus, den der Konstanzer Frieden den italienischen Städten zugestand. Dabei muß uns klar sein, daß der Begriff »Rechtsstatus« letztlich nichts anderes bedeutet, als die Frage nach dem Grad der politischen Selbstbestimmung, die Barbarossa den italienischen Städten einräumen mußte. Darum geht es hier im wesentlichen. Dazu sind einige grundsätzliche Vorbemerkungen erforderlich.

Für den Kaiser galt das Selbstverständnis, daß er das Recht und den Frieden garantierte. Das galt nicht nur für Barbarossa, sondern es galt auch für seine Vorgänger, und es sollte auch für seine Nachfolger gelten. Der Herrscher war der Garant der Ordnung. Wenn es unterhalb des Kaisers weitere Ordnungskräfte gab – und es mußte sie geben, anders war ein solches Reich nicht zu regieren –, dann mußten sie ihre Legitimation aus der Hand des Kaisers empfangen, ihre Stellung war eine Position abgeleiteter Legitimation. Es war essentiell für einen selbstbewußten Herrscher, daß es in seinem Reich niemanden gab, der diese Herrschaftsposition in Frage stellte. Und hier gab es ein Problem. Denn die italienischen Städte hatten genau das getan. Sie hatten den kaiserlichen Herrschaftsanspruch im Grunde auf zwei Ebenen in Frage gestellt: einmal tat es jede Stadt für sich, und dann wurde der Kaiser in einem weiteren Schritt durch den Zusammenschluß der Städte zu einem Bund herausgefordert, jenem Gebilde, das die Konstanzer Urkunde *societas* nannte. Beides war nach den Vorstellungen des Staufers nicht erlaubt.



DIE SCHLACHT VON LEGNANO IN DER SPÄTEREN DARSTELLUNG:
HISTORIENGEMÄLDE VON AMOS CASSIOLI (1838–1891).

In den Städten hatten sich Stadträte gebildet, die als Vertreter des städtischen Patriziats beanspruchten, in wichtigen Fragen der städtischen Politik mitzuentcheiden. Damit war eine sogenannte Gemeindebildung einhergegangen, ein Prozeß, in dem sich die Bürger der Städte zu einer Schwurgemeinschaft, einer *communitas*, zusammenschlossen. Eine solche *communitas* war eine Rechtskörperschaft, die den Anspruch erhob, eigene Entscheidungsorgane bestellen zu können. Jede städtische Gemeinde trat damit in Konkurrenz zu ihrem eigentlichen Stadtherren. In Deutschland waren die Städte schwächer und die Stadtherren, der König, die Bischöfe und der Adel, ließen solche Gemeindebildungen nicht zu. In Italien waren die Kräfteverhältnisse anders, und das war das Entscheidende. Der enorme wirtschaftliche, kulturelle und auch politische Unterschied zwischen Deutschland und Italien wird in einer berühmten Feststellung Ottos von Freising erkennbar, des Onkels von Friedrich Barbarossa, der Barbarossa nach Italien begleitete, und dabei seine Erfahrungen mit den italienischen Städten erstaunt festhielt: ... *sie lieben die Freiheit so sehr, daß sie sich jedem Übergriff der Gewalt entziehen und sich lieber von Konsuln als von Herrschern regieren lassen ...*

Daß sich seine Untertanen lieber von Konsuln als von Herrschern regieren ließen, das war für Barbarossa und sein Gefolge eine ungewohnte Situation. Es war eine Situation, mit der die staufischen Herrscher nie wirklich zurechtkamen. Gegenüber den italienischen Städten und ihren Repräsentanten, den Konsuln, die diese Städte in einer gewissen Autonomie regierten, fanden die staufischen Herrscher keine wirklich konstruktive und zukunftsfähige Strategie. Barbarossa und sein Enkel Friedrich II. verbrauchten viel Zeit und viel Geld im Kampf gegen Mailand.

Die reiche und vielfältige Städtelandschaft Italiens hatte ihre Wurzeln in der antiken römischen Tradition. Diese Tradition war keineswegs immer eine starke und präzente Größe – man nehme nur das sehr bescheidene mittelalterliche Fortleben des großen Rom – aber sie war eine Kraft, die ausreichte, um eine städtische Lebensform über die Jahrhunderte zu bewahren. Nach dem Niedergang des römischen Reiches übernahmen die Bischöfe die Stadtherrschaft und führten sie bis in das 11. Jahrhundert hinein fort, in einigen Fällen auch noch länger. Dann wurde die bischöfliche Stadtherrschaft durch die Stadtregierung der Konsuln abgelöst.

Die Bischöfe hatten die Stadt nicht allein regiert. Sie regierten gemeinsam mit einem Rat der wichtigen Männer der Stadt. Der Rat des Bischofs, das *consilium*, in dem die mächtigen und einflußreichen Familien der Stadt vertreten waren, erlangte in dem Maße mehr Einfluß und politische Gestaltungsmöglichkeit, in dem diese Familien von der wirtschaftlichen Entwicklung profitierten. Hier schlug sich die wirtschaftliche Entwicklung seit dem späteren 11. Jahrhundert nieder. Der Bischof hatte einen repräsentativen Haushalt zu führen. Die Aufrechterhaltung seines gesellschaftlichen Auftritts kostete erhebliche Mittel. Die italienischen Diözesen waren groß an Zahl, aber sie waren klein und sie waren häufig arm. Für den Bischof bot die zunehmende Geldwirtschaft im 12. Jahrhundert auch die Möglichkeit, einzelne Teilrechte seiner Stadtherrschaft, wie etwa die Instandhaltung und Bewachung bestimmter Abschnitte der Stadtmauer, an die Bürgerschaft zu veräußern. Er erhielt dadurch notwendige Mittel, die Bürger erlang-

ten eine zunehmende Kontrolle über die Stadt. Die Ablösung der bischöflichen Stadtherrschaft wurde früher als ein dramatisches Ringen gesehen, aber die jüngere Forschung sieht die Ablösung der bischöflichen Stadtherrschaft eher als einen relativ friedlichen Vorgang. Die Bischöfe wurden zum Teil einfach ausgekauft, und das war ein rationaler Vorgang in einem sozialen Umfeld, in dem Herrschaftsrechte zunehmend von persönlichen Diensten in finanzielle Abgaben umgewandelt wurden. So ergab sich für eine prosperierende städtische Bürgerschaft die Möglichkeit, ihren Reichtum für ihre politische Mitsprache einzusetzen. In allen wichtigen Städten Oberitaliens war dieser Vorgang um 1080 abgeschlossen. Diese Autonomie wurde dadurch möglich, daß Italien keinen mächtigen und präsenten Herrscher hatte. Der deutsche Herrscher hatte die nominelle Oberherrschaft beansprucht, und aus dieser Konstellation ging die eigentümliche italienische Städtelandschaft hervor, mit der die angehenden Kaiser auf ihren Italienzügen in Kontakt kamen.

Friedrich Barbarossa unternahm insgesamt fünf Italienzüge, und verbrachte dabei mehr als elf Jahre in Italien. Das war viel Zeit und daraus läßt sich ersehen, welche Bedeutung Barbarossa Italien einräumte. Er begann seine effektive Italienpolitik mit einem großen Hoftag in Roncaglia auf seinem 2. Italienzug. Der erste Italienzug hatte Barbarossa 1155 die Kaiserkrone gebracht, und nun versammelte er 1158 die Vertreter der italienischen Städte, um ihnen die kaiserlichen Rechtsansprüche darzulegen. Er ließ sich dabei von den vier führenden Fachleuten des römischen Kaiserrechts aus Bologna unterstützen. Zoll-, Münz-, Wege- und Gerichtsrechte wurden als Rechte des Kaisers definiert, und die Vertreter der Städte mußten die Festlegung beider. Es waren wichtige Rechte, denn dabei ging es um viel Geld. Geld, das bisher viele Städte für ihre Ausgaben verwendet hatten, und das nun der Kaiser in einem Umfang beanspruchte, der in der Praxis neu war, wenn auch das antike römische Recht die kaiserlichen Forderungen zu rechtfertigen schien. Gegen diese kaiserlichen Forderungen, die Barbarossa auch eintreiben ließ, formierte sich der Widerstand unter der Führung Mailands.

Barbarossa konnte die Rebellen zunächst besiegen. Aber statt seinen Erfolg in eine realistische politische Regierungsform in Oberitalien einfließen zu lassen, bestand er darauf, den vormals mächtigen Gegner zu demütigen. 1162 wurde die Stadt Mailand zerstört und die Bewohner auf vier getrennte Gemeinden verteilt, die künftig keine eigene Stadtmauer mehr haben durften. Politischer Weitblick zeigt sich im umsichtigen Einsatz erlangter Siege. Das war Barbarossas Sache nicht. Seine Politik führte 1167 sogar zur Bildung des sogenannten *Lombardischen Städtebundes* – eben jener *societas*, von der schon die Rede war. Der erste Lombardische Städtebund stand unter Führung des von Barbarossa gedemütigten Mailand: *Sie alle vereinigten sich und berichteten einander die Übel und Nachteile, die ihnen von den Verwaltern und Boten des Kaisers zugefügt worden waren, und stellten fest, es sei besser, in Ehren zu sterben, wenn es nötig sei und anders nicht geschehen könne, als in Schimpf und solcher Schande zu leben. Darum schlossen sie sofort ein Bündnis unter allen ... Und sie setzten untereinander einen festen Termin, an dem alle nach Mailand ziehen und die Mailänder in die Stadt bringen und mit ihnen solange in der Stadt bleiben und ihnen bei der Wiederaushebung der Gräben helfen sollten, bis die Mailänder*

sich zutrauten, sicher aus eigenem Vermögen sich in der Stadt zu behaupten. So stellte ein anonymes zeitgenössischer Chronist aus Lodi die Entwicklung dar.

Im Jahre 1175 waren beide Seiten der Kämpfe müde und hatten bereits Vorverhandlungen aufgenommen. Der Frieden scheiterte an den weitgehenden Forderungen des Kaisers, und so kam es am 29. Mai 1176 zur Schlacht bei Legnano, in der die Truppen des lombardischen Bundes Barbarossas Heer besiegten. Die Schlacht verschob die Gewichte so, daß die Verhandlungen nun zwischen zwei fast gleich starken Verhandlungspartnern geführt werden mußten.

Es gehörte schon ein gewisses Maß an politischem Ungeschick dazu, um die ansonsten so scharf miteinander konkurrierenden Lombardenstädte, die die Probleme ihrer Nachbarn im Normalfall eher mit Genugtuung zur Kenntnis nahmen, in ein schlagkräftiges Bündnis zu drängen. Jedoch wird man kaum anders können, als den staufischen Herrschern dieses Ungeschick im Umgang mit den Vertretern städtischer Politik und städtischer Wirtschaft, ja städtischer Lebensweise im allgemeineren, attestieren zu müssen. An diesem Befund führt kaum ein Weg vorbei. Es ist ein Befund, der für die kaiserliche Italienpolitik bis in die späte Stauferzeit hinein Geltung hat. Die staufischen Kaiser waren vor dem Hintergrund ihrer Erfahrungen im agrarisch-aristokratischen Deutschland nie wirklich in der Lage, einen *modus vivendi* mit den aufstrebenden italienischen Städten zu finden. In dieser Geschichte, die durch die eigentümliche Konstellation der Kaiserherrschaft zusammengeführt wurde, markierte der Friede von Konstanz einen wichtigen Schritt. Dieser Schritt bestand darin, daß Friedrich Barbarossa in seiner Urkunde den einzelnen Städten ein gewisses Selbstverwaltungsrecht im nominellen Rahmen der kaiserlichen Herrschaft zugestand. Die Städte durften Konsuln wählen, die sich dann von einem Vertreter des Kaisers bestätigen lassen mußten. Außerdem erkannte Barbarossa die Legitimität des Lombardenbundes an, indem er die *societas* der lombardischen Städte in seine Huld aufnahm. Dies war ein erkennbares Zugeständnis an den, wie Alfred Haverkamp formuliert hat, »mächtigsten Städtebund seit der römischen Kaiserzeit«. Es war nicht so, daß nun die Verhältnisse für alle Zukunft geklärt worden wären. Die *societas* blieb ein Stein des Anstoßes, und Barbarossas Enkel Friedrich II. hat diese Form eines politischen Bündnisses in Italien lange erbittert bekämpft. Ohne Erfolg. Im Frieden von Konstanz wurde das politische Potential städtischen Lebens klar sichtbar. Es zeigte dem etwas rückständigen, aber herrschaftsbetonten staufischen Kaiser seine Grenzen. Es waren Grenzen, die die Staufer im Grunde nie überwandten, und die zu ihrem Scheitern in Italien sicher erheblich beigetragen haben.

1209

Franz von Assisi trifft Papst Innozenz III.

DIE ANFÄNGE DER BETTELORDEN

Mit der Bestätigung des ersten Regelentwurfes für die religiöse Gemeinschaft um Franz von Assisi machte sich Papst Innozenz III. früh zu einem Förderer der entstehenden Bettelorden. Die Franziskaner und auch die Dominikaner pflegten in der Folge eine besondere Nähe zum Papsttum, und die Allianz zwischen diesen neuen religiösen Kräften und den Päpsten lenkte die enorme Dynamik dieser Bewegung in die Bahnen der Kirche, und sie führt bei dem großen Erfolg der Bettelorden auch dazu, daß die Päpste in den zentral organisierten Bettelmönchen einflußreiche Fürsprecher in ganz Europa gewannen.

DATEN

1198–1216	Pontifikat Innozenz' III.
1209	Zusammentreffen von Franziskus und seinen Gefährten mit Innozenz III.
1219	Missionsversuch des Franziskus in Damiette (Kreuzzug) / erste Aussendung franziskanischer Prediger nach Frankreich und Deutschland.
1221	Pfingstkapitel des Ordens an der Portiunkula (3000 Brüder) – letztes Treffen des gesamten »Ordens« / <i>regula non bullata</i> / Zweite Aussendung von Predigern nach Deutschland.
1226	Testament und Tod des Franziskus
1228	Heiligsprechung des Franziskus
1230	Päpstliche Bulle <i>Quo elongati</i> (Gregors IX.) erklärt das Testament des Franziskus zu einer privaten Äußerung des Heiligen.
um 1250	Ca. 100 Franziskanerkonvente in Deutschland
1260–62	<i>Legenda maior</i> Bonaventuras
1266	Das Generalkapitel von Paris beschließt die Zerstörung aller älteren Franziskus-Viten.

Zwischen Ostern und Pfingsten des Jahres 1209 kam eine Gruppe von etwa 12 jungen Männern nach Rom, um den Papst zu treffen. Sie waren ärmliche Gestalten, in einfachste Gewänder gekleidet, und sie machten sicher keinen großen Eindruck. Ihr eigentlicher Anführer war ein junger Mann aus Assisi, Franziskus, der Sohn eines Kaufmanns. Franziskus hatte sich unter dem Eindruck eines starken religiösen Erlebnisses abrupt von seinem bisherigen Leben abgewandt, und ein Leben in Armut, ohne festen Wohnsitz angenommen. Darüber war es zum Zerwürfnis mit seinem Vater gekommen, der in ihm wohl seinen Nachfolger im Geschäft sah. Der Bischof von Assisi hatte den jungen Franziskus dagegen unterstützt, der noch nach einem authentischen Ausdruck seiner religiösen Unruhe suchte. Er fand ihn im Dienst an den Ausgestoßenen, den Aussätzigen, den Armen und in der Predigt der Buße. Er setzte eine alte Kirche (die *Portiunkula*) mit eigenen Händen instand, und daraus erwuchs allmählich ein Anlaufpunkt für Menschen, die von einer ähnlichen Unruhe getrieben wurden. Noch war die Zahl dieser Gefolgsleute klein, aber sie wuchs. Franziskus begann, seine Gefährten zu zweit auszusenden, um zu predigen, und die kleine Gruppe erlangte eine gewisse Bekanntheit. Und sie wuchs weiter. Angesichts dieses Erfolges und der gestiegenen Verantwortung formulierte Franziskus einige Maximen für das gemeinsame Leben – wahrscheinlich waren dies einschlägige Sätze aus dem Evangelium (Aussendungsrede). Diesen kleinen Text, der in der Ordensüberlieferung *die erste Regel* heißt, hatten die Männer dabei, als sie beim Papst vorsprachen. Denn Franziskus hoffte, daß der Papst ihm diesen Leitfaden bestätigen würde.

In Rom traf Franziskus auf Innozenz III., in historischer Perspektive wohl einer der bedeutendsten Päpste des Mittelalters. Das war damals noch nicht absehbar, aber es war erkennbar, daß Innozenz III. die Herausforderungen seines Amtes energisch angenommen hatte. Er war seit 1198 Papst, ein vergleichsweise junger Mann, und er hatte den europäischen Königen mit großer Entschlossenheit bedeutet, daß er das Papsttum als eine europäische Ordnungsmacht ansah. Er hatte sich in die Frage der Besetzung des deutschen Thrones eingeschaltet und exkommunizierte nacheinander die verschiedenen Rivalen, er exkommunizierte den französischen König wegen dessen Umgangs mit seiner Ehefrau, und er exkommunizierte den englischen König Johann Ohneland wegen eines Streites um die Besetzung des Erzbischofsstuhls von Canterbury. Innozenz III. scheute keinen Konflikt, und unter seinem Pontifikat wurde das Papsttum tatsächlich zu einem europäischen Machtfaktor. Aber ebenso wichtig war seine Kirchenpolitik.

Als Innozenz 1198 Papst wurde, war im christlichen Abendland eine religiöse Unruhe spürbar, die viele Brennpunkte hatte. Es war eine Unruhe, die konkrete Anforderungen an die Lebensführung der Christen und des Klerus stellte. Das Ideal war ein Leben nach dem Evangelium (*vita apostolica*), ein Ideal, das durch Wanderprediger in besonderer Weise verkörpert wurde, die nach dem Vorbild der Apostel arm durch das Land zogen und die Menschen zur Umkehr aufriefen. Dabei kam es häufiger vor, daß die Euphorie dieser predigenden Laien ihre theologischen Kenntnisse überstieg, und aus der Sicht der Kirche bewegten sich viele dieser religiös inspirierten Zeitgenossen zumindest im Grenzbereich der Häresie.

Tatsächlich stand die Hierarchie dieser religiösen Bewegung ein wenig hilflos gegenüber. Für Menschen, die als Laien das Evangelium predigen wollten, ohne selber Kleriker zu

sein, hätte man keine rechte Verwendung. Die Ratlosigkeit, die sich auch mit theologischer Überheblichkeit gegenüber den ungebildeten Laien behalf, drohte die Dynamik dieser Bewegung aus der Kirche hinauszudrängen. Erst Innozenz III. wählte eine entschiedene Strategie. Er zog eine deutliche Grenze zwischen jener Praxis und jenen Lehren, die die Kirche noch tolerierte und den Botschaften, die künftig als Irrlehren angesehen würden. Wer die Grenze der Orthodoxie überschritt, mußte mit entschiedenerer Verfolgung rechnen – darauf kommen wir noch. Wichtiger aber war, daß diese Politik Innozenz' III. den Gläubigen, die innerhalb der Kirche blieben, weite Tätigkeitsfelder eröffnete. Es ist von großer historischer Bedeutung für die Geschichte der Kirche, daß diese Politik es vermochte, die neue Dynamik des religiösen Aufbruchs zu einer Antriebskraft für die kirchliche Entwicklung und für die Entwicklung des päpstlichen Amtes zu machen. Darin liegt die eigentliche Bedeutung des Zusammentreffens von Franziskus und Papst Innozenz III. 1209. Hier trafen zwei Männer zusammen, die den Gang der Geschichte in ihrem Jahrhundert tief geprägt haben. Und hier wurde eine Allianz zwischen den späteren Bettelorden und dem Papsttum auf den Weg gebracht, die die Erscheinung der Kirche nachhaltig verändert hat, denn die Mönche der zentral geleiteten Bettelorden wurden in den einzelnen Kirchenprovinzen zu entschiedenen Vertretern der päpstlichen Kirchenleitung.

Die Bewegung, die Franziskus angestoßen hatte, und die er mit seinem eigenen Vorbild inspirierte, wuchs schnell, und schon bald ging das Wachstum über Italien hinaus.

1219 machte sich Franziskus im Rahmen des Kreuzzuges gegen Ägypten gar auf eine Missionsreise nach Damiette. Sie blieb erfolglos. Erfolgreicher verlief die Mission jenseits der Alpen, auch wenn es anfangs Rückschläge gab. Franziskus sandte seine Gefährten nach Deutschland und Frankreich, wo die Bevölkerung anfänglich unsicher war, wie sie sich zu den armen Predigern verhalten sollte. Man hielt sie für Ketzer, und in Deutschland scheiterte der erste Missionsanlauf an allzu naiver Vorbereitung. Denn die Brüder, die zur Predigt gekommen waren, sprachen die Sprache des Landes nicht. Sie machten die Erfahrung, daß die Antwort *ja* hilfreich war, wenn man gefragt wurde, ob man Hunger habe oder Durst. Und so antworteten sie treuherzig mit *ja*, wenn die Menschen sie etwas fragten. Das ging so lange gut, bis sie gefragt wurden, ob sie Ketzer seien. Als sie bei der bewährten Antwort blieben, fand das etwas überstürzt begonnene Unternehmen ein jähes Ende.

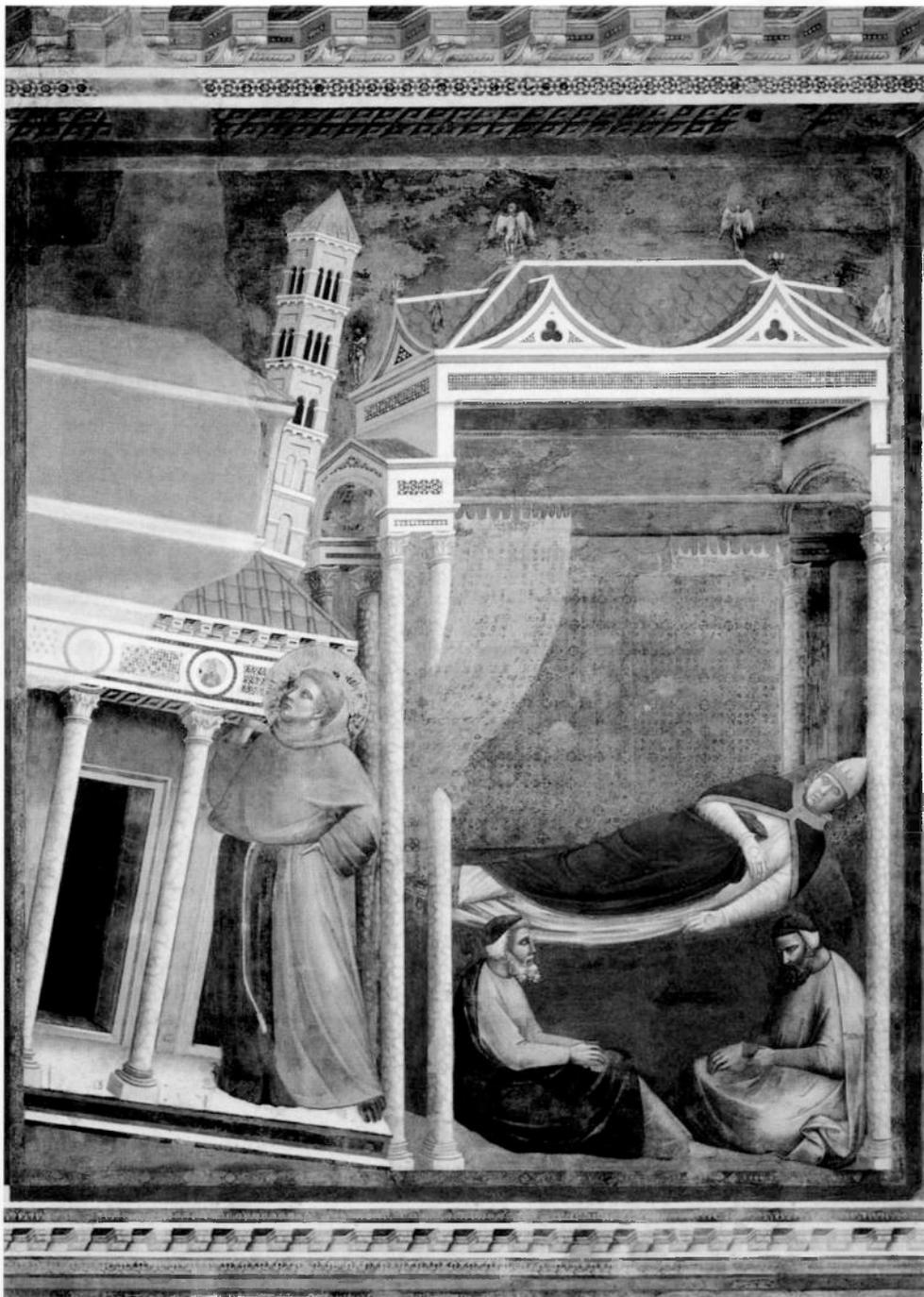
Deutschlands Gastfreundschaft hatte für einige Jahre einen problematischen Ruf unter den Franziskanerbrüdern, deren Bewegung nun rapide anwuchs. Auf dem Pfingstkapitel von 1221 kamen an der Portiunkula bereits 3000 Brüder zusammen. Damals wurde auch die erste umfassendere Regel für den Verband verabschiedet (*Regula non bullata*). Zu diesem Zeitpunkt war Franziskus bereits ein kranker Mann und er forderte die Brüder am Schluß des Treffens zu einem erneuten Missionsversuch in Deutschland auf. Diesmal war das Unternehmen besser vorbereitet und es wurde ein Erfolg. In der Erzählung Jordans von Giano, der an dieser Kampagne teilnahm und über die Anfänge der Franziskaner in Deutschland eine ungemein lebendige Chronik verfaßt hat, ist die Erfolgsgeschichte nachzulesen. Sie begann mit 26 Franziskanerbrüdern, die über Trient nach Augsburg zogen. Ihr

Weg ging weiter in das wirtschaftlich so wichtige Rheinland, wo die Franziskaner auf ein städtisches Milieu trafen, das ihrer Bewegung besonders aufgeschlossen gegenüberstand. Aber sie zogen auch weiter nach Norden, wo schließlich die Ordensprovinz Sachsen entstand. Mit Zähigkeit, Humor und auch mit List überstanden die Brüder Rückschläge und verschafften ihrer Bewegung in Deutschland eine solide Grundlage. Die deutsche Ordensprovinz der Franziskaner wurde schon 1230 in die Sächsische und die Rheinische Provinz unterteilt. 1247 umfaßte die Rheinische Provinz so viele franziskanische Konvente, daß sie in eine Kölner und eine Straßburger Provinz unterteilt wurde. Im Jahr 1250 gab es in Deutschland mehr als 100 Franziskanerkonvente.

Das Wachstum brachte neue Probleme mit sich. Das Ordensideal mußte auch für solche Brüder eine Richtschnur sein, die Franziskus nie gekannt hatten. An die Stelle des persönlichen Vorbildes trat allmählich die Notwendigkeit umfassenderer formaler Regelung der Lebenspraxis. Franziskus, der 1226 gestorben war und bereits 1228 heiliggesprochen wurde, hatte bei seinem Tod ein *Testament* hinterlassen, in dem er die Brüder noch einmal eindringlich auf die Ideale des Anfangs verpflichten wollte. Darin schärfte er ihnen ein, nur dorthin zu gehen, wo sie erwünscht seien, und die eigene Position nicht mit Hilfe päpstlicher Privilegienbriefe zu verteidigen. Dies war eine radikale Position, die sich angesichts des enormen Erfolges – der ja auf echtem Bedarf beruhte – kaum umsetzen ließ. Papst Gregor IX., der Franziskus gut gekannt hatte, erklärte die Maximen des *Testaments* zu einer Privatmeinung (*Quo elongati* – 28. Sept. 1230). So votierte der Papst im internen Ordensstreit um die authentische Nachfolge für eine gemäßigte Position mit gewissen Rechtssicherheiten für die Brüder. Erleichtert wurde diese Entscheidung, die der Kritik des Ordensgründers an der Entwicklung der Bewegung die Schärfe nahm, dadurch, daß Franziskus selber am Ende seines Lebens von der Leitung des Ordens zurückgetreten war.

Für eine längere Übergangszeit nach dem Rückzug des Franziskus von der Ordensleitung wechselten die Männer an der Spitze des Franziskanerordens relativ häufig, ohne daß ein klares Programm erkennbar gewesen wäre: Johann Parenti (1227–1232); Elias (zuerst 1221–1227; 1232–1239); Albert von Pisa (1239–1240), Haymo von Faversham (1240–1244); Crescentius von Iesi (1244–1247); Johann von Parma (1247–1257); Bonaventura (1257–1274).

Die Männer an der Spitze des Ordens taten sich schwer mit den Problemen, die das rasche Wachstum ihrer Bewegung mit sich brachte. Allmählich bildete sich eine klare hierarchische Struktur heraus. Die lokalen *Konvente* wurden zusammengefaßt in *Kustodien*, die ihrerseits einer *Ordensprovinz* angehörten. An der Spitze des Ordens stand ein *Generalkapitel*, das alle drei Jahre zusammenkam und von einem *Generalminister* geleitet wurde. Der Generalminister wurde vom Kapitel gewählt, aber er konnte die *Provinzialminister* berufen. Diese Hierarchie erlaubte eine zentrale Lenkung, aber sie gab keine Antwort auf die Fragen des franziskanischen Selbstverständnisses: Welchen Charakter sollte der Orden haben, welche Aufgabe in der Kirche wahrnehmen? Einen gewissen Wendepunkt bedeutete die Zeit des Generalministers Elias von Cortone 1232–1239. Elias war kein Priester, sondern er war dem Orden als Laie beigetreten, und er war ein



DER TRAUM INNOZENZ' III., DASS FRANZISKUS DIE STÜRZENDE KIRCHE RETTET.
FRESKO DES GIOTTO IN DER KIRCHE VON ASSISI, UM 1300.

Laie geblieben. Er war offenbar ein Mensch mit Organisationstalent und hatte den Orden schon in den letzten Jahren des Franziskus geführt. Er war nach dem Tod des Franziskus zunächst nicht zur Führung des Ordens berufen worden, dafür hatte er sich tatkräftig für den Bau der eindrucksvollen Basilika zu Ehren des Heiligen eingesetzt, die nach dem Tod des Franziskus in Assisi entstand. Es war eine gewaltige Kirche.

Als Elias dann an die Spitze des Ordens berufen wurde, kam es schon bald zu Konflikten. Ihm wurde ein aufwendiger Lebensstil nachgesagt und seine Kontakte zu Friedrich II. kosteten ihn Sympathien an der Kurie. 1239 wurde Elias abgesetzt. Sein Scheitern zeigt ein Umsteuern des Ordens. Es war eine Richtungskorrektur, die sich unter dem Stichwort »Klerikalisierung« fassen läßt. Die Franziskaner wurden unter dem Druck der Sachzwänge zu einem »normalen« Orden mit festen Niederlassungen und einem Noviziat. Aus der Laien-Bußbewegung war ein großer und erfolgreicher Seelsorgeorden geworden, der sich in besonderer Weise um das städtische Publikum bemühte. Dies war nicht nur ein religiös bewegtes, es war auch ein anspruchsvolles Publikum. Die »Professionalisierung« erscheint fast als eine notwendige Folge; die früheren Gefährten des Franziskus und die Anhänger der ursprünglichen Ideale wurden dabei in den Hintergrund gedrängt. Eine entscheidende Neuformierung erfuhr der Orden dann unter seinem Generalminister Bonaventura (1257–1274), einem berühmten Pariser Theologen. Es war ein radikaler Neuanfang, bei dem die Leitung des Ordens nun mit geradezu brutaler Entschlossenheit ein verbindliches Leitbild verordnete. Um die Überlieferung der Lebensgeschichte des Franziskus für alle Brüder zu normieren, verfaßte der neue Generalminister eine eigene Franziskuslegende (*Legenda maior*, 1260–1262). Alle anderen Lebensbeschreibungen wurden verboten, ihre Vernichtung wurde auf dem Generalkapitel von Paris angeordnet. Für die Ordensgeschichte bedeutet dies, daß alle Kenntnis der früheren Lebensbeschreibungen, die der Orden selber in Auftrag geben hatte (Thomas von Celano Vita 1, ca. 1228/29; Vita 2 1246/47; 3 Gefährtenlegende 1235–1246) nur sehr schwer wiederauffindbar waren. Innerhalb des Ordens gab es aus der Generation des Franziskus keine historische Überlieferung. So wurde der Orden unter Bonaventura auf eine neue Grundlage gestellt, wenn auch mit rücksichtslosen Mitteln. Er gilt in der Ordensgeschichte als der zweite Ordensgründer.

Der Orden und die Kurie, die diese Bewegung begleitete, sind für diese Entwicklung mitunter scharf kritisiert worden. Manche Kritik ist sicher berechtigt, doch muß man sich bei dem Vorwurf der Verfälschung des ursprünglichen Ordensideals auch vor Augen halten, daß man in der Mitte des 13. Jahrhunderts, als der Orden nahezu überall in Europa Konvente unterhielt, einer anderen Bewegung beitrug, als noch zu Zeiten des Franziskus. Zu Zeiten des Franziskus hatte der Anschluß an seine Bewegung eine Abkehr von der Gesellschaft bedeutet. Eine Generation nach dem Tod des Franziskus trat man einem Orden bei, dessen Gründer heiliggesprochen worden war und der allein durch die öffentliche Aufmerksamkeit eher im Zentrum denn am Rand der Gesellschaft angesiedelt war. Das mochte man beklagen, aber es spiegelte auch eine Entwicklung des allgemeinen religiösen Bewußtseins wider, die durchaus positive Züge hatte und die das Erscheinungsbild des 13. Jahrhunderts in ein freundlicheres Licht taucht.

27. JULI 1214

Der Sonntag von Bouvines

DER TRIUMPH DES KAPETINGISCHEN KÖNIGTUMS

Der Sieg des französischen Königs Philipp II. in der Schlacht von Bouvines führte auf drei wichtigen Politikfeldern eine Entscheidung herbei: er beendete die Hoffnungen des englischen Königs auf eine Rückgewinnung der verlorenen Festlandsbesitzungen; er etablierte die Vormachtstellung der französischen Krone gegenüber den mächtigen eigenen Vasallen und er entschied den staufisch-welfischen Thronstreit in Deutschland zugunsten von Friedrich II.

DATEN

um 1200	Gründung der Universität Paris
1204	Eroberung der Normandie, der Grafschaften Maine, Touraine und Anjou durch Philipp II.
1204	4. Kreuzzug nach Byzanz / Erhebung Balduins von Flandern zum Kaiser eines lateinischen Kaiserreiches Byzanz
1205	Tod des Erzbischofs von Canterbury
1207	Wahl von Stephen Langton zum Erzbischof von Canterbury / Widerstand König Johanns gegen Langtons Amtsantritt / Exkommunikation des Königs durch Papst Innozenz III. / Verhängung des Interdikts über England
1213	Vorbereitung einer Invasion Englands durch den französischen Thronfolger mit der Legitimation des Papstes / Einlenken König Johanns
27.7.1214	Schlacht von Bouvines
Juni 1215	<i>Magna Carta</i>
25.7.1215	Königskrönung Friedrichs II. in Aachen

Am 27. Juli 1214, einem heißen Sonntag, wurde bei dem flandrischen Ort Bouvines eine Schlacht geschlagen, die die französische, die englische und die deutsche Geschichte des 13. Jahrhunderts nachhaltig prägte. Dies waren die Beteiligten: der französische König

Philipp II. und seine Ritter auf der einen Seite, ein englisches Kontingent, der Graf von Flandern mit seinen Rittern und der Kaiser Otto IV. mit seinen Rittern auf der anderen Seite. Der Kaiser war allerdings nicht mehr unumstritten, und er kämpfte bei Bouvines auch um seine Position. Der Papst hatte ihn exkommuniziert, und der Staufer Friedrich II. war bereits gegen ihn zum König gekrönt worden. Friedrich II. war in Bouvines nicht dabei, aber er war mit dem französischen König verbündet. So entschied der Sonntag von Bouvines auch über den künftigen Inhaber des deutschen Thrones.

Zur unmittelbaren Vorgeschichte des Sonntags von Bouvines gehört ein kurzer Überblick über die strategische Lage. Philipp II. von Frankreich war zu Beginn des Jahres 1214 mit einem Heer nach Flandern gezogen, um gegen den Grafen vorzugehen. Der Graf war sein Vasall, aber er war von Philipp abgefallen und hatte sich mit dem englischen König verbündet. Der Zug des französischen Heeres nach Flandern bewirkte nicht viel, außer Zerstörung und Wut. Da landete im Februar 1214 der englische König Johann in La Rochelle, um von Südwesten auf die französische Krondomäne vorzurücken. Philipp von Frankreich zog ihm entgegen, und Johanns Angriff kam bald zum Erliegen. Der englische König mußte sich an die Küste zurückziehen. Er stellte keine Bedrohung mehr dar. So zog Philipp II. mit seiner Hauptstreitmacht zurück nach Flandern und rief seine Getreuen zu den Waffen. Es werden ungefähr 1200 Ritter zusammengelassen sein, schwer gepanzert und die entsprechende Begleitung aus leichten Reitern und Fußsoldaten.

Philipps Gegner, der Kaiser Otto IV. und der Graf von Flandern, trafen im Juli bei Valenciennes zusammen. Ihre Truppen waren zahlenmäßig leicht überlegen. Am 26. Juli war der französische König mit seinen Truppen in Tournai. Die verbündeten Gegner lagerten ganz in der Nähe. Daher plante der französische König für den kommenden Tag einen Rückzug nach Lille, um die weitere Entwicklung abzuwarten. Am Sonntag, den 27. Juli 1214, zogen die französischen Ritter, der Troß und die Soldaten in geordnetem Zug aus Tournai ab. Auf halbem Weg, bei dem Ort Bouvines, wo eine Brücke über den Fluß Marcq führt, kam es am Nachmittag zur Schlacht. Ein Teil der französischen Ritter hatte die Brücke bereits überquert, der König machte eine Mittagsrast, als die Franzosen angegriffen wurden. Doch es gelang ihnen, sich zu formieren und zu behaupten. Im Kampf geriet König Philipp in Gefahr, als er von Gegnern vom Pferd gezogen wurde. Doch er erhielt rechtzeitig Hilfe. Auf der anderen Seite entkam Kaiser Otto knapp dem Tod und floh. Die französischen Ritter gewannen die Oberhand und konnten eine große Zahl von Gefangenen machen. Der flandrische Graf Ferrand war unter ihnen. Er bezahlte seinen Seitenwechsel mit einer 12jährigen Kerkerhaft. Der Kaiser konnte entkommen, doch die Skulptur eines Reichsadlers mit ausgebreiteten Schwingen, die Otto als Feldzeichen mitgeführt hatte, fiel dem französischen König in die Hände. Er ließ das eroberte Wappentier an Friedrich II. schicken, als Zeichen des Sieges über den welfischen Gegner. Es war ein Sieg mit weitreichenden Konsequenzen.

Es waren im Grunde Konsequenzen auf drei Gebieten 1. Der Sieg war ein entscheidender Schritt in der Festigung der kapetingischen Königsherrschaft. 2. Der Sieg entschied über die umstrittenen englischen Festlandsbesitzungen und 3. führte der Erfolg des französischen Königs bei Bouvines eine Entscheidung für die staufische Herrschaft im Reich herbei.



EINE FRANZÖSISCHE BUCHMALEREI AUS DEM 14. JAHRHUNDERT ZEIGT DIE
SCHLACHT VON BOUVINES.

Der Sieg von Bouvines erhöhte die Position des französischen Königs im Vergleich zu seinen Nachbarmonarchen. Philipp II. ist in die Geschichte als Philipp *Augustus* eingegangen. Zwar bemerkte einer seiner Biographen (Rigord von Saint-Denis), dieser Titel sei darauf zurückzuführen, daß der König im August geboren worden sei, aber das ist wohl eine beschwichtigende Erklärung. Philipps Sohn, der Thronfolger Ludwig, wurde im September geboren, und führte diesen Monat nicht in seinem Namen. Daß Philipp II. Gefallen an der Aufnahme seines Geburtsmonats in seine Titulatur fand, hatte wohl damit zu tun, daß *Augustus* der Name des Kaiser war, und das wußten die gebildeten Männer des Königs durchaus. Hier klang ein Ranganspruch mit, und dieser Anspruch erhielt durch den Erfolg von Bouvines eine nachhaltige Unterstützung.

Philipp II. zog als umjubelter Sieger in seine Hauptstadt Paris ein. Unter Philipp, der von 1180 bis 1223 regierte, war Paris zum Zentrum des Königreichs geworden. Es war auf dem Weg, eine mittelalterliche Metropole zu werden, deren Attraktivität weit über Frankreich hinausstrahlte. Seit 1200 gab es eine Universität in Paris, und die Gegenwart des königlichen Hofes erhöhte noch den Reiz der Stadt. Paris war schon lange die Stadt der französischen Könige, aber erst mit Philipp II. war dieses Königtum zu einer wirklichen Macht geworden. Das Königtum Philipps II. markiert in der Geschichte der französischen Krone eine entscheidende Phase, denn Philipp II. gelang es, die hierarchische Position des Königs gegenüber seinen größten Vasallen unmißverständlich zu klären. Lange Zeit war das französische Königtum auf die Île de France beschränkt gewesen, auf die Krondomäne, den Besitz, den die Könige direkt verwalteten. Die mächtigsten Vasallen des französischen Königs waren ihm lange Zeit an Mitteln zumindest ebenbürtig gewesen, und sie hatten den König diese Macht während des 12. Jahrhunderts durchaus spüren lassen. Da der König von England und der Graf von Flandern Vasallen des französischen Königs waren, war der Erfolg des kapetingischen Königtums im eigenen Land eng mit der der Geschichte des englischen Königs verbunden, und wir wollen hier diese beiden Fragen zusammen behandeln.

Die Geschichte der Festlandsbesitzungen des englischen Königs im 12. Jahrhundert wurde im Zusammenhang mit Thomas Becket bereits angesprochen. Die Forschung nennt dieses Gebilde aus England, der Normandie im Norden, den Grafschaften Anjou, Maine, Tourraine und dem Poitou im Nordwesten und Westen Frankreichs, sowie Aquitanien und der Gascogne im Südwesten das *Angevine Empire*. In der Herrschaftszeit Philipps II. geriet dieses angevinische Reich in eine schwere Krise, denn Philipp eroberte kurz nach 1200 jene Lehen des englischen Königs, die an die Krondomäne angrenzten oder ihr nahe waren, und er integrierte diese Eroberungen in die Krondomäne: die Normandie, Maine, Tourraine und Anjou, das Poitou blieb noch eine Zeit umkämpft. Diese Eroberungen waren um 1204 zunächst abgeschlossen und bei der Schlacht von Bouvines ging es im Grunde um einen Feldzug zur Rückeroberung dieser verlorenen Gebiete. Vielleicht ging es sogar um mehr, denn es gibt Hinweise darauf, daß der Angriff auf die Krondomäne von zwei Seiten (La Rochelle und Flandern) das Königtum Philipps beenden sollte. König Johann von England hatte sich mit dem Verlust seiner Besitzungen im Norden und Nordwesten Frankreichs 1204 nicht abgefunden. Er bemühte sich um eine Revision der

französischen Eroberung, und er tat dies von einer Basis in der Grafschaft Poitou. Diese Gegend an der Atlantikküste südlich der Loire wurde zum Ausgangspunkt der Rückeroberungsversuche des englischen Königs auf dem französischen Festland. Johanns Wertschätzung des Poitou war möglicherweise ein Grund dafür, warum er die Eroberung des Nordens durch König Philipp nicht energisch genug bekämpft hatte. Bei König Johanns Verbindung mit dem Festland kam der Grafschaft Poitou eine zentrale Rolle zu. Schon 1206 hatte Johann erfolglos versucht, über La Rochelle im Poitou eine Kampagne gegen den französischen König zu beginnen. Etwa gleichzeitig hatte er sich einen wichtigen Mann zum Gegner gemacht: Innozenz III. Dabei war es um eine Frage auf der Grenze zwischen königlicher und kirchlicher Macht gegangen: um die Besetzung der Position des Erzbischofs von Canterbury, des höchsten kirchlichen Amtes in England. Die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles von Canterbury zog wegen ihrer Bedeutung in England immer das Interesse des Königs auf sich, und er versäumte es nicht, dem kirchlichen Wahlgremium einen eigenen Vorschlag zu machen. Als 1205 der damalige Erzbischof starb, sah der König das vakante Amt für seinen Sekretär vor. In Canterbury aber wählte man Stephen Langton zum neuen Erzbischof, einen Engländer, der sich als Theologe an der Universität von Paris einen Namen gemacht hatte. Dem Papst, der den neuen Erzbischof mit dem Pallium, dem Zeichen seiner Amtsgewalt ausstattete, gefiel diese Wahl. Dem König gefiel sie nicht und er verweigerte Stephen Langton die Einreise nach England. Daraus erwuchs ein veritabler Konflikt. Zwar konnte der König anfangs auf Rückhalt in England bauen, doch die Situation wurde schwieriger, als der Papst die Exkommunikation des Königs verkündete und sein Land mit einem Interdikt (eine gemäßigte Form der Exkommunikation für alle Anhänger des Königs) belegte. Die Gefährlichkeit solcher Maßnahmen war kalkulierbar, solange sich der König allgemeiner Zustimmung erfreuen konnte. Diese Maßnahmen wurden zu einem Problem, wenn sie den Gegnern des Königs dazu dienen konnten, ihr Vorgehen gegen Johann zu rechtfertigen und wenn diese Gegner mächtig genug waren, dem König zu schaden. Johanns Herrschaft war nicht sehr populär, aber die wirkliche Gefahr drohte zunächst von außen. Der französische König Philipp nutzte die Gelegenheit und bereitete unter Berufung auf die päpstliche Exkommunikation eine Invasion Englands vor. 1213 hatte er bereits Truppen gesammelt und Schiffe für den Transport über den Kanal zusammengezogen. Eine Eroberung Englands mit päpstlicher Legitimation hätte den Druck, den der englische König bislang der Konsolidierung der französischen Königsmacht entgegenstellte, erheblich reduziert. Daraus hätte sich auch eine reizvolle Perspektive für die französische Königsfamilie ergeben können. Nach einem militärischen Erfolg wäre Johanns Familie die Königskrone kaum erhalten geblieben. Da lenkte König Johann ein. Überraschend unterwarf er sich den päpstlichen Forderungen, ließ Stephen Langton als Erzbischof in Canterbury zu und nahm sogar sein Königreich von Papst Innozenz III. zu Lehen. Damit wurde Innozenz nun zu seinem Beschützer, und dem französischen König kam die Legitimation für seine schon weitgehend vorbereitete Invasion abhanden.

Dies war die unmittelbare Vorgeschichte des großen Feldzuges von 1214, mit dem Johann nun verlorene Positionen zurückgewinnen wollte, und im Kampf gegen den fran-

zösischen König vielleicht sogar auf dessen Herrschaft zielte. Geplant war eine größere militärische Aktion König Johanns und seiner Verbündeten gegen den französischen König Philipp II. Johann selber wollte vom Südwesten angreifen und die Kräfte des Königs binden, während seine Verbündeten vom Nordosten her gegen Paris ziehen sollten. Die wichtigsten und mächtigsten dieser Verbündeten waren der Graf Ferrand von Flandern und Kaiser Otto, der als Welfe viel von englischer Hilfe profitiert hatte und der sogar Graf von Poitou war. Die Verbündeten wurden durch ein englisches Kontingent unterstützt, das durch William von Salisbury angeführt wurde. Ferrand, Graf von Flandern, war eigentlich ein Vasall des Königs von Frankreich. Flandern war ein Lehen der französischen Krone. So hatte der Graf Ferrand von Flandern König Philipp von Frankreich Treue geschworen. Wenn dieser Treueschwur nach mittelalterlichen Vorstellungen auch keine innige Zuneigung verlangte, so bestand seine Substanz doch darin, daß er eine Selbstverpflichtung ausdrückte, demjenigen, dem man die Treue schwor, nicht zu schaden. Dazu aber schickte Ferrand sich gerade an. Ferrand war ein angeheirateter Graf von Flandern. In Flandern hießen die Grafen in der Regel Balduin. Der letzte Graf von Flandern war nach dem Kreuzzug von 1204, bei dem ein umgeleitetes Kreuzfahrerheer Konstantinopel eroberte, zum Kaiser von Konstantinopel erhoben worden. Flandern hatte eine gewisse Kreuzzugstradition. Balduins Kaisertum währte nur kurz, dann verschwand er, sein Schicksal ist unklar. Er ließ zwei Töchter zurück. Die ältere erbte die Grafschaft Flandern. Ferrand kam aus Portugal und er hatte diese Erbin der Grafschaft Flandern geheiratet. Die Heirat war durch den französischen König vermittelt worden, der hoffte, Flandern durch diese Verbindung enger an seine Krone zu bringen. Der Graf von Flandern war einer seiner mächtigsten Vasallen, und es hatte in der Vergangenheit immer wieder Spannungen zwischen den Grafen von Flandern und der französischen Krone gegeben.

Im Grunde bildeten Flandern, England und das Königreich Frankreich während des gesamten hohen und späten Mittelalters ein spannungsreiches Dreieck. Flandern war neben Oberitalien die bedeutendste Städtelandschaft Europas. Hier gab es reiche Handelsstädte, und die Kaufleute in Flandern unterhielten gute Kontakte nach England, von wo sie die Wolle importierten, aus der die berühmten flandrischen Tuche gefertigt wurden. Die Erzbischöfe von Canterbury, die in der Geschichte des hohen Mittelalters wiederholt Schwierigkeiten mit ihren Königen hatten, gingen häufig nach Flandern ins Exil, in das Kloster Saint-Bertin bei Saint-Omer.

Flandern befand sich in einer spannungsreichen Konstellation mit den Königen von Frankreich und mit England, einem Gefüge, das immer wieder in Bewegung kam. Der Sieg von Bouvines festigte den Anspruch des französischen Königs auf seine Höherrangigkeit gegenüber seinen Vasallen, auch gegenüber den mächtigen Vasallen, wie dem Grafen von Flandern. Der andere mächtige Vasall, der König von England, hatte am deutlichsten verloren, und er bekam die Folgen bald zu spüren. In der englischen Geschichte führte der Weg von Bouvines direkt zur *Magna Carta* von 1215.

Der berühmte große Freiheitsbrief (*Magna Carta*), in dem der König den englischen Baronen eine ganze Reihe wichtiger Rechte schriftlich zugestehen mußte, war der Versuch,

eine Krise zu lösen, in die England durch die militärischen Kampagnen von König Johann auf dem französischen Festland und durch die Herrschaftspraxis hineingeraten war, mit der Johann die Gelder für die kostspieligen Unternehmungen eintrieb. Die Erfahrungen mit den Ansprüchen des Königs, die sie als willkürlich empfanden, veranlaßte die Barone, dem König das Zugeständnis abzuverlangen, an wichtigen Entscheidungen des Königreiches in Zukunft beteiligt zu werden.

Neben diesen Entscheidungen entschied die Schlacht von Bouvines am 27. Juli 1214 auch über den deutschen Thronstreit zwischen den Staufern und den Welfen. Dieser Thronstreit war nach dem frühen Tod von Barbarossas Sohn Heinrich VI. ausgebrochen, weil sein Sohn Friedrich II. noch ein Kind von drei Jahren war, das seinen Thronanspruch nicht wirkungsvoll verteidigen konnte. Seine Mutter, die sizilianische Prinzessin Konstanze, war in Deutschland nie heimisch gewesen und fand dort keine ausreichende Unterstützung, zudem starb sie kurz nach ihrem Mann. Die Staufer hatten starke Gegner, die den jungen Welfen Otto IV. für das Königsamt nominierten und ihn nach Rückschlägen mit der Unterstützung des Papstes auch auf den Thron brachten. Erst als sich Otto nach seiner Kaiserkrönung gegen den Papst stellte, erhielt Friedrich II. eine zweite Chance. Er erhielt die Unterstützung Innozenz' III. und der stauferfreundlichen Fürsten in Deutschland. Die Niederlage seines Gegners Otto in Bouvines machte Friedrich II. 1214 zum unumstrittenen deutschen Herrscher, ohne daß er dafür hatte kämpfen müssen. Die Dinge hatten sich für den jungen Staufer zum Guten gewendet. Am 25. Juli 1215 wurde er vom Mainzer Erzbischof in Aachen noch einmal zum römischen König gekrönt. All diese Entwicklungen waren durch den Sonntagnachmittag von Bouvines möglich geworden.

Die Anfänge der Inquisition im Languedoc

*In den 1220er Jahren wurde im Süden Frankreichs – im Languedoc – ein neues kirchliches Untersuchungsverfahren eingeführt, mit dem ohne vorherige Anklage eine Untersuchung der Rechtgläubigkeit der Bewohner einzelner administrativ umschriebener Regionen möglich wurde. Die Untersuchung – Inquisition – wurde von bestellten Inquisitoren, meist Dominikanermönchen, nach einem festen Fragekatalog durchgeführt und protokolliert. Im Laufe der Zeit kamen verschiedene Zwangsmittel (Folter) bei der Befragung hinzu. Das Strafmaß reichte von einfachen Bußübungen bis hin zur Todesstrafe – dabei wurde die Häresie als Hochverrat gegen die göttliche Majestät (*crimen laesae majestatis*) behandelt.*

DATEN

1208	Ermordung eines päpstlichen Legaten im Languedoc / Kreuzzugsaufruf des Papstes gegen den Grafen von Toulouse
1209	Eroberung von Béziers
1214	Eroberung von Toulouse
1229	Treueverpflichtung des Grafen von Toulouse gegenüber der Kirche und der französischen Krone
Nov. 1229	Beschlüsse einer Synode in Toulouse gegen die Feinde des Glaubens
1231	Bulle <i>Excommunicamus</i> Gregors IX.
1244	Eroberung der katharischen Bergfestung Montségur
1252	Zulassung der Folter bei der Inquisition in Italien (Bulle <i>Ad extirpanda</i>)

Im November 1229 verabschiedete eine Synode in Toulouse konkrete Schritte, um gegen die Feinde des Glaubens in der Diözese Toulouse vorzugehen. In jeder Pfarrei sollte ein Geistlicher, unterstützt von bis zu drei Laien, sorgfältig nach Häretikern forschen. Die weltlichen Herren im Bistum sollten ebenso nach Abweichlern und ihren Helfern suchen. Die Häuser, in denen Häretiker angetroffen würden, sollten zerstört werden. Amtsträger, die nicht energisch gegen die Häretiker vorgingen, sollten ihr Amt verlieren.

Diejenigen, die im Geruche standen, Häretiker zu sein oder zu begünstigen, dürften kein weltliches Amt ausüben. Um im Geruche der Häresie zu stehen, genügte die *fama publica*. Unter den Maßnahmen gegen die Häresie war auch jenes Verbot, das es Laien untersagte, einen Text des alten oder des neuen Testaments zu besitzen.

So hielt die Inquisition ihren konkreten Einzug in die europäische Geschichte. Es war anfangs noch ein etwas unbeholfener Einzug, aber schon in den nächsten Jahren wurde die Inquisition deutlich professioneller. Bis in die Neuzeit hat sie als Verfahren gedient, die Rechtgläubigkeit ganzer Landstriche von Inquisitionsrichtern untersuchen und prüfen zu lassen. Bei diesen Befragungen wurden mitunter Zwangsmethoden bis hin zur Folter eingesetzt, um Geständnisse zu forcieren. Mit gutem Grund hat die Inquisition keinen guten Namen, dennoch sollten wir im Auge behalten, daß diese Glaubensüberprüfungen bis hin zu den sogenannten Hexenjagden ihre schlimmste Ausprägung erst in der frühen Neuzeit erlebte, nachdem die Reformation die Stellung der katholischen Kirche grundsätzlich in Frage gestellt hatte. Die mittelalterliche Kirche wurde auch durch eifrige Häretiker niemals in vergleichbarer Weise herausgefordert, und ihre Reaktion ist verhaltener ausgefallen. Man muß deswegen nicht so weit gehen, wie die Verantwortlichen für das Lexikon des Mittelalters, das unter dem Stichwort »Inquisition« keinen Eintrag hat. Dort findet sich lediglich unter dem Schlagwort »Inquisitionsverfahren« eine Spur. Allerdings weist uns dieser Befund im engeren historischen Sinn auf den richtigen Weg. Denn im Mittelalter gab es »die Inquisition« nicht, es gab keine zentrale Behörde, keinen Großinquisitor, keine zentrale Steuerung. Es gab viele Inquisitionen, durchgeführt durch Inquisitoren, die im regionalen Rahmen agierten, auch wenn sie dies im Auftrag des Papstes taten. Der Begriff *Inquisition* bedeutet eigentlich *Untersuchung, Erforschung*, und er kommt tatsächlich aus der Sprache des Rechts. Das Verfahren der Glaubenserforschung hat sein Vorbild in einem Rechtsverfahren, dem *Inquisitionsprozeß*. Diese Prozeßform hatte ursprünglich mit der Ketzerverfolgung nichts zu tun. Die Juristen unterschieden zwischen dem *Inquisitions-* und dem *Akkusationsverfahren*. Das Akkusationsverfahren – wie der Name sagt – ist ein Verfahren, das aufgrund einer Anklage eingeleitet wurde, wenn etwa das Opfer eines Überfalls Klage gegen den Räuber erhob. Das Gericht wurde erst aufgrund der Klage aktiv. Das Neue beim Inquisitionsverfahren, das es seit dem Ende des 12. Jahrhunderts gab, war, daß nun ein Richter aufgrund eines begründeten Verdachts von sich aus eine Untersuchung anstellen konnte, eine *Inquisitio*.

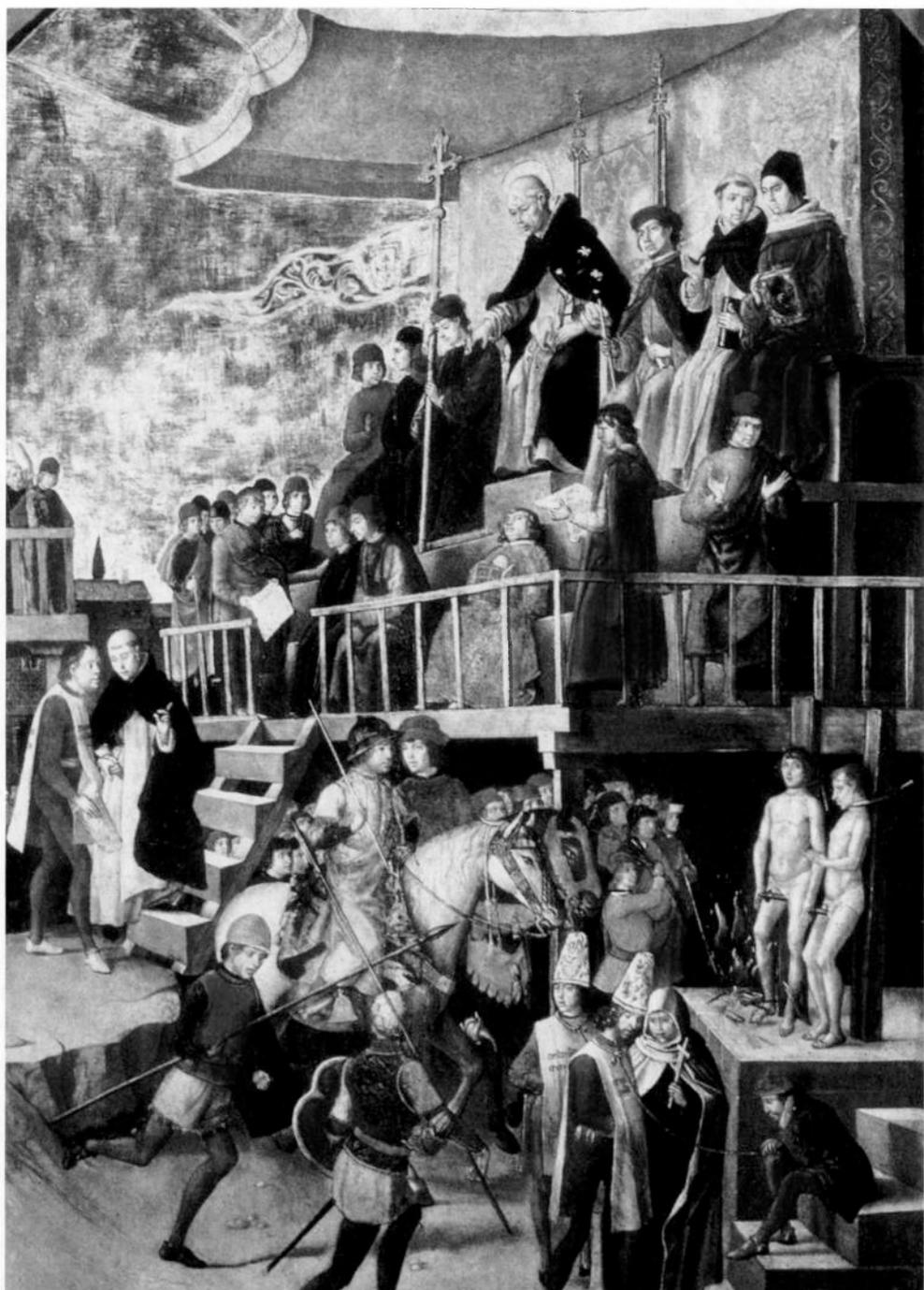
Solche Untersuchungen von seiten der Herrschaft (der König war immerhin der höchste Richter im Land) waren nicht nur eine rechtsgeschichtliche Erscheinung. Seit der Mitte des 13. Jahrhunderts schickten die französischen und die englischen Könige Untersuchungskommissionen aus, um ein Bild von den Rechtszuständen im Land und damit auch von den Lebensumständen ihrer Untertanen zu gewinnen. Dabei ging es nicht nur um die effizientere Organisation königlicher Herrschaft, sondern auch um Reformen zum Wohle der einfachen Untertanen. Der Vorgang hatte auch eine positive Seite. Die Männer, die die Könige bei dieser Gelegenheit auf den Weg schickten, waren wie die späteren kirchlichen Inquisitoren Angehörige der Bettelorden, mit dem Unterschied, daß

die Könige in der Regel die Franziskaner bemühten, während die Inquisition schon bald zu einer Sache der Dominikaner wurde.

Im Falle des englischen und französischen Königs ist dieser Vorgang als zukunftsweisende Politik interpretiert worden, im Falle der Kirche als finstere Repression. Daran ist vieles richtig, doch wir sollten bedenken, daß diese zunehmende Erfassung der Untertanen durch die zuständige Zentrale auch ein Zug der Zeit war. Die kirchliche Inquisition hatte allerdings nicht das Ziel, allgemeine Mißstände festzustellen und eine Reform der Kirche vorzubereiten, sondern sie hatte ein klares, eingrenzbares Ziel: Sie sollte Ketzer aufspüren und ihre gefährlichen Umtriebe beenden.

Ein Ketzer war ein Mensch, der einem Irrglauben anhing und der an diesem Irrglauben festhielt. Das hartnäckige (*pertinaciter*) Festhalten an dem Glaubensirrtum machte die Menschen erst zu Ketzern. Irren konnte jeder, und irren durfte auch jeder, solange er oder sie den Irrtum rechtzeitig einsah und korrigierte. Eine Feststellung ist wichtig: Es war die Kirche, die die Menschen zu Ketzern machte, indem sie feststellte, daß ihre Überzeugungen falsch seien. Die Betroffenen selber sahen sich nicht als Häretiker oder als Ketzer, sie sahen sich in aller Regel als die wahren Christen. Und es wäre wohl ein Irrtum, wenn wir bei ihnen mehr Toleranz erwarteten, als bei denen, die sie verfolgten. Der eigentliche Begriff, den die Kirche für die falsche Lehre benutzte, war *Häresie* – im Gegensatz zur *Orthodoxie* (Rechtgläubigkeit). Die Bezeichnung *Ketzerei* oder *Ketzer* entstand dagegen aus dem Namen *Katharer*, der Bezeichnung für eine besondere Form der Irrlehre, die seit der Mitte des 12. Jahrhunderts in Italien und vor allem in Südfrankreich (Languedoc) anzutreffen war. Das Kennzeichen der katharischen Lehre war ihr strenger Dualismus, die Vorstellung, daß die geschaffene Welt einschließlich der menschlichen Kreaturen eine Hervorbringung des Teufels sei. Für die Katharer war der Teufel ein mächtiges dunkles Prinzip, seine Macht der Macht Gottes nahezu ebenbürtig. Jesus war für sie nicht der Sohn Gottes und selber Gott, sondern er war ein Gesandter Gottes, der die Menschen mit den guten Prinzipien seiner Lehre vertraut machen sollte. Es war eine sehr asketische Lehre, und diejenigen, die sich ihr ganz verschrieben, wurden von ihren Gefolgsleuten als *boni homines* oder *perfecti* bezeichnet. Die Katharer bildeten eine eigene Kirchenstruktur aus, die Sakramente lehnten sie ab, der für sie zentrale Ritus war die Geisttaufe – durch Handauflegung eines bereits Bekehrten –, das sogenannte *consolamentum*. Diese Lehre, für die man Vorbilder im persischen Manichäismus entdeckt hat, und die offenbar aus dem mittleren Osten stammte, hatte im Süden Frankreichs viele Anhänger gefunden. Man hat vermutet, daß die manichäischen Lehren von Kreuzrittern oder durch Kontakte im Zusammenhang mit den Kreuzzügen vermittelt wurden, immerhin hatte der Graf von Toulouse, der vielleicht wichtigste Mann im Süden, den ersten Kreuzzug angeführt.

Als Erklärung reicht das nicht unbedingt, und eine wirklich überzeugende Erklärung für den Erfolg der dualistischen Lehre im Süden Frankreichs wird man kaum geben können. Es war eben so. Aber man kann vielleicht sagen, daß die Herrschaftsstrukturen und das kulturelle Milieu des Languedoc die Ausbreitung einer solchen Lehre, wenn sie von engagierten Vertretern vorgetragen wurde, eher begünstigten.



AUTODAFÉ UNTER ANWESENHEIT DES HEILIGEN DOMINIKUS GUZMAN.
GEMÄLDE VON PEDRO BERRENGUETE, 15. JAHRHUNDERT.

Der Süden Frankreichs war eine Landschaft mit alter römischer Tradition, eine Landschaft mit vielen Städten, einem Handel entlang den Küsten des Mittelmeeres und vielen kleinen und mittleren Herren. Diese Herren legten Wert auf ihren eigenen Hof, auch wenn er nicht groß war, und in dieser Konstellation eher kleinräumiger, konkurrierender Herrschaften entstand die berühmte Kultur der Troubadoure, die an den vielen Höfen ihr Publikum und ihre Gönner fanden. Charakteristisch für dieses bunte Milieu des Südens war die Abwesenheit einer wirkungsvollen zentralen Gewalt. Der König von Frankreich war im Süden keine präasente Größe. Unter den regionalen Grafen war der Graf von Toulouse der bedeutendste, aber er dominierte die anderen nicht. Es war eine sehr komplexe Gemengelage, in der die Kräfteverhältnisse immer wieder neu erprobt wurden, und so war auch eine Kontrolle nicht so ohne weiteres möglich. Dadurch, daß neben Grafen und anderen Herren auch Klöster und Kirchen über Grundbesitz und Herrschaftsrechte verfügten, kam es zwischen Kirchenleuten und weltlichen Herren zu Rivalitäten. Das war später nicht unerheblich, als es darum ging, wer die Ketzer begünstigte, und wen man als Freund der Ketzer bezeichnete. Mancher Abt oder Bischof wird aus einem solchen Vorwurf, der die Verfolgung des vermeintlichen Ketzers nach sich zog, sehr konkrete Vorteile gezogen haben. Doch bestand an der Stärke der Katharer im Languedoc kein Zweifel. Die Stärke dieser Häresie beunruhigte Papst Innozenz III. und er hatte bereits verschiedene Male Beauftragte in diese Gegend entsandt, um gegen die Katharer zu predigen. Der Erfolg dieser Prediger war mäßig, sie erreichten die Herzen der Menschen nicht, die die Konsequenz der katharischen *perfecti* in ihrer Lebensweise beeindruckte.

Im Jahr 1208 wurde ein päpstlicher Legat, dessen Aufgabe die Ketzerbekämpfung war, von einem Mann des Grafen von Toulouse umgebracht. Daraufhin exkommunizierte Papst Innozenz III. den Grafen und ließ einen Kreuzzug predigen. Der französische König mochte das Unternehmen zu diesem Zeitpunkt nicht anführen, der Konflikt mit dem König von England band seine Kräfte, aber der Adel des Nordens fand an dem Kreuzzug Gefallen. Unter diesen Kämpfern im Namen des Kreuzes war ein Mann aus dem mittleren Adel: Simon von Montfort. Bei den Belagerungen und Kämpfen, die 1209 begannen, tat sich Simon bald als so fähiger und einsatzfreudiger Ritter hervor, daß er zur Führungsfigur des Kreuzzuges wurde. Die erste Eroberung einer katharischen Stadt (Béziers, 21. Juli 1209) war mit einer solchen Brutalität vor sich gegangen, daß viele Städte des Languedoc kampflos aufgaben. Die Zentren des Widerstandes wurden in den Folgejahren erobert, Toulouse fiel 1214. Der Großteil des eroberten Landes wurde 1216 in ein Kronlehen umgewandelt und fiel an Simon von Montfort, der allerdings schon 1218 bei Kämpfen um Toulouse ums Leben kam. Sein Sohn konnte die Position seines Vater nicht behaupten, als eine heftige Gegenreaktion gegen die rücksichtslose Politik der Eroberer einsetzte. Sie stärkte den Grafen von Toulouse, den die Eroberungen um einen Großteil seines Besitzes gebracht hatten. So zog schließlich der französische König Ludwig VIII. selber ins Languedoc, um die bisherigen Erfolge der Kirche und der Krone zu sichern. Er führte einen erfolgreichen Feldzug und eroberte im September 1226 das befestigte Avignon. Ludwig VIII. starb auf dem Rückweg im Dezember 1226, aber der Erfolg des Nordens im Languedoc war nicht aufzuhalten.

Am 12. April 1229 mußte sich der Graf von Toulouse zur Treue gegenüber der Kirche und der französischen Krone verpflichten. Er versicherte, die Ketzer künftig energisch zu bekämpfen, und verheiratete seine Tochter mit einem Bruder des Königs. Der größte Teil des gräflichen Landes sollte nach dem Tode des Grafen von Toulouse an die Erben aus der Verbindung seiner Tochter mit dem französischen Königshaus übergehen. So wurden 1229 die Weichen für eine spätere Integration des Languedoc in die erweiterte Krondomäne gestellt. Tatsächlich wurde der Süden nun auch in die Herrschaftsstrukturen des französischen Königtums einbezogen. Mit dem politischen Sieg kam auch ein Verfolgungsapparat in Gang, bei dem sich das Bestreben, den alten Adel aus seinen Positionen zu verdrängen und die Ketzerei auszumerzen, mitunter überschritten. Zu Trägern der Ketzerverfolgung bestellte die Kurie den neuen Orden der Dominikaner, der in der Bekämpfung der Ketzer im Languedoc seine Wurzeln hatte

1231 faßte Papst Gregor IX. die bisherigen Maßnahmen in der Dekretale *Excommunicamus* zusammen. Die *Inquisitoren* wurden nun durch die Kurie bestellt, und sie führten die Suche nach Ketzern weitgehend in eigener Initiative durch. Ein eigenständiges Inquisitionsverfahren nahm Gestalt an. Die Inquisitoren suchten Gebiete auf, in denen man Ketzer vermutete. Bei ihrer Ankunft setzten sie eine Frist von 30 Tagen; während dieser Zeit konnten sich Ketzer selber stellen und Zeugen von Ketzereien konnten ihre Beobachtungen mitteilen. Geschah dies innerhalb der Frist, durften sie Milde erwarten. Die Befragungen durch die Inquisitoren wurden protokolliert. Die Inquisitoren fragten etwa: *Sind Dir Häretiker bekannt? Hast Du je ihre Predigten gehört? Hast Du an ihren Versammlungen teilgenommen? Wer war noch dort? Wer unterstützt die Häretiker?* Die Protokolle erfaßten ein Netz von behaupteten Beziehungen, das den Befragten noch lange später vorgehalten werden konnte, das aber für die historische Arbeit eine wertvolle Quelle darstellt.

Anfangs gab es gegen das Vorgehen der Inquisitoren noch Widerstände. In der Mitte der 30er Jahre wurden die Dominikaner einmal aus Toulouse ausgewiesen, als sie gegen führende Familien der Stadt vorgegangen waren. In Deutschland erschlug zu dieser Zeit ein aufgebrachter Ritter den eifrigen Inquisitor Konrad von Marburg und beendete damit die Inquisitionsbemühungen. Doch im Süden Frankreichs sahen sich diese Widerstände einer zu großen Übermacht gegenüber. Im März 1244 mußte eine der letzten großen Bastionen der Katharer in der Region, die Festung Montségur, aufgeben. Hunderte Katharer gerieten in Gefangenschaft. Ihr Schicksal ist nicht ganz klar, aber auch wenn sich vor der Kapitulation die Führungsleute mit ihrem Wissen in Sicherheit bringen konnten, so gab der Fall der Festung doch ein klares Zeichen für das Ende der Bewegung. Die Gefangenen konnten unter der entsprechenden Befragung so viele Informationen über die geheime Infrastruktur der katharischen Kirche preisgeben, daß der Organisation der Katharer danach schwerer Schaden entstand.

Es kam vor, daß man Verdächtige einer sogenannten *peinlichen* Befragung unterzog: einer Befragung unter Anwendung der Folter. Die Bulle *Ad extirpanda* Innozenz' IV. von 1252 tolerierte diese Methode für Italien ausdrücklich. Für den Angeklagten war das Verfahren ein gefährlicher und undurchschaubarer Vorgang, denn die Beweise wurden ihm vorent-

halten und die Belastungszeugen wurden nicht namentlich genannt. Im schlimmsten Fall erwartete den überführten Ketzer die Todesstrafe, die allerdings nicht von der Kirche selbst vollstreckt wurde, sondern von Vertretern des weltlichen Armes. Wobei diese Kooperation nicht ganz frei war von Bigotterie. Die häufigste Strafe war eine Gefängnisstrafe, unter den Bedingungen der Zeit war dies allerdings kein wirklicher Trost.

Wie viele Menschen Opfer der Inquisition wurden, ist schwer zu ermessen, weil die meisten Unterlagen verloren gegangen sind. Für die Jahre 1249–1257 haben sich Aufstellungen erhalten, denen wir entnehmen können, daß in dieser Zeit 306 Urteile ergingen, 21 der Verurteilten wurden zum Tode, 239 zu Kerker verurteilt. Die Inquisition im Languedoc arbeitete noch bis in die Mitte des 14. Jahrhunderts fort. Hundert Jahre nach seiner Niederlage war der alte Adel des Südens durch Familien aus dem Norden verdrängt worden, und die Katharer und ihre Lehren waren nur noch eine Erinnerung. Die Geschichte der Glaubensprüfungen aber hatte zu diesem Zeitpunkt erst begonnen.

17. JULI 1245

Auf dem Konzil von Lyon setzt Papst Innozenz IV. Kaiser Friedrich II. ab

DER »TRIUMPH« DES PAPSTTUMS

Mit der Absetzung des Kaisers beanspruchte der Papst die hierarchische Überordnung über das kaiserliche Amt. Die Übernahme des Absetzungsurteils in das kirchliche Recht (Liber Sextus) führte zu einer weiten Verbreitung der Urteilsbegründung, die in der Folgezeit bei verschiedenen Herrscherabsetzungen ein Modell vorgab.

DATEN

1075	Exkommunikation König Heinrichs IV. durch Papst Gregor VII.
20./24. 3. 1239	Exkommunikation des Kaisers durch Gregor IX.
10. 8. 1241	Konzilseinladung Gregors IX. nach Rom
3. 5. 1241	Gefangennahme der anreisenden Prälaten durch die Flotte Friedrichs II.
21. 8. 1241	Tod Papst Gregors IX.
10. 9. 1241	Bündnis der Erzbischöfe von Mainz und Köln gegen Friedrich II.
25. 6. 1243	Wahl Papst Innozenz' IV.
Juni 1244	Flucht des Papstes aus Rom.
3. 1. 1245	Einladung zu einem Konzil nach Lyon.
28. 6. 1245	Eröffnung des Konzils in Lyon durch Innozenz IV.

Am 17. Juli 1245 erklärte Papst Innozenz IV. auf einem eigens nach Lyon berufenen Konzil den Stauferkaiser Friedrich II. für abgesetzt. Das Konzil tagte seit dem 28. Juni 1245 in der Kathedrale von Lyon. Drei Generalversammlungen aller Teilnehmer hatte es gegeben, bevor der Papst seine spektakuläre Maßnahme gegen den Stauferkaiser in der vierten und letzten Session vortrug: wegen vier äußerst schwerer Verbrechen (*quattuor gravissima*) – wiederholtem Meineid, Bruch des Friedens zwischen Kirche und Reich, Gefangennahme von Prälaten auf dem Weg zum Konzil und wegen erwiesener Ketzerei – habe Gott ihn verworfen und jeglicher Würde beraubt. *Daher haben wir offengelegt, daß der genannte Fürst, der sich des Kaisertums, der Königreiche und aller Ehren und Würde so*

unwürdig erwiesen hat und der wegen seiner Ungerechtigkeiten von Gott verworfen wurde, damit er nicht regiere und nicht herrsche, befangen und verworfen ist aufgrund seiner Sünden und von unserem Herrn jeglicher Ehre und Würde beraubt wurde; wir zeigen dies an und entheben ihn um so mehr kraft unseres Urteils, indem wir alle, die ihm in geschworener Treue verbunden sind, von diesem ewigen Eid lösen; und kraft apostolischer Autorität verbieten wir streng, daß irgend jemand ihm fürderhin wie einem Kaiser oder König gehorcht oder ihn als solchen achtet, und wir befehlen, daß alle, die ihm von nun an wie einem Kaiser oder König Rat und Hilfe oder ihre Gunst gewähren, indem sie dies tun, der Exkommunikation verfallen. Diejenigen aber, denen in diesem Reiche die Wahl des Kaisers zusteht, sollen in freier Wahl einen Nachfolger bestimmen.

Der Papst gab die Absetzung des Kaisers durch Gott bekannt, bekräftigte sie durch sein eigenes, gleichlautendes Urteil und untersagte Friedrichs Untertanen, ihn weiter als König und Kaiser anzusehen. Dies war ein durchaus unerhörter Vorgang, es war ein Vorgang mit einer konkreten politischen Vorgeschichte und einer politischen Dimension, und es war ein Vorgang mit einer grundsätzlichen Dimension, die das Verhältnis zwischen Kaiser und Papst betraf, und die dieses Verhältnis mit einer Radikalität neu formulierte, die es uns erlaubt, von einem historischen Wendepunkt zu sprechen. Aber beginnen wir mit der politischen Geschichte.

Zwischen Papst Gregor IX. (1227–1241) und Kaiser Friedrich II. (Kaiser seit 1220) war es immer wieder zu ernsthaften Konflikten gekommen, die ihre Ursachen weitgehend in der italienischen Politik hatten. Friedrich II. war Kaiser und König von Sizilien, und er hatte seinen Lebens- und Herrschaftsmittelpunkt im Süden Italiens, da ergaben sich für den Papst in Rom viele Reibungspunkte. Die ganze Geschichte ist spannend, aber wir müssen sie hier stark abkürzen. Die Folgen dieser Spannungen zwischen Papst und Kaiser führten dazu, daß Papst Gregor IX. Friedrich II. zuerst am Palmsonntag (20.3.) und dann nochmals am Gründonnerstag (24.3.) 1239 exkommunizierte. Der Papst forderte die Untertanen Friedrichs auf, dem Gebannten keine Folge mehr zu leisten. Zur Begründung dieses Schrittes nannte der Papst eine Reihe von Anklagepunkten. Die Aufzählung umfaßte ebenso Versäumnisse Friedrichs wie schwerwiegende Verfehlungen des Kaisers. Gregor IX. setzte die betroffenen Erzbischöfe und Bischöfe von seinem Schritt in Kenntnis und verlangte von ihnen die Bekanntgabe der Exkommunikation in ihren Diözesen und Städten. Damit war die Bühne für den letzten Akt bereitet.

Am 10. September 1241 traten die beiden wichtigsten Kirchenfürsten Deutschlands, der Erzbischof von Mainz und der Erzbischof von Köln, auf die Seite des Papstes. Sie verbündeten sich gegen den staufischen Kaiser und zum Auftakt ihres Zusammenschlusses fielen sie in die staufische Wetterau ein.

Wegen großer Ereignisse und Anliegen der römischen Kurie berief Papst Gregor IX. die Prälaten der Christenheit nach Rom. Auf einem Konzil wollte er Pläne für das weitere Vorgehen gegen den Staufer abstimmen und beschließen. Im August 1240 ergingen die Einladungen für das Konzil, das an Ostern 1241 zusammentreten sollte. Doch Friedrich II. setzte sich zur Wehr. Seine Truppen belagerten die Stadt Rom, so daß der Landweg für die anreisenden Kirchenmänner zu gefährlich war. Daraufhin versuchte die Kurie, die

Konzilsteilnehmer mit genuesischen Galeeren nach Ostia zu bringen. Doch der Kaiser verfügte über die sizilische Flotte. Am 3. Mai 1241 wurde der genuesische Transport bei Elba aufgebracht, die Konzilsteilnehmer gerieten in staufische Gefangenschaft. Es waren über hundert Prälaten. Papst Gregor starb kurz darauf am 21. August 1241. In der angespannten Situation dauerte es einige Zeit, bis sich die Kardinäle für einen neuen Papst entschieden. Von ihrer Wahl hing viel ab.

Am 25. Juni 1243 wählten die Kardinäle Sinibaldus Fieschi zum neuen Papst. Er war ein ausgewiesener Kirchenjurist aus einer vornehmen Genueser Familie. Als Papst nannte er sich Innozenz IV. Eine zeitlang verhandelte er mit dem exkommunizierten Kaiser, und Friedrich II. hoffte auf einen Ausgleich. Daher wurde er von der neuen Entwicklung überrascht, als sich der Papst ein Jahr nach seiner Wahl von genuesischen Schiffen aus der Belagerung durch den Staufer befreien ließ. Die Galeeren brachten Innozenz IV. nach Genua. Am 7. Juli 1244 wurde er mit Jubel in seiner Heimatstadt empfangen. Ende des Jahres 1244 zog der Papst nach Lyon. Die Stadt gehörte nominell noch zum Reich, aber der Einfluß des französischen Königs war spürbar. Innozenz ging nun in die Offensive. Am 3. Januar 1245 verschickte er die Einladungen zu einem Konzil in Lyon, das am Johannestag (24. Juni) desselben Jahres zusammentreten sollte.

Diesmal wurde der Termin eingehalten. Es war keine große Kirchenversammlung, die sich bei Eröffnung im Juni 1245 in der Kathedrale von Lyon zusammenfand. Die verlässlichste Zahlenangabe nennt 150 Prälaten. Sie kamen überwiegend aus Frankreich und Spanien, einige wenige Kirchenmänner waren aus Italien und aus England angereist. Doch machte der Papst auf entsprechende Vorhaltungen geltend, daß er eine allgemeine Einladung ausgesprochen habe, weswegen das Konzil als ein allgemeines anzusehen sei. Die Erzbischöfe von Mainz und Köln, die vor Ostern in Lyon eintrafen und dort mit dem Papst über die Verhältnisse und das weitere Vorgehen in Deutschland berieten, waren noch vor der Eröffnung des Konzils wieder abgereist. Die Absetzung eines Kaisers war keine kirchliche Routinehandlung. Der Papst hatte die beiden Prälaten sicher über seine Pläne informiert. Offenbar hatten die Erzbischöfe Bedenken, obwohl sie erklärte Gegner Friedrichs waren. Tatsächlich hatte der geplante Schritt eine neue Qualität. Und damit sind wir bei einem zweiten Punkt: Bei der Frage nach der päpstlichen Stellung in der Weltordnung. Bislang hatte noch kein Papst einen Kaiser abgesetzt, auch wenn es immer wieder Konflikte gegeben hatte. Im Investiturstreit war Papst Gregor VII. (1073–1085) gegen König Heinrich IV. (1050–1106) vorgegangen (1075). Allerdings war dieses Vorgehen keine formale Absetzung gewesen. Denn Gregor VII. hatte dem Kaiser die Ausübung seiner Regierung verboten und den entscheidenden Text als ein Gebet an den Apostel Petrus formuliert. Darin begründete Gregor VII. gegenüber seinem Amtsvorgänger, daß ihm die Angriffe des Kaisers auf die Kirche keine andere Wahl gelassen hätten, als seine Binde- und Löse-Gewalt einzusetzen, um die Herrschaftsausübung Heinrichs zu unterbinden. Praktisch geschah dies dadurch, daß der Papst die Treueeide der Untertanen aufhob, und ihnen die Gefolgschaft gegenüber dem König bei Androhung der Exkommunikation verbot. So verfuhr auch Papst Gregor IX. im Jahre 1239. Die Absetzung war demgegenüber noch eine Steigerung.

Die neue Qualität der Absetzung bestand in ihrer Endgültigkeit. Sie war ein definitiver Schritt. Der Kaiser und König verlor sein Amt unwiderruflich. Die Exkommunikation war nach dem Verständnis der Kirche eine therapeutische Maßnahme, die Kirchenrechtler sprachen von einer *medizinischen Strafe*. Durch die Exkommunikation sollte der Betroffene zur Umkehr bewegt werden. Praktisch war die Verschärfung zunächst nicht ohne weiteres faßbar. Der Kaiser scheint von dem Schritt überrascht worden zu sein. Er war nicht selber nach Lyon gekommen, sondern ließ sich durch seinen Vertrauten Thadäus von Suessa vertreten, dem die zunehmende Gefahr eines Absetzungsurteils erst im Verlaufe des Konzils klar wurde. Doch seine Anträge auf eine Verlängerung der Reaktionsfristen wurden abgelehnt. So konnte der Kaiser das Urteil nicht mehr verhindern und mußte versuchen, die Folgen durch seine Reaktion einzudämmen.

Der Papst setzte den Kaiser nicht nach gemeinsamer Beratung mit dem Konzil ab, sondern er verkündete, daß der Kaiser durch göttliches Urteil abgesetzt worden sei. Die päpstliche Absetzungssentenz machte diese Rechtslage öffentlich. Das war ein hoher Anspruch. Um seine herausgehobene Position zu bekräftigen, verkündete er die Absetzung, die er durch seinen eigenen Urteilsspruch wiederholte, nicht mit der Zustimmung des heiligen Konzils (*sacro approbante concilio*) sondern nur im Beisein des heiligen Konzils (*sacro presente concilio*). Er stellte später fest, daß eine Zustimmung des Konzils für die Absetzung nicht erforderlich sei. Das war angesichts der Tragweite der Entscheidung nicht ganz unproblematisch. Aber Innozenz IV. hatte keinen Zweifel an seiner Entscheidungskompetenz. Als erfahrener Jurist, der auch als Papst noch an einem großen Dekretalenkommentar arbeitete, hat er sein eigenes Urteil kommentiert und dabei seine Berechtigung zur Absetzung des Kaisers aus der Nachfolge im Amt des Stellvertreters Christi abgeleitet. Er gelangte zu der eindrucksvollen Feststellung: *denn er [Christus] wäre nicht als ein besonnener Herr erschienen, um mit Ehrfurcht vor ihm zu sprechen, hätte er nicht nach sich einen solchen einzigartigen Stellvertreter zurückgelassen, der dies alles könnte*. So sorgte ein Kirchenjurist für Klarheit. Innozenz machte seine Wertschätzung der göttlichen Vernunft davon abhängig, daß Gott zu derselben Ordnungsvorstellung gelangte, wie er selbst. Das Papsttum bewegte sich auf einen Gipfel zu. Es war ein Gipfel in dünner Luft und mit unsicherem Stand.

Die Grenzen werden schnell deutlich, wenn wir nach der Wirkung der Absetzung fragen. Sie zeigte zunächst nur wenig Effekt. Friedrich II. akzeptierte das Urteil nicht, und so hing die Vollstreckung von den tatsächlichen Möglichkeiten des Papstes ab, den Staufer selber aus dem Amt zu entfernen. Das konnte er nicht und er fand auch niemanden, der die Aufgabe für ihn übernahm und dem Staufer die Krone entwand. Innozenz' Erfolg bestand zunächst darin, den Kaiser zu überleben. Dennoch machte die Absetzung Schule. Nicht zuletzt, weil am Ende des Jahrhunderts ein Papst ähnlichen Zuschnitts (Bonifaz VIII.) eine eigene Rechtssammlung publizierte, in die das Urteil aufgenommen wurde. So wurde das Verfahren der Absetzung wegen vermeintlicher Unfähigkeit im 14. und 15. Jahrhundert wiederholt herangezogen, wenn es darum ging, einen ungeliebten Herrscher aus dem Amt zu entfernen. Manch einem dieser abgesetzten Könige erging es dabei schlechter als Friedrich II., der seine Absetzung um fünf Jahre überlebte.



PAPST INNOENZ IV. SETZT FRIEDRICH II. AB.

BILD AUS DER CHRONIK DES MATTHEW PARIS, 1250-59.

1252

Florenz prägt den ersten Goldflorin

DER BEGINN EINES NEUEN WÄHRUNGSZEITALTERS

Die erfolgreiche Einführung einer Goldmünze durch Genua und Florenz im Jahre 1252 markiert in wirtschaftlicher und in politischer Hinsicht einen Neubeginn. In wirtschaftlicher Hinsicht endet damit die lange Zeit seit der karolingischen Münzreform, in der die einzige reale Münze in Westeuropa der Denar (Pfennig) gewesen war. Nun gab es für die deutlich zunehmende Geschäftstätigkeit, die auf den Märkten und Messen eine erhöhte Geldmenge erforderte, eine angemessene Münze. Innerhalb weniger Jahrzehnte wurden die Florentiner Goldmünzen vielfach zum Vorbild für weitere Münzprägungen. Daß der Münzherr in diesem Fall eine Kommune war, zeigt die wirtschaftliche Kraft der Florentiner Bürgerschaft.

DATEN

1231	Prägung des Goldaugustalen Friedrichs II.
1246–1250	Friedrich von Antiochien Podestà von Florenz
1250–1260	Regierung des primo popolo in Florenz
1252	Prägung einer Goldmünze von 3,5 g mit 24 Karat in Genua und Florenz
1284	Prägung einer Goldmünze (Golddukaten) in Venedig nach dem Vorbild der Florentiner.

Im Jahr 1252 ereignete sich in Genua und Florenz eine historische Neuerung, die alle Kriterien einer wirklichen historischen Wende erfüllte: Sie leitete eine ökonomische Entwicklung ein, die wir ohne Zweifel als »nachhaltig« bezeichnen können, und – was für epochale historische Ereignisse nicht untypisch ist – sie wurde zunächst nicht besonders bemerkt. Im Jahr 1252 begannen sowohl Florenz als auch Genua mit der Prägung einer eigenen Goldmünze. Beide Münzen hatten einen Goldgehalt von etwa 3,5 g (bei 24 Karat). Der Goldflorin zeigte auf der Vorderseite das Stadtwappen, die Lilie, und auf der Rückseite den Stadtpatron, den heiligen Johannes den Täufer. Die Quellen deuten darauf hin, daß die Genuesen in dieser Sache den Florentinern sogar einen Schritt voraus waren,

aber wir wollen uns an die Florentiner Entwicklung halten, da die Florentiner Goldmünze, der *fiorino d'oro* – («Goldblümchen»), im späten 13. und im 14. Jahrhundert zu einem europäischen Standard wurde. Dabei war die Nachfrage nach dem neuen Geld zunächst verhalten, doch die Vorbehalte verflogen rasch, und schon im 13. Jahrhundert begann eine Welle von Goldprägungen. Robert Lopez hat mit Blick auf 1252 geschrieben: »The striking of fine Gold coins in Genoa and Florence, 1252, touched off one of the greatest chain reactions in monetary history«. Es geht dabei nicht um eine Spezialfrage für Münzkundler, sondern es geht dabei um den Zustand der europäischen Wirtschaft im 13. Jahrhundert und um die politische Frage, wem es zukam, Goldmünzen zu prägen.

Die Prägungen, die Florenz und Genua 1252 vornahmen, waren durchaus nicht die ersten Versuche im 13. Jahrhundert. Im Jahr 1231 hatte Kaiser Friedrich II. eine Goldmünze mit einem idealisierten Kaiserportrait in Umlauf gebracht. Zu diesem Zeitpunkt hatte er eine Herrschaftskrise in seinem Königreich Sizilien überwunden, und er hatte ein großes Gesetzbuch für dieses Königreich erlassen, die sogenannten *Konstitutionen von Melfi*. Es war eine Gesetzessammlung, die seine Stellung als Herrscher im Süden Italiens eindrucksvoll festschrieb, und in das Umfeld dieser Selbstdarstellung als Herrscher und Kaiser gehört auch die Prägung einer Goldmünze mit seinem (stilisierten) Antlitz. Die römischen Kaiser hatten Goldmünzen geprägt, aber im fränkischen Kaiserreich Karls des Großen und seiner Nachfolger gab es nur Silbermünzen. Die antike Tradition war von Byzanz in einem gewissen Umfang aufrechterhalten worden, und auch die arabischen Herrscher am Mittelmeer bis hin nach Spanien (nach der Errichtung des eigenen Kalifates) hatten Goldmünzen geprägt. Der Süden Italiens war Teil dieses Wirtschaftsraumes um das Mittelmeer. Insofern hatte Friedrich II. mit dem Goldaugustalen in seinem Königreich Sizilien auch eine alte Tradition aufgegriffen. Aber er hatte dabei neue Zeichen gesetzt, indem er die Münze sorgfältig mit einem Herrscherantlitz versehen ließ und sie so zum Zeichen seiner Herrscherstellung machte. Weil er gleichzeitig Kaiser war, war die Prägung von 1231 ein erster Versuch eines Brückenschlages, der die Tradition der Goldmünze aus dem Süden Italiens auf Reichsitalien hätte übertragen können. Es blieb bei dem Versuch, Friedrichs Goldmünzen setzten sich nicht durch. Die Kämpfe mit dem Papst ab 1239 beanspruchten seine Kräfte zu sehr.

Die Goldprägungen der Florentiner 1252 – nach dem Ende der staufischen Herrschaft in Reichsitalien – wurden dagegen in den kommenden Jahrzehnten durch die wachsende Wirtschaftskraft von Florenz gestützt. Diese Erfolgsgeschichte der Florentiner Goldmünze wirft Licht auf zwei Entwicklungen: auf die Dynamik und die Erfordernisse des europäischen Handels und auf den politischen Rang der italienischen Städte, der mit diesen Prägungen sichtbar eine neue Qualität erreichte. Beginnen wir mit der ökonomischen Entwicklung, sie war die wichtigste Kraft in dieser Geschichte.

Im Wirtschaftsleben des westlichen Europa (im wesentlichen des Frankenreichs und seiner Nachfolger) gab es seit Karl dem Großen eine Silberwährung. Eine Goldwährung gab es nicht. Die Goldvorkommen im Abendland waren gering, und es gab zu wenig Außenkontakte, um diese Schwäche auszugleichen. Zwar finden sich in skandinavischen Münzfunden des frühen Mittelalters überdurchschnittlich hohe Goldanteile, aber dies war

wohl eher die Folge einer spezifischen »Geldpolitik« der Wikinger. Die Geldreform Karls des Großen basierte auf einer antiken Münze, dem *Denar* oder *Pfennig*. Aus einem Pfund Silber gewann man 240 Denare. Damit war der Denar eine kleine Münze. Seit den Römern hatte sich eine übergeordnete Einheit bewährt: der *Schilling* oder *Solidus*: 12 Denare entsprachen 1 Solidus/Schilling und 20 Schilling waren 1 Pfund. Solidus und Pfund aber waren Rechnungseinheiten, die einzige reale Münze war der Denar; eine Silbermünze, die im 9. Jahrhundert schließlich einen Silberanteil von etwa 1,7 g hatte.

Die Münzprägung war ein Herrenrecht, ein Recht des Königs. Die Prägung der Münzen gehörte zu den Regalien, von denen schon die Rede war. Allerdings prägte der König die Münzen nicht selber, sondern er gab das Recht der Prägung an seine Gefolgsleute aus, an geistliche und weltliche Herren. In Italien erhielten mitunter auch Städte das Münzrecht. Es war ein einträgliches Recht, Spielräume zwischen dem Nenn- und dem Materialwert konnten eine ergiebige Einnahmequelle darstellen. Nur wenige Münzherren widerstanden der Versuchung einer Münzverschlechterung, um ihre chronisch leeren Kassen zu füllen. Es war eine natürliche Entwicklung, daß im Laufe der Jahrhunderte der Silberanteil der Denare zurückging, allerdings in unterschiedlichem Tempo. Denn die Münzen hatten in der Regel nur ein regionales Verbreitungsgebiet. Einen einheitlichen, hoheitlich kontrollierten Standard gab es nicht. Diese inflationäre Entwicklung hatte zur Folge, daß man beim Kauf wertvollerer Objekte oder größerer Warenmengen schließlich enorme Mengen von Münzen aufbringen mußte. So lange der Handel über kleinere Distanzen hinweg abgewickelt wurde, mochte das gehen, aber seit der europäische Handel im späten 12. Jahrhundert einen enormen Aufschwung nahm, entstand hier ein reales Problem.

Florentiner Kaufleute kauften große Mengen einfacher englischer Tücher, um sie in Florenz zu veredeln. Diese Geschäfte wurden im 13. Jahrhundert auf den Messen in der Champagne und zunehmend auch in Flandern abgewickelt. Hier trafen sich Kaufleute aus ganz Europa. Das Volumen des europäischen Handels wuchs seit dem späteren 13. Jahrhundert stark an, und die primitive Denar-Währung konnte keine ausreichende Geldmenge zur Verfügung stellen. Der Goldflorin war anfänglich 240 Denare wert, er war damit die Konkretion der bisherigen Rechnungsgröße des Pfundes. Die Venezianer, deren Handelsverbindungen im östlichen Mittelmeer bis in das schwarze Meer und darüber hinaus entlang der Seidenstraße reichten, führten 1284 einen eigenen Golddukat ein – ausdrücklich nach dem Vorbild des Florentiner Fiorino. Der Erfolg der Goldwährung von 1252 war der sichtbare Ausdruck der europäischen Wirtschaftsdynamik im 13. Jahrhundert. Der konkrete Anlaß für die Prägung 1252 war dagegen politischer Natur.

1231 hatte Kaiser Friedrich II. den Goldaugustalen mit seinem (stilisierten) Portrait als Zeichen seiner Herrschaftsgewalt prägen lassen. Als Kaiser und als König in Italien hatte er die städtischen politischen Bestrebungen in Italien und Deutschland immer erbittert bekämpft. Eine städtische Goldmünze, die seiner Prägung Konkurrenz machte, hätte er schärfstens zurückgewiesen. Es ist sicher kein Zufall, daß die Florentiner ihre Goldmünze prägten, nachdem der Kaiser gestorben war. Tatsächlich war der Goldflorin ein Symbol der neuen politischen und wirtschaftlichen Kräfteverhältnisse in Florenz.



DER MITTELALTERLICHE TOSKANISCHE STADTKÄMMERER ZAHLT MIT MÜNZEN.
SIENA, 13. JAHRHUNDERT.

UNTEN: FLORENTINER GOLDMÜNZE

Die Entwicklung der italienischen Stadtverfassungen hin zu einer Regierung der Konsuln wurde bereits angesprochen. Auch die Florentiner hatten Anteil an dieser Entwicklung. Allerdings war ihr Anspruch auf Selbstregierung etwas später hervorgetreten. Die Ausbildung der Florentiner Stadtregierung ging etwas verzögert vor sich. Dafür war sie um so beständiger.

Die Legitimierung der Konsularverfassung hatte in Italien kein Zeitalter friedlichen städtischen Wachstums anbrechen lassen. Der Streit über die Politik jeder Stadt war vielmehr eine Grunderfahrung dieser kommunalen Politik. In einer Kultur, der die Vorstellung von der Freiheit oder der Akzeptanz des Andersdenkenden fremd war, wurden diese scharfen Parteikonflikte zu einer großen Belastung der städtischen Regierung. Kompromisse gab es in diesen Konflikten nicht. Wer am Zug war, nutzte seine Position rückhaltlos aus. Auf die Dauer scheiterten die meisten Ratsverfassungen an diesen Kämpfen. Seit dem späten 12. Jahrhundert suchten die meisten Kommunen die Lösung dieser Konflikte in der Berufung eines *Podestà*, eines Bürgermeisters auf Zeit. Dessen Amtszeit war kurz, so wie die Amtszeiten der kommunalen Institutionen sehr häufig kurz waren. Ein *Podestà* wurde auf ein halbes oder ein ganzes Jahr verpflichtet. Um Interessenkollisionen zu vermeiden, durfte er weder verwandtschaftliche noch familiäre Bindungen in der Stadt haben, er durfte auch keine Immobilien in der Stadt erwerben. Nach Ablauf dieser Amtszeit kehrte er in seine Stadt zurück, oder aber er zog weiter zur nächsten Aufgabe. Tatsächlich entwickelte sich hieraus ein Gewerbe für Spezialisten der Exekutive. Denn der *Podestà* brachte auch einen eingespielten Apparat von Helfern mit, um gegenüber den kommunalen Strukturen unabhängig zu sein. Die klassische Zeit des *Podestà* reichte von ca. 1180 bis ca. 1250.

Florenz bekam seinen *Podestà* vergleichsweise spät, wie es auch seine Konsuln später erhalten hatte. Bei der Berufung des ersten *Podestà* 1246 zeigte sich die noch anhaltende Stärke Friedrichs II. nach seiner Absetzung. Der Staufer zwang die Florentiner, seinen illegitimen Sohn Friedrich von Antiochien zum *Podestà* zu erheben. Friedrich behielt dieses Amt knappe vier Jahre. Kurz bevor der Stauferkaiser starb, besiegten seine Florentiner Gegner Friedrich von Antiochien und dessen Anhänger und vertrieben sie aus der Stadt. Daraufhin wurde in Florenz eine Regierung errichtet, die wesentlich von jenen Kräften getragen wurde, die für die wirtschaftliche Entwicklung der Stadt standen: von den Zünften, den Organisationen der erfolgreichen Handwerker und Kaufleute der Stadt. Diese Regierung nannte sich die Regierung des *primo popolo*. Hier organisierte sich erstmals die Stadtbevölkerung unter Führung des reichen Bürgertums in einem eigenen Verband mit politischen Ambitionen, der den bislang regierenden Aristokraten entgegengesetzt war. Das Volk – *il popolo* – wurde nach Stadtteilen organisiert. Die Angehörigen jedes Stadtteils bildeten die Einheiten der Miliz und kämpften unter ihrem eigenen phantasievollen Zeichen. An der Spitze dieses Verbandes stand ein *Capitano del popolo*, eine Art Bürgermeister des Volkes. Der alte *Podestà* war nicht abgeschafft, er regierte nun gemeinsam mit dem *Capitano del popolo* die Stadt. Den beiden wurde eine Art Senat an die Seite gestellt, ein Rat der Ältesten, der *Anziani*.

Mit dieser Regierung, die wir uns nicht zu demokratisch vorstellen dürfen, übernahmen erstmals die Kaufleute und die großen Handwerker die Geschicke der Stadt. Die einzelnen

Züge der Florentiner Stadtgeschichte und ihrer Parteiungen sind zu verwirrend, als daß man sie in Kürze wiedergeben könnte. Aber in stärkerer Vereinfachung läßt sich sagen, daß es in Florenz, wie in anderen italienischen Städten, eine eher kaiserfreundliche Fraktion (*Ghibellinen*) und eine eher papstfreundliche Fraktion (*Guelfen*) gab. Es ist eine sozialgeschichtliche Vereinfachung, aber vielleicht ist es dennoch nicht falsch zu sagen, daß die papstfreundliche Partei stärker von den reichen Kaufleuten und Handwerkern gestellt wurde, und daß es diese Partei war, die 1250 die Macht erkämpfte. Es war kein endgültiger Sieg, und die besiegten aristokratischen Gegner machten sich sogleich daran, in den umliegenden Städten Verbündete zu mobilisieren, um die Stadtherrschaft zurückzugewinnen. Jedoch gelang es dem *Primo popolo*, in einer ganzen Reihe von Schlachten nach 1250 erfolgreich zu bleiben, und die neue Herrschaft zunächst zu verteidigen. Damit wurden erste Weichen für die weitere Geschichte von Florenz gestellt. Denn Florenz blieb auch in Zukunft eine guelfische, das heißt eher papstfreundliche Stadt, mit der sich die Kaiser schwertaten.

Innerhalb der guelfischen Partei gab es schwere Auseinandersetzungen über die Rolle, die die Adligen, die sogenannten Magnaten, spielen sollten. Sie gewannen zwischenzeitlich wieder stärkeren Einfluß. Am Ende des 13. Jahrhunderts kam es zu einem politischen Kompromiß, der die Magnaten, also die Angehörigen der alten Adelsfamilien, unter bestimmten Vorgaben an der Stadtregierung beteiligte. Florenz war nie eine Demokratie. Bei diesen internen Kämpfen ging es immer um die Frage, welche Familien die Regierung der Stadt lenken sollten. Andererseits kam es in Florenz auch erst sehr viel später zu einer Regierung einer einzelnen Familie. Diese Regierungsform, die *Signorie*, setzte sich in den meisten italienischen Kommunen am Ende des 13. Jahrhunderts durch. Sie erschien als einzige Möglichkeit, den bitteren und endlosen Parteienstreit zu überwinden. Zwar erlangten die Medici im 15. Jahrhundert eine entscheidende Position in Florenz, aber auch dann wurden sie keine erblichen Herren der Stadt. Bei aller politischen Manipulation blieb Florenz während des Mittelalters eine aristokratische Stadtrepublik, und der europaweite Erfolg seiner Außenwährung, des Goldflorin, kann auch als ein sichtbares Zeichen für das Potential dieses Florentiner Modells gewertet werden.

1270ER / 1280ER JAHRE

Die Reisen Marco Polos

EUROPÄISCHE ASIENKONTAKTE UND DER WANDEL
DES WELTBILDES

Die Reisen der Polos in Asien – und der Bericht Marco Polos über diese Reisen – sind der wohl bekannteste Niederschlag europäischer Kontakte mit Asien, die in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts einsetzen. Diese Kontakte veränderten die Weltsicht der lateinischen Christenheit, weniger indem sie zum konkreten geographischen Wissen beitrugen, sondern dadurch, daß sie auch bei einem ungefähren Kenntnisstand die Rolle des Christentums in der Welt erkennbar relativierten. In dieses Bild paßt die Tatsache, daß zeitgleich mit dem Beginn der Polo-Reise das II. Konzil von Lyon zusammentrat, auf dem der Papst mit seinem dringenden Wunsch nach einem Kreuzzug keinen Erfolg hatte. Die Zahl der Menschen auf der Welt, die keine Christen waren, wurde für militärische Lösungen zu groß.

DATEN

1227	Tod Dschingis Khans
1240	Eroberung Kiews durch die Mongolen
9. 4. 1241	Schlacht bei Liegnitz / Niederlage eines polnischen Ritterheeres unter Herzog Heinrich von Schlesien gegen die Mongolen
11. 4. 1241	Sieg der Mongolen über die Ungarn
Herbst 1241	Rückzug der Mongolen (Tod des Khans, Nachfolgefragen)
1269	Rückkehr der älteren Polos von ihrer ersten Asienreise
1268–1271	Vakanz des päpstlichen Stuhls
1272	Aufbruch der älteren Polos mit Marco zu ihren zweiten Reise
1295	Rückkehr der Polos nach Venedig
1299	Niederschrift von Marco Polos Reisebericht in genuesischer Gefangenschaft (mit Hilfe des Pisaners Rustichello)
ca. 1310	Ernennung des Johannes von Montecorvino zum Erzbischof von Peking († ca. 1330)



DIE PHANTASIEVOLLE ABBILDUNG AUS DEM 15. JAHRHUNDERT ILLUSTRIRT
DEN REISEBERICHT MARCO POLOS.

Man mag darüber diskutieren, ob das relevante Datum für das hier vorgestellte Ereignis im Jahr 1272 oder im Jahr 1299 liegt. Der frühere Termin bezeichnet den Beginn einer langen Reise, die Marco Polo, seinen Vater und seinen Onkel für 24 Jahre nach Asien führten, und der spätere Termin bezeichnet die Fertigstellung von Marcos Manuskripts mit dem Bericht von seinen vielen Begegnungen, Erfahrungen und Einsichten. Ich entscheide mich hier für das frühere Datum und für den Vorrang der realen Reiserfahrungen. Der frühere Termin paßt auch besser in das historische Milieu des 13. Jahrhunderts.

Im Jahr 1269 kehrten zwei venezianische Kaufleute von einer mehrjährigen Handelsreise aus Asien zurück. Sie waren über Byzanz, das schwarze Meer und über die Krim an die untere Wolga gereist. In diesem Gebiet herrschten die Mongolen der Goldenen Horde. Venedig hatte in der Adria und am schwarzen Meer gute Handelskontakte. Es waren die Venezianer gewesen, die den Kreuzzug von 1204 gegen das byzantinische Reich umgelenkt hatten. Dadurch war das byzantinische Kaiserreich eine Zeitlang ausgeschaltet worden, es entstand gar ein kurzlebiges lateinisches Kaiserreich Konstantinopel. Venedig konnte diese Phase nutzen, um seine Stellung im östlichen Mittelmeer weiter auszubauen. Solche Handelsverbindungen pflegten auch die Polos. Sie besaßen auf der Krim ein Haus in der venezianischen Handelsniederlassung Soldaia. Infolge eines Krieges hatte sich die Rückkehr von ihrer ersten Reise verschoben. Sie waren drei Jahre in Buchara gewesen und hatten sich schließlich einer persischen Gesandtschaft zum Großkhan der Mongolen Kublai (1260–1294) angeschlossen, der sie gnädig aufnahm und mit einer Mission an den Papst betraute. Der Khan gab den venezianischen Kaufleuten einen Brief mit. Darin bat er den Papst um die Entsendung von hundert gebildeten Männern, die die Lehren des christlichen Glaubens und das Wissen des Abendlandes kompetent weitergeben könnten. Außerdem sollten die Polos Öl aus der Lampe mitbringen, die in Jerusalem am Grabe Christi brannte. Mit diesem Auftrag kehrten die beiden 1269 nach Hause zurück. Doch als sie nach Venedig gelangten, war der Papst gestorben, und es begann eine der längsten Vakanzen des päpstlichen Stuhles im späten Mittelalter – sie dauerte noch bis zum September 1271. Das war damals nicht absehbar, und nachdem die Polos zwei Jahre gewartet hatten, ohne daß die Kardinäle einen Papst gewählt hatten, entschlossen sie sich, ohne die gewünschte Abstimmung mit dem Papst und ohne die hundert Gelehrten zum Großkhan zurückzukehren, und sie machten sich auf den Weg. Diesmal nahmen sie den 15jährigen Sohn des einen Mannes mit. Dieser Junge, der nun mit seinem Vater, den er während seiner gesamten Jugend kaum gesehen hatte, auf eine weite Reise ging, war Marco Polo.

Die drei Polos reisten über Akkon. Dort trafen sie den Archidiakon von Lüttich, der offenbar als eine Art kurialer Legat unterwegs war. Sie teilten ihm ihre Absichten mit, und er billigte sie. Dann reisten sie weiter. Doch sie waren noch nicht sehr weit gekommen, als sie durch Boten informiert wurden, daß ein Papst gewählt worden sei. Die Wahl war ausgerechnet auf den Prälaten aus Lüttich gefallen, den sie kurz zuvor in Akkon getroffen hatten. So kehrten sie um, und der zum Papst gewählte, aber noch nicht gekrönte Gregor X. übergab ihnen zumindest Briefe an den Khan. Statt der hundert Gelehrten erhielten sie eine Begleitung von zwei Bettelmönchen für die mögliche Mission.

So begann die vielleicht bekannteste Asienreise des 13. Jahrhunderts. Sie steht in gewisser Weise stellvertretend für eine Reihe von Asienreisen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, die von Missionaren (mit geringem Erfolg) und von Kaufleuten (mit größerem Erfolg) unternommen wurden. Die hier angenommene Wende in der Weltsicht des Abendlandes wurde nicht durch eine einzelne Reise herbeigeführt, aber sie wurde durch die Gewißheit befördert, daß es auf der Welt neben den Moslems, die man auf den Kreuzzügen kennengelernt hatte und die man nicht besiegen konnte, noch sehr viel mehr Menschen gab, die ebenfalls keine Christen waren. Die genauen Kenntnisse dieser Asienreisen erreichten nur ein begrenztes Publikum, und sie erreichten es oft in stark entstellter Form. Aber die Ahnung, daß die Christen nur eine Glaubensgemeinschaft unter mehreren waren, wurde doch allmählich zur Gewißheit. Dazu kam die Erfahrung, daß man die anderen Ungläubigen militärisch nicht besiegen konnte. Es war noch ein sehr weiter Weg bis zu den Anfängen religiöser Toleranz, aber die Selbstwahrnehmung der lateinischen Christenheit verschob sich doch.

Marco Polo, sein Vater und sein Onkel reisten zu den Mongolen. Die Mongolen beherrschten seit den Zeiten Dschingis Khans, der 1227 gestorben war, weite Teile Asiens. Sie waren wegen ihrer Grausamkeit gefürchtet. Von seinen Gegnern verlangte ihr Anführer, der Khan, Unterwerfung und Tributzahlung, oder er kämpfte sie grausam nieder. Nach Dschingis Khans Tod 1227 war sein Reich unter seinen Söhnen aufgeteilt worden, und sein Sohn Batu erbt die eroberten Gebiete im Westen. Dort setzte er seine Eroberungen fort. 1240 eroberten seine Truppen Kiew, dann teilte er sie in zwei große Gruppen auf, die eine zog nach Ungarn, die andere nach Polen. Widerstand brachen sie mit grausamen Mitteln. Am 9. April 1241 vernichteten die Tartaren bei Liegnitz ein polnisches Ritterheer, das von Herzog Heinrich von Schlesien angeführt wurde. Heinrich wurde getötet und sein Kopf, auf einer Lanze aufgespießt, von den Siegern zur Schau gestellt. Nur zwei Tage später wurden die Ungarn geschlagen. Nun machte sich im Abendland Sorge breit. Berichte von den Grausamkeiten der Mongolen wurden kolportiert. Im Frühsommer 1241 erschien die Ostgrenze des Reiches in tatsächlicher Gefahr, aber im Herbst zogen sich die Mongolen überraschend zurück. Der Grund für ihren Rückzug lag im Tod des Khans in ihrer Hauptstadt begründet. Bei der Regelung der Nachfolge wollte Batu nicht übergangen werden, und so zog er mit seinen Truppen zurück. Seit den vierziger Jahren war den Verantwortlichen in Europa klar, daß weit im Osten ein mächtiger Herrscher über ein großes Volk regierte. Man hatte eine Ahnung seiner Möglichkeiten erlangt, aber man wußte noch nicht genug. Seit den 1240er Jahren gab es verschiedene Gesandtschaften zwischen der Kurie und dem Khan der Mongolen, verschiedene christliche Missionen waren in die Mongolei aufgebrochen. Durchgeführt wurden sie vor allem von den Mönchen der neuen Bettelorden, die sich besonders für eine Frage interessierten: An welchen Gott glaubten die Mongolen? War der Khan für das Christentum zu gewinnen? Doch es blieb nicht bei diesen Missionsreisen, die so manches ernüchternde Ergebnis erbrachten. Bald kursierten auch Gerüchte von großen Reichtümern in diesen fernen Reichen. Die Aussichten auf interessante Geschäfte lockten manchen Kaufmann auf den Weg nach Asien. Und damit sind wir wieder bei Marco Polo, seinem Vater, und seinem

Onkel. Sie hatten eine abenteuerliche Reise vor sich. Es dauerte dreieinhalb Jahre, bis die drei den Großkhan erreichten. Es war ein langer Weg, und wie Marco Polo schrieb, *es waren beschwerliche dreieinhalb Jahre*. Sie reisten von Akkon durch die heutige Türkei bis auf die Höhe der südlichen Küste des schwarzen Meeres, dann drehten sie nach Osten, durchquerten Persien und wollten eigentlich am persischen Golf ein Schiff nehmen. Doch die Schiffe sahen ihnen nicht vertrauenswürdig aus, es waren offene Einmaster, deren Planken nicht mit Nägeln befestigt waren, sondern mit Kokosschnüren auf die Spanten gebunden wurden. Die Venezianer waren den Anblick anderer Schiffe gewohnt und so zogen sie den Landweg vor. Auf dem Weg nach Afghanistan erfuhr Marco Polo von einer Geschichte, deren Kern noch immer eine traurige Aktualität hat: Es war die Geschichte des Alten vom Berge und seiner Assassinen – einer islamischen Mordsekte. Schon zu Marco Polos Zeit hatte sie einen Legendencharakter.

Es war die Geschichte von einem älteren Sektenführer, der sich als Prophet ausgab. Er hatte junge Männer aus der Umgebung um sich versammelt, die sich zu Kämpfern eigneten. In einem unzugänglichen Bergtal hatte er einen prächtigen Hof errichtet, zu dessen Anlagen ein besonders geschützter Garten gehörte. Der Garten war von außen ganz unzugänglich und im Innern eine Art Paradies. Tatsächlich war er mit sämtlichen Zutaten versehen, die ein Paradies ausmachten, herrliche, vergoldete Gebäude, Früchte aus aller Welt, Brunnen, aus denen Milch, Honig und Wein flossen, und anmutige junge Frauen. Dieses Paradies diente dem Alten nur als Mittel der Motivation. Tatsächlich ging es ihm um Mord, um politische Attentate gegen Mächtige der näheren und weiteren Umgebung. Die Bedrohung, die von seiner Sekte ausging, hätte die beunruhigten Herren in seinem Einzugskreis zu Tributzahlungen motiviert. Tatsächlich ging die Geschichte des Alten vom Berge seit dem späteren 13. Jahrhundert auch an europäischen Königs- und Fürstenhöfen um, wo man Sorge vor den zu allem entschlossenen mörderischen Assassinen hatte. Mancher Fürstentod wurde von den Zeitgenossen den gedungenen Angehörigen jener mörderischen Sekte des Alten vom Berge zugeschrieben. Um seine Anhänger überhaupt zu solcher Entschlossenheit anzutreiben, habe der Alte ein besonderes Mittel eingesetzt. Er habe junge Männer, die er zu einem Mordanschlag ausgesucht habe, durch einen Trank in Schlaf versetzt, worauf sie in seinem Paradiesgarten wieder aufgewacht seien. Dort durften sie für einige Zeit die Freuden des Paradieses genießen. Dann wurden sie wieder in Schlaf versetzt, und sie erwachten im kargen Palast des Alten vom Berge. Ihrem flehentlichen Wunsch, wieder in das Paradies zurückkehren zu dürfen, antwortete er, daß die getreue Erfüllung ihres Mordauftrages der einzige Weg zurück sei. Seien sie erfolgreich, dürften sie zurück, stürben sie auf ihrer Mission, so kämen sie direkt ins Paradies. Dem Alten vom Berge wurde in Marco Polos Geschichte schließlich durch den Herrscher der Osttataren der Garaus gemacht.

Nach der Reise durch Afghanistan und über den Hindukusch gelangten die Polos schließlich nach China und dann zur Residenz des Großkhans im heutigen Peking. Eindrucksvoll schildert er die Palastanlagen des Großkhans: *Der Hauptsaal ist so groß, daß ohne weiteres mehr als sechstausend Menschen darin speisen können. Räume gibt es hier, man kommt aus dem Staunen nicht heraus. Der riesige Palast ist ein Meisterwerk. Kein Potentat der*

Welt wäre imstande, sich einen schöneren auszudenken und bauen zu lassen (Il Milione, Kap. 84). Marco reiste lange im Reich des Khans herum. Er sah viel und hörte viele Geschichten. Er selber charakterisiert sich wiederholt als einen Beauftragten des Khans, der durch seine rasche Sprachauffassungsgabe mit verantwortungsvollen Missionen betraut worden sei. Die Forschung sieht seine Rolle etwas bescheidener, als die eines fremden Höflings, der am großen Hof des mongolischen Herrschers ein Auskommen fand. Dabei war Marco wohl anders als sein Vater und sein Onkel nicht als Kaufmann tätig. Was die beiden älteren Polos in den langen Jahren ihres Aufenthaltes in China taten, erfahren wir nicht. Erst nach siebzehn Jahren gelangten die Polos im Brautgefolge einer mongolischen Prinzessin auf dem Seeweg nach Persien und zogen von dort über Trapezunt und Konstantinopel nach Venedig, wo sie 1295 eintrafen.

Während eines Seekriegs mit Genua geriet Marco Polo in Gefangenschaft. Im Gefängnis (bis Mai 1299) zeichnete der pisanische Kriegsgefangene Rustichello die Reiseerinnerungen Marcos in französischer Sprache auf (*Divisament dou monde*). Das Buch wurde unter dem Titel *Libro delle meraviglie del mondo* oder *Il Milione* berühmt und fand eine weite Verbreitung. Marco schildert eine bunte und auch eine reiche und entwickelte Welt. Vieles mochte übertrieben gewesen sein, andere wichtige Dinge hatte er vollständig übersehen. Aber es war doch klar, daß dort jenseits von Byzanz keine menschenleeren Wüsten lagen, sondern daß dort reiche Kulturen zuhause waren.

Die Hoffnungen der lateinischen Christenheit, diese Welt zu bekehren, indem man den Großkhan für die christliche Lehre gewann, erfüllten sich nicht. Mancher Missionar hat den beschwerlichen Weg in die Zentren der mongolischen Herrscher auf sich genommen. Diese Männer kamen meistens aus den Bettelorden. Unter ihnen war der erste Erzbischof von Peking, der Franziskaner Johannes von Montecorvino, der 1289 im Auftrag des Papstes zum Großkhan reiste. Johannes gewann offenbar das Vertrauen des Khans und konnte in Peking eine gewisse Missionsarbeit leisten. In einem Brief nach Hause schilderte er 1305 seine Arbeit. Er berichtet, daß er von den Heiden 40 Jungen zwischen 7 und 11 Jahren gekauft habe, die er in Latein und in der christlichen Liturgie unterrichtet habe. Er habe für sie verschiedene liturgische Gesänge geschrieben, an denen auch der Khan viel Freude habe. Johannes machte durchaus Fortschritte, er übersetzte die Bibel in die Landessprache und er konnte nach einigen Jahren schon eine zweite Kirche bauen. Er war weit weg von zu Hause und er klagte darüber, daß er so ganz auf sich gestellt ohne Unterstützung aus der Heimat sei. Seine Briefe führten dazu, daß der Papst um 1307 sieben Bischöfe zu seiner Unterstützung aussandte. Drei von ihnen erreichten ihr Ziel und sie weihten Johannes von Montecorvino schließlich zum Erzbischof von Peking. Sein Erzbistum sollte sechs Suffraganbistümer umfassen, Johannes wurde damit zum Erzbischof für das bekannte Asien. Er starb 1328/30 in Peking. Doch trotz seiner Bemühungen konnte das Christentum in China nicht Fuß fassen, und als eine Generation nach dem Tod des ersten Erzbischofs von Peking die mongolische Herrschaft über China zusammenbrach, da gingen auch die Erfolge der frühen Missionare unter.

Asien blieb für die mittelalterlichen Europäer eine fremde Welt. Die Reisen der Polos habe ich hier aus zwei Gründen hervorgehoben. Einmal entfaltete das Buch Marco Polos

eine enorme Wirkung – noch Christoph Columbus, mit dessen Reise dieses Buch endet, besaß ein Exemplar. Zum anderen fanden diese Reisen in einer Zeit statt, in der die christlichen Europäer ihre Position auf der bewohnten Welt überprüften. Die Kreuzzugsforschung legt Wert darauf, daß der Kreuzzugsgedanke das ganze späte Mittelalter hindurch lebendig geblieben sei. Und tatsächlich hat der Papst, den die Polos in Akkon getroffen hatten, 1274 ein Konzil versammelt, das die Christenheit für einen neuen Kreuzzug mobilisieren sollte. Doch die Bemühung des Papstes auf diesem II. Konzil von Lyon schlugen fehl. Die Idee des Kreuzzuges mochte ihre Faszination behalten, aber in der Realität waren die Könige und viele ihrer Untertanen allmählich zu der Erkenntnis gelangt, daß die Menschheit zu groß war, um sie mit Gewalt dem eigenen Glauben zu unterwerfen. Mit Toleranz hatte das noch nichts zu tun, aber mit der realistischeren Bewertung der eigenen Möglichkeiten in der Welt. Das war ein Anfang. Diese Wende vollzog sich nach meinem Eindruck seit der Mitte des 13. Jahrhunderts, und die Reise der Polos half, sie herbeizuführen.

1284

Der Boykott der Hanse gegen Bergen/Norwegen

NEUE HANDELSSTRUKTUREN IM NORDEN

Der Handelsboykott der hansischen Kaufleute gegen den Hafen von Bergen und den König von Norwegen zeigte die deutliche Verschiebung der Kräfteverhältnisse im nordischen Handel. Die Norweger wurden dazu gezwungen, die hansischen Handelsbedingungen zu akzeptieren, weil sie auf hansische Getreidelieferungen angewiesen waren. Die Stärke der Hanse lag weniger in einer militärischen als vielmehr in einer wirtschaftlichen Hegemonie. Bei der Einbindung des Nordens in ein gemeinsames Wirtschaftssystem ging die Kontrolle des Zwischenhandels und der Transportkapazitäten fast vollständig auf die Hansekaufleute über, die so aus einer Position der Stärke heraus agieren konnten.

DATEN

1157/58	Gründung Lübecks
seit ca. 1160	Gotländische Genossenschaft für den Handel in der Ostsee
22. 7. 1227	Die Schlacht bei Bornhöved / Beendigung der dänischen Vorherrschaft im Norden des Reiches.
1240	Städtebund zwischen Lübeck und Hamburg
1250	Umseglung der Nordspitze Dänemarks, Schifffahrtsverbindung zwischen Nord- und Ostsee
1280–1282	Handelsboykott hansischer Kaufleute gegen Brügge
1284	Handelsboykott hansischer Kaufleute gegen Bergen

Im Jahr 1284 machte die Hanse ernst. Sie ließ den Warnungen an den norwegischen König wegen vermeintlicher schlechter Behandlung ihrer Kaufleute Taten folgen. Der Überfall eines übermütigen Norwegers auf ein hansisches Schiff bot einen Anlaß für die heftige Reaktion, die Ursachen lagen tiefer. Eine Versammlung von Delegierten betroffener Handelsstädte beschloß in Wismar, den Hafen von Bergen zu blockieren. Die Delegierten tagten als Gesandte von Städten, deren Kaufleute sich zu einem Bund zusammengeschlossen hatten, um ihre Rechte bei ihren Handelsunternehmungen gemeinsam zu

verteidigen. Den Kaufleuten dieses Bundes, *der Hanse*, wurde untersagt, Lebensmittel wie Mehl, Getreide, Gemüse oder Bier nach Bergen zu bringen. Die Seewege wurden durch eigene Schiffe blockiert. Und der Lübecker Chronist Detmar, in dessen Chronik der Vorfall überliefert ist, schreibt über die Folgen der Blockade: *Da entstand ein so großer Hunger, daß die Norweger eine Verständigung suchen mußten*. Für den Chronisten waren die Zeiten der Wikinger noch nicht vorbei, denn einleitend nennt er die Norweger die *Normannen*, die den deutschen Kaufleuten Unrecht taten. So könnte man die Handelsblockade der hansischen Kaufleute gegen die norwegische Stadt Bergen als eine sehr späte Rache für die Zerstörung Hamburgs durch die Ur-Ur-... -Großväter der nun hungernden Norweger sehen. Man mußte nur warten können. Wer lange genug an der Alster saß, würde schließlich seinen alten Feind vorbeitreiben sehen.

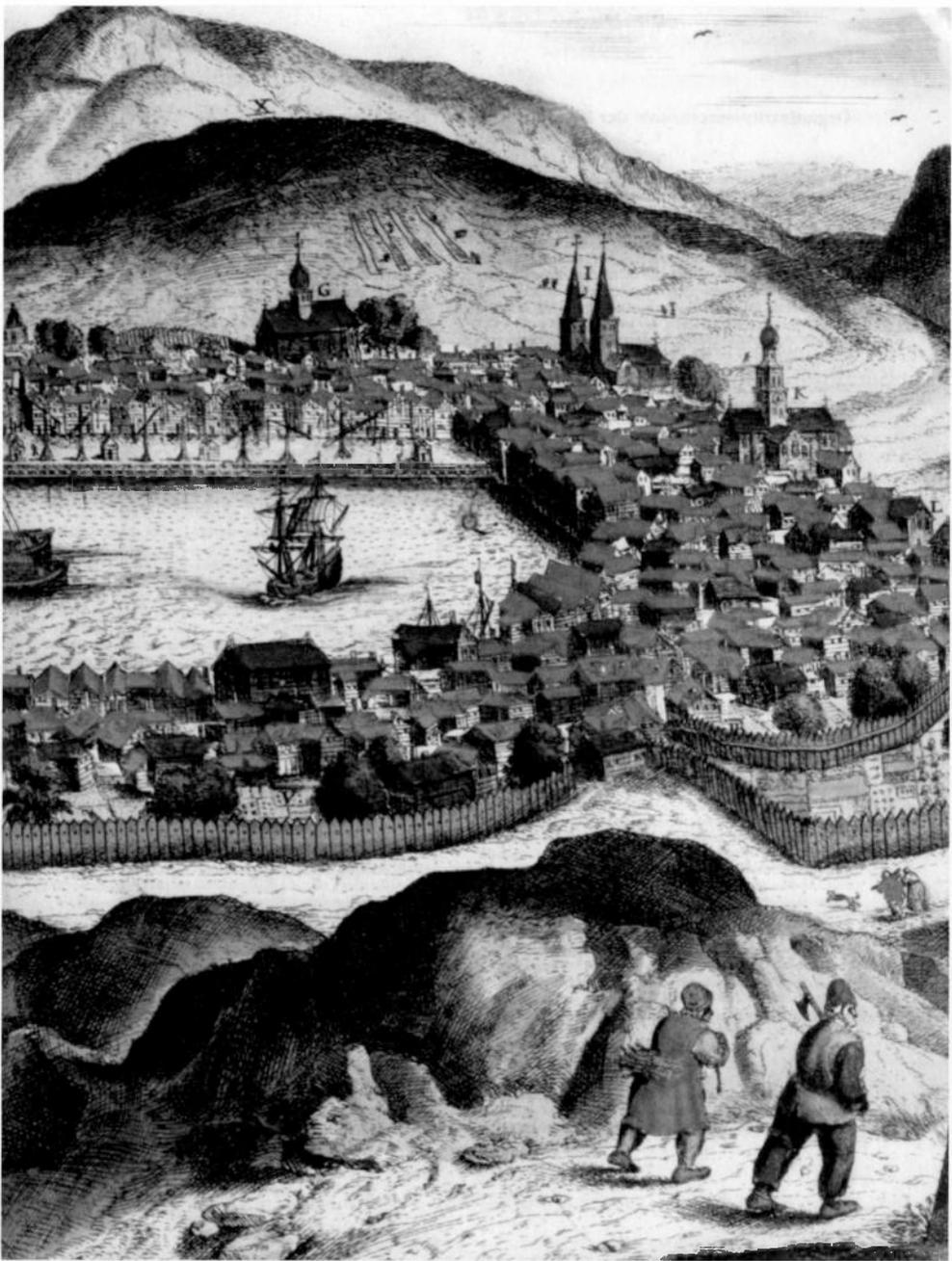
Doch ist diese Sicht etwas irreführend. Natürlich war eine Seeblockade eine Demonstration der Macht. Aber die Demonstration der Macht geschah nicht durch einen Angriff auf Bergen, sondern durch das Aussetzen des Handels. Den entstehenden Mangel konnten die Norweger auf Dauer nicht ausgleichen, sie waren auf die Lieferungen der hansischen Kaufleute angewiesen. Dies war der eine gravierende Punkt und der zweite Punkt, der die Hanse in eine überlegene Lage versetzte, war die Tatsache, daß die Norweger offenbar nicht mehr über ausreichend eigene Schiffskapazitäten verfügten, um die Blockade zu umfahren. So war die Blockade ein Zeichen für die Stärke der hansischen Flotte und ein sichtbarer Beleg für die Stärke der hansischen Wirtschaftsmacht. Das Geschehen demonstrierte deutlich die Dominanz der Hansekaufleute im nordeuropäischen Wirtschaftsraum. Um diese Hanse geht es hier.

Die 1280er Jahre waren die Zeit, in der die Hanse als Wirtschaftsmacht unverkennbar auf die historische Bühne trat, und es war auch die Zeit, in der die Hanse nach außen als *die deutsche Hanse* in Erscheinung trat. Drei Daten unterstreichen diesen Befund: 1. Im Jahr 1282 wurden deutsche Kaufleute, die aus den sogenannten *wendischen* Städten kamen (Lübeck, Kiel, Wismar, Rostock, Stralsund) und die in London eine eigene Handelsniederlassung unterhielten, in einer Urkunde als Kaufleute *der Hanse* bezeichnet, und nicht mehr nach ihren Herkunftsstädten unterschieden. Sie vertraten ihre Interessen in London gemeinsam, und sie wurden nun offiziell als Kaufmannszusammenschluß behandelt. Die wendischen Städte waren Ostseestädte, die wichtigste unter ihnen war Lübeck.

2. Zur selben Zeit, zwischen 1280 und 1282, erzwangen die Kaufleute dieser Städte von der Stadt Brügge, die als wichtigster Handelsplatz für die Hanse in Flandern gelten konnte, durch eine Blockade die Garantie günstiger Handelsbedingungen.

3. Das dritte Ereignis war die schon vorgestellte Handelsblockade gegen Bergen, bei der die Hanse zwei Jahre nach dem Einlenken der Stadtväter von Brügge dasselbe Druckinstrument nun noch einmal einsetzte, auch in diesem Fall mit Erfolg. Dabei ist zu beachten, daß es sich bei der Hanse im wesentlichen um eine Verbindung von Kaufleuten aus dem Ostseeraum handelte, daß aber London, Brügge und Bergen Handelsplätze an der Nordsee waren. Der Erfolg der 1280er Jahre zeigt, daß die Hanse nun auf beiden Meeren Nordeuropas zu einer Handelsmacht geworden war. Aber was war eigentlich *die Hanse*?

Der Name bezeichnet einen Zusammenschluß, eine Art Berufsgenossenschaft (Zunft). In



ANSICHT VON BERGEN IM KUPFERSTICH VON 1580.

diesem Fall bezeichnet er einen Zusammenschluß von Kaufleuten unterschiedlicher Städte, die ein gemeinsames Handelsinteresse und gemeinsame Handelsrouten haben. Der Zusammenschluß stärkte die Position des einzelnen auf fremdem Terrain, die Hanse sicherte ihm Unterstützung zu, wenn er wegen säumiger Schuldner oder Problemen mit der Ware in Schwierigkeiten geriet. Ein einzelner hatte in einem fremden Rechtssystem immer einen schweren Stand, und es konnte in dieser Zeit noch schwacher Zahlungsstrukturen durchaus vorkommen, daß ein Lübecker Kaufmann mit seinen Waren in Arrest genommen wurde, weil irgend ein anderer Lübecker seine Schulden an diesem Handelsplatz nicht bezahlt hatte. Eine kompetente Vertretung vor Ort mit guten Verbindungen konnte eine große Hilfe sein, sie konnte zudem Privilegien erwirken, die dann für alle Kaufleute der Hanse galten. Doch war der Begriff keineswegs klar darin, wie weit die Einbindung der Mitglieder in den Hanseverband ging, und wie weit die Verbindlichkeiten reichten. Darüber diskutiert die Forschung noch immer, aber schon im Mittelalter pflegten die Mitglieder der Hanse eine gewisse Unbestimmtheit. Eine diffuse Auslegung erlaubte ihnen Distanz, wenn wegen Zugehörigkeit zur Hanse spürbare Lasten auf sie zukamen. *Hanse* war weniger ein Name für eine norddeutsche Kaufmannsvereinigung, es war eigentlich ein Begriff aus der germanischen Rechtsgeschichte. Aber die jahrhundertlange Präsenz der Kaufleute dieser Hanse hat ihren Namen zum Synonym für die Kaufmannsverbinding unter der Führung Lübecks gemacht.

Mit der Gründung Lübecks hatte die Geschichte der Hanse im Grunde begonnen. Lübeck wurde in gewisser Weise in Konkurrenz zum dänischen Schleswig gegründet.

Schleswig an der Schlei, in unmittelbarer Nähe des alten Haithabu, einem der wichtigsten nordeuropäischen Handelsplätze des frühen Mittelalters, hatte im 11. Jahrhundert an Bedeutung verloren und war in einem Grenzvertrag zwischen dem Kaiser und dem dänischen König 1035 an Dänemark abgetreten worden (im Zusammenhang mit der Heirat von Knuts Tochter Gunhild mit Heinrichs Sohn). Im Norden des Reiches bestand Interesse und auch Bedarf an einem Handelsplatz, denn um die Mitte des 12. Jahrhunderts kam es auf Initiative des Grafen von Holstein und des Herzogs von Sachsen, Heinrichs des Löwen, zu wiederholten Gründungsversuchen an der Trave. Um 1157/58 war es schließlich soweit. Helmold von Bosau schildert den Vorgang in seiner Slawenchronik: *Der Herzog schickte Boten in die Städte und Staaten des Nordens, nach Dänemark, Schweden, Norwegen und Rußland, bot ihnen Frieden, freien Zugang und Durchzug durch seine Stadt Lübeck. Er gründete dort eine Münze und einen Zoll und bewilligte der Stadt die wichtigsten Privilegien. Seitdem nahm die Geschäftigkeit der Stadt immer mehr zu und die Einwohnerzahl erhöhte sich in großem Maße* (*Chronica Slavorum*, Kap. 86).

Der Platz war offenbar gut gewählt, denn der Handel florierte. Zu einem zentralen Umschlagplatz wurde die Insel Gotland mit der Handelsstadt Visby. Die deutschen Kaufleute, die nach Gotland fuhren, schlossen sich zu einem Verband zusammen: der gotländischen Genossenschaft. Dieser Zusammenschluß ist seit 1160 nachweisbar. Bei diesem Handel kamen Seeleute mit Kaufleuten zusammen, die gewöhnlich über Land reisten. Diesen Kaufleuten aus Westfalen erschlossen sich durch die Zusammenarbeit neue Horizonte. Auch im Mittelalter war der Transport von Warenmengen über Land

sehr viel teurer als der Transport zu Wasser. Der italienische Wirtschaftshistoriker C. Cipolla hat das Verhältnis der Transportkosten auf 20:1 geschätzt. Die gotländische Genossenschaft erschloß den westfälischen Kaufleuten ganz neue Märkte. Von Gotland ging der Handel in den ganzen Ostseeraum und in das Hinterland, bis in das russische Nowgorod. Aus Rußland brachten die Kaufleute Pelze und Wachs mit, aus Skandinavien Pelze und immer mehr Fisch. Die Händler der Hanse verkauften flämische Tuche, Metallwaren (Waffen) und Wein. Ihre bauchigen Koggen wurden zu einem Wahrzeichen der Hanse. Mit dem Handel kam auch ein kultureller und religiöser Wandel. Die südliche Küste der Ostsee wurde noch weitgehend von heidnischen Slawen bewohnt. Seit dem späteren 12. Jahrhundert waren diese Gebiete immer wieder Ziele verschiedener Überbringer des christlichen Glaubens, von Kreuzrittern, Missionaren und von Kaufleuten. Auch die skandinavischen Könige begannen, sich an der Eroberung und Missionierung des Baltikums zu beteiligen. Die Kaufleute gründeten in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts eine Reihe von Städten entlang der Küste. Es waren Gründungen auf slawischem Gebiet, aber die Führungsschicht dieser Städte war deutsch und bei den Gründungen orientierte man sich am Lübecker Vorbild. Alle diese Städte (z. B. Rostock, Wismar, Riga) erhielten Lübecker Recht. Und Lübeck wurde für ihre ungelösten Rechtsprobleme zur letzten Instanz.

Lübeck selber profitierte von dem Handelserfolg seiner Kaufleute und erlebte ein starkes Wachstum. Dabei befand es sich in den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts zwischenzeitlich unter dänischer Herrschaft. Das deutsche Königtum zog sich aus dem Norden zurück, der im späten Mittelalter zu einer »königsfernen« Landschaft wurde (Peter Moraw). Der dänische König Waldemar der Siegreiche nutzte die Gelegenheit, seine Position an der südlichen Ostseeküste auszubauen. Im staufisch-welfischen Thronstreit (vgl. das Kapitel zum Sonntag von Bouvines) hatte er als Unterstützer der Staufer vom Erfolg Friedrichs II. nach Bouvines profitiert. Der neugekrönte römisch-deutsche König hatte Waldemar die Reichsgebiete jenseits der Elbe und ihres Nebenflusses Elde abgetreten.

Waldemar eroberte und christianisierte im Baltikum mit erheblichen Erfolgen. Auf dem Höhepunkt seiner Macht kontrollierte er die Küstenlinie zwischen Elbe und Oder und übte die Stadtherrschaft über Lübeck aus. Diese Hegemonie des dänischen Königs endete mit der Schlacht bei Bornhöved am 22. Juli 1227. Waldemar unterlag einer Koalition von Fürsten und Herren im Norden, die von der Stadt Lübeck unterstützt wurde. Friedrich II. hatte an diesem Kampf keinen Anteil. Die Königsferne des Nordens im späteren Mittelalter ist eines der bestimmenden Elemente in der Geschichte der Hanse. Die Hanse wurde keine politische Organisation, aber sie gewann eine starke Stellung in ihrem Wirtschaftsraum. Diese Stellung ließ sich bei Bedarf auch politisch nutzen. Die starke Stellung der Hanse ging auf Verbindungen zurück, die wir heute vielleicht als Netzwerk bezeichnen würden. Die Beteiligung deutscher und vor allem Lübecker Kaufleute an vielen Stadtgründungen hatte zur Folge, daß ihre Berufsgenossen in diesen Städten meist günstige Bedingungen für ihren Handel vorfanden. Im 13. Jahrhundert wurden viele dieser Kaufleute seßhaft. Sie reisten nicht mehr selber mit ihren Waren umher, sondern sie

... in feste Handelsniederlassungen (Kontore), und sie spezialisierten sich auf die Organisation des Handels. Die Organisation des Handels wurde eine der großen Stärken der Hanse, und den Lübecker Kaufleuten gelang es, ihre führende Rolle in diesem Prozeß zu behaupten.

Die Verbindung zwischen Nord und Ostsee – also das Ausgreifen der Hansekaufleute nach Westen – wurde seit den 20er Jahren des 13. Jahrhunderts immer deutlicher erkennbar. Sie wird erkennbar in der zunehmenden Konkurrenz mit den Kölner Kaufleuten, die im Handel mit England eine zentrale Rolle einnahmen. Ein erster Städtebund zwischen Lübeck und Hamburg 1240 deutet auf den Versuch hin, die Landenge unterhalb der dänischen Grenze für eine Verbindung zwischen beiden Meeren zu nutzen. Doch der Landtransport blieb zu teuer. Eine Alternative war die Fahrt durch das Skagerak, eine Umseglung der Nordspitze Dänemarks. Die Route galt wegen der zahlreichen Untiefen lange Zeit als zu gefährlich, aber um 1250 gibt es die ersten Nachweise für eine Umrundung der Nordspitze Dänemarks durch die hansischen Kaufleute. Damit eröffnete sich ihnen ein neuer Markt.

Bergen war die wichtigste Handelsstadt Norwegens. Am Ende des 12. Jahrhunderts wurde sie von einem dänischen Kreuzfahrer als lebhafteste Hafenstadt beschrieben, in der Schiffe aus den verschiedensten Ländern ihre Waren löschten. Die Norweger handelten vor allem mit Fisch, mit getrocknetem Dorsch, dem sogenannten Stockfisch. Seit etwa 1100 wurde der Stockfisch, der besonders bei den Lofoten gefangen wurde, zum weiteren Verkauf nach Bergen gebracht. Die dänischen Reisenden berichten aus dem Jahr 1194 von ungeheuren Mengen an getrockneten Fisch im Hafen von Bergen. Ein großer Teil dieses haltbaren Lebensmittels ging nach England, wo der Stockfisch fast 90% der eingeführten norwegischen Waren ausmachte. Der konservierte Fisch war eine beliebte Fastenspeise. Im Norden Europas gab es ihn damals in unerschöpflich scheinender Zahl. Bei diesem Handel profitierten die Norweger von ihrer Einbindung in das christliche Europa. Diese Einbindung half ihnen auch, einem Mangel zu begegnen, dem die christliche Seefahrt gern abhalf. In einem christlichen Umfeld brauchte man Wein, der in Norwegen nicht wuchs. Der Mangel an Bier war weniger durch liturgische Notwendigkeiten erklärbar, aber auch er bezeichnete ein Bedürfnis, das die Hansekaufleute als Chance begriffen. Seit dem späten 12. Jahrhundert begegnet uns im Zusammenhang mit dem norwegischen Handel immer wieder die Klage über die Exzesse, die der Alkoholhandel hervorrief. Das wichtigste Handelsgut für die Norweger aber war Getreide. Immer wieder begegnet uns der Hinweis auf Getreidemangel, Teuerung und Hunger in den Briefen des norwegischen Königs an die Lübecker im 13. Jahrhundert. Bis in die Mitte des 13. Jahrhunderts war ein größerer Teil des importierten Getreides aus England gekommen. Aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts mußten sich die Handelsverbindungen allmählich verschoben haben. Dies war die Zeit, in der Hanseschiffe die Nordsee erreichten. Für das 13. Jahrhundert gibt es keine Zahlen, die die Entwicklung des hansischen Bergenhandels nachvollziehbar machen würden. Aber der Erfolg der hansischen Blockade gegen Bergen eine Generation später (1284) läßt sich nur durch die Tatsache erklären, daß die englischen und die norwegischen Kaufleute zu diesem Zeitpunkt weitgehend aus dem

Geschäft gedrängt worden waren. Diese Entwicklung war offenbar schnell vor sich gegangen. Ein berühmter norwegischer Text aus dem Jahre 1250, der sogenannte *Königsspiegel*, hatte das Leben eines norwegischen Kaufmanns in den europäischen Häfen lebendig vorgestellt. Der Text scheint aus eigener Erfahrung an den Handelsplätzen dieser Epoche formuliert, und er stellte die Profession des Kaufmanns als eine attraktive Tätigkeit für einen ambitionierten jungen Mann dar. Doch bis zum Ende des 13. Jahrhunderts hatten fremde Kaufleute den Nachfahren der Wikinger dieses Tätigkeitsfeld weitgehend abgenommen.

Die deutschen Kaufleute begannen nach ihrem Vorstoß in die Nordsee allmählich, auch den Winter über in Bergen zu bleiben. Das ermöglichte es ihnen, Kontakte aufzubauen und den Fisch zu günstigeren Winterpreisen zu erstehen. Dann konnten sie ihn bereits im Frühjahr verschiffen. Die Hansekaufleute ließen sich am Hafen nieder, wo sie ihre Häuser errichteten. Die eindrucksvolle Häuserzeile (*Bryggen*), nach einem Brand in den 50er Jahren sorgfältig restauriert, vermittelt noch immer einen Eindruck von der bedeutenden Rolle, die die hansischen Kaufleute in der spätmittelalterlichen und frühneuzeitlichen Geschichte der Stadt gespielt haben. Bergen hat nicht immer unter der Präsenz der Hanse gelitten.

7. SEPTEMBER 1303

Das Attentat von Anagni

DIE POLITISCHEN GRENZEN DES PÄPSTLICHEN
FÜHRUNGSANSPRUCHS

Der Konflikt zwischen den Ansprüchen des Papsttums und der Selbstbehauptung der weltlichen Macht erreichte in der Amtszeit von Bonifaz VIII. einen Höhepunkt. Mit aller Schärfe forderte Bonifaz VIII. all jene Autorität ein, die in der kirchlichen Tradition bislang eher vage formuliert worden war. Dieser päpstliche Führungsanspruch in der christlichen Welt erhielt durch den Handstreich von Anagni, bei dem Männer des französischen Königs gemeinsam mit italienischen Feinden Bonifaz' VIII. den Papst überfielen und für kurze Zeit gefangensetzten, eine scharfe und nachhaltige Zurückweisung. Im 14. Jahrhundert geriet das Papsttum in Avignon unter den starken Einfluß der französischen Krone.

DATEN

4. 4. 1292	Tod Papst Nikolaus' IV.
1294	Wiederaufleben des Konfliktes zwischen den Königen von England und Frankreich
5. 7. 1294	Wahl Coelestins V. zum Papst
13. 12. 1294	Rücktritt Papst Coelestins V.
24. 12. 1294	Papstwahl Benedetto Gaetanis (Bonifaz' VIII.)
25. 2. 1296	Bulle <i>Clericis laicos</i> Papst Bonifaz' VIII.
18. 8. 1296	Ausfuhrverbot des französischen Königs für kriegswichtige Güter
9. 5. 1297	Beginn des Colonna-Konflikts / Einlenken des Papstes im Konflikt mit dem französischen König (31.7.1297)
Oktober 1298	Kapitulation der Colonna
1300	Anno santo in Rom
5. 12. 1301	Bulle <i>Ausculta fili</i> : Eröffnung einer neuen Phase des Konflikts mit Frankreich / Ladung französischer Prälaten nach Rom (1. Nov. 1302)
10. 4. 1302	Versammlung des Adels und der Geistlichkeit von Paris in Notre-Dame.

18. 11. 1302	Päpstliche Bulle <i>Unam Sanctam</i>
24. 6. 1303	Große Versammlung der Bevölkerung, des Adel und des Klerus von Paris beim Louvre / Anklage König Philipps gegen Bonifaz VIII.
8. 09. 1303	Attentat von Anagni
11. 10. 1303	Tod Bonifaz' VIII.

Das Datum ist von eindrucksvoller Dramatik, und es ist bedauerlich, daß Shakespeare keine Papstdramen geschrieben hat. Der Pontifikat Bonifaz' VIII. hätte ihm eindrucksvollen Stoff geboten. Wir beginnen die Geschichte mit dem Ende des fast zehnjährigem Pontifikates von Bonifaz VIII. Bonifaz hatte sich im Laufe seiner Amtszeit viele Feinde gemacht, und am 7. September 1303 waren einige dieser Feinde auf dem Weg zu ihm. Der 7. September ist der Tag vor dem Geburtstag Mariens. Für diesen Tag hatte der Papst einen besonderen Schritt vorgesehen. Er wollte den französischen König exkommunizieren, seine Untertanen von ihren Treueeiden lösen und damit in einem schon länger andauernden Konflikt *Entschlossenheit* zeigen.

Die Handlung beginnt in den Morgenstunden des Vortages. Es war ein Samstagmorgen in Anagni, ca. 60 km östlich von Rom. Dies war der Geburtsort Papst Bonifaz' VIII., und hier verbrachte er die Sommer, wenn die Hitze den Aufenthalt in Rom unerträglich machte. Eine Schar bewaffneter Männer näherte sich der Stadt. Sie wurden angeführt von einem Beauftragten des Königs von Frankreich, Wilhelm von Nogaret, und einem alten Feind des Papstes, Sciarra Colonna. Der Coup war gut vorbereitet, denn die Männer fanden die Stadttore offen und konnten zum Palast des Papstes vordringen. Die überraschten Bewohner Anagnis schreckten aus ihren Betten und erfuhren, daß die Bewaffneten unter dem Kommando von Sciarra Colonna in die Stadt gekommen waren, um den Papst gefangenzunehmen und dem Tod zu überantworten. Die Menschen wurden durch das Läuten der Glocken zusammengerufen und berieten aufgeregt, was zu tun sei. Man wählte einen Anführer, einen Capitaneus. Doch die Leute von Anagni wählten einen Mann, der sich als Feind des Papstes erwies. Während die Kämpfe um den päpstlichen Palast und die Häuser seiner Anhänger tobten, traf der gewählte Vertreter der Bürger mit den Anführern der Eindringlinge zusammen und gab ihnen zu verstehen, daß der Papst und seine Anhänger nicht mehr lange Widerstand leisten könnten. Unterdessen bat Bonifaz VIII. um eine Verhandlungspause. Sie wurde ihm gewährt und sollte bis zur neunten Stunde dauern. Der Papst bemühte sich um die Unterstützung der Stadtbewohner, doch er hatte keinen Erfolg. Dann brach die neunte Stunde an, und die Bewaffneten stürmten die Paläste des Papstes und seiner Anhänger. Die Verteidiger gaben auf oder flohen. Die Tore von Bonifaz' Palast waren aufgebrochen, ein Teil des Gebäudes stand in Flammen, und seine Feinde drangen bewaffnet auf den Papst ein. Vor die Wahl gestellt, von seinem Amt zurückzutreten oder zu sterben, blieb er fest: *hier ist mein Hals, hier ist mein Kopf*, gab er den Angreifern zur Antwort. Doch diese begnügten sich mit einer Ohrfeige. Als Märty-

rer wäre der schwierige Papst ein zu großes Problem geworden. So wurde Papst Bonifaz VIII. von seinen Feinden in seinem eigenen Palast gefangen genommen. Der Chronist hatte sicher recht, als er mit englischem Understatement feststellte, *et ut creditur, papa habuit malam noctem* («und wie man glaubt, verbrachte der Papst eine schlechte Nacht»). Der Gewaltakt vom 7. September 1303 ist als *das Attentat von Anagni* in die Geschichte eingegangen. Das Geschehen hatte noch ein Nachspiel. Die Bürger von Anagni nahmen die Demütigung ihres prominentesten Bewohners nicht hin. Sie attackierten die Männer von Nogaret und Sciarra Colonna und befreiten den Papst. Doch die Würfel waren gefallen. Der ohnehin kranke Bonifaz kehrte nach Rom zurück, aber er starb schon bald darauf an den Folgen dieser schweren Demütigung (11. Okt. 1303), ohne sich noch einmal zu Wort gemeldet zu haben.

Das Attentat von Anagni stand am Übergang von einem Jahrhundert des päpstlichen Triumphalismus, in dem Innozenz IV. den Kaiser abgesetzt und die Führung der Christenheit für den Papst allein reklamiert hatte, hin zum langen Aufenthalt in Avignon, wo die Päpste etwa 70 Jahre lang (bis 1376) in der Nähe des französischen Königs ihre Wohnung nahmen. Noch heute kündigt der kompakte Papstpalast in Avignon von dieser Epoche. Der Pontifikat Bonifaz' VIII. war eine Zeit der Wende, und es war keine Zeit milder Übergänge, sondern eine Zeit dramatischer Entscheidungen, in der der Papst noch einmal mit der ihm eigenen arroganten Schroffheit alle jene Herrschaftsrechte einforderte, die die Theologen und kirchlichen Juristen bislang als theoretische Möglichkeit formuliert hatten. Dabei stieß Bonifaz VIII. in dem französischen König Philipp IV. schließlich auf einen überlegenen Gegner, der dem universalen päpstlichen Anspruch die brutale Leistungsfähigkeit jener nationalen Königreiche entgegensetzte, denen die Zukunft gehörte. Die staatliche Macht des französischen Königs, man kann schon fast sagen, die Staatsräson, traf den Papst in ganzer Härte. Berühmt ist jene lakonische Antwort, die ein wichtiger Berater des französischen Königs Bonifaz VIII. im Jahre 1300 gab, als der Papst ihn auf seine Amtsgewalt verwies: *Durchaus Herr, aber Eure [Macht] ist die des Wortes, unsere aber ist real*. Das war die Erfahrung von Anagni. Doch um zu verstehen, wie es zu der Eskalation gekommen war, müssen wir einen Blick auf die Vorgeschichte werfen.

Bonifaz VIII. war an Weihnachten 1294 einstimmig zum Papst gewählt worden. Mit seiner Wahl hatten die Kardinäle eine Richtungsentscheidung getroffen. Es war schon der zweite Versuch Benedetto Gaetanis, in das hohe Amt zu gelangen. Nachdem Nikolaus IV. im April 1292 gestorben war, hatte er sich schon einmal beworben. Aber der Kirchenjurist war den Kardinälen nicht geheuer, er galt als zu machtbewußt, zu ehrgeizig, und so hatten sie sich nach sehr langem Zögern auf einen alten Eremiten geeinigt, der schon im Geruche der Heiligkeit stand. Er nahm die Wahl an und nannte sich Coelestin V. Schon nach wenigen Monaten erkannte der alte Eremit seinen Irrtum und trat am 13. Dezember 1294 von seinem Amt zurück. Er war der einzige Papst der Kirchengeschichte, der freiwillig zurücktrat, wenn wir die Schismapäpste ausnehmen, die vor einer anderen Situation standen. Das päpstliche Amt war am Ende des 13. Jahrhunderts zu komplex für einen Mann geworden, der zwar für alle das Beste wollte, der aber die vielen Abläufe nicht mehr überschaute. Die Kardinäle und mit ihnen viele Gläubige hatten sich am Ende



KALKSTEINSTATUE BONIFATIUS' VIII. AUS DEM 13. JAHRHUNDERT.

des 13. Jahrhunderts einen Papst mit religiösem Charisma gewünscht. Doch die Zwänge des Amtes ließen einen solchen Mann nicht mehr zu. Nun kam Benedetto Gaetani als Bonifaz VIII. Ein versierter, entscheidungsfreudiger Jurist. Die einstimmige Wahl erfolgte ohne Verzögerung, und damit war klar, daß die Kardinäle am Ende des 13. Jahrhunderts die Notwendigkeit sahen, einen solchen Mann zum Papst zu machen.

Benedetto Gaetani war zum Zeitpunkt seiner Wahl um die 54 Jahre alt. Er stammte aus einer Familie, die zumindest gute Verbindung zu den wichtigsten aristokratischen Familien Roms pflegte. Er hatte in Bologna die Rechte studiert und war unter seinen Vorgängern auf dem päpstlichen Stuhl wiederholt als Legat in wichtigen diplomatischen Angelegenheiten unterwegs gewesen.

Bonifaz VIII. begann seine Amtszeit mit der Intervention in einer Angelegenheit, in der ein wenig diplomatisches Fingerspitzengefühl nicht geschadet hätte. Im Jahr 1294 waren die Feindseligkeiten zwischen den Königen von England und Frankreich wegen des englischen Festlandsbesitzes in ein gefährliches Stadium getreten. Es war ein alter Konflikt, der immer wieder neue Nahrung erhielt. Mit dem Frieden von Paris 1259 hatte eine fast vierzigjährige Friedenszeit eingesetzt, die 1294 zu Ende ging. Beide Könige rüsteten zum Krieg und das bedeutete, sie mußten viel Geld mobilisieren. In einer solchen Situation wurde auch der Klerus des Landes zur Hilfe aufgefordert, und er konnte sich nicht weigern. An dieser Heranziehung des Klerus ohne seine Erlaubnis nahm Bonifaz VIII. nun Anstoß. In einem scharf formulierten Brief an beide Könige stellte Bonifaz VIII. fest, daß alle Prälaten, die solche Abgaben an weltliche Herren leisteten oder die der Zahlung zustimmten, und alle weltlichen Herren, Kaiser, Könige, Fürsten, die solche Abgaben forderten, der automatischen Exkommunikation verfallen seien – wenn der Papst seine Zustimmung zu diesen Zahlungen nicht gegeben hätte. Zwar konnte sich Bonifaz auf eine Vorschrift Innozenz' III. berufen, der bei einer Belastung des Klerus eine vorherige Konsultation des Papstes verlangt hatte, aber erstens war Bonifaz VIII. zum Zeitpunkt der königlichen Geldforderung noch nicht Papst, und zweitens war seine Interpretation, die aus der vorherigen Konsultation nun eine päpstliche Zustimmung machte, ohne Frage eine erhebliche Verschärfung. Dieses päpstliche Schreiben von 1296 ist als die Bulle *Clericis laicos* in die Geschichte eingegangen. Philipp IV. war allerdings nicht gewillt, seine herrschaftlichen Entscheidungsspielräume auf diese Weise einschränken zu lassen. Seine Antwort ließ nicht lange auf sich warten.

Am 18. August 1296 erließ der französische König ein allgemeines Ausfuhrverbot für kriegsnotwendige Güter, für Waffen und Pferde, aber auch für Edelmetalle und Geld. Das Verbot klang allgemein, aber es traf die Kurie besonders schwer. Denn der kuriale Haushalt war auf die Pfründeneinnahmen aus Frankreich angewiesen.

Der Papst antwortete Philipp am 20. September 1296 in einem ausführlichem Schreiben, in dem er die fehlgeleiteten und übelwollenden Berater des Königs für eine solche Entwicklung verantwortlich machte. Er könne sich die unangemessene Reaktion nicht erklären, denn er habe keineswegs untersagt, daß der Klerus seinem König in der Bedrängnis beistehen solle, er habe lediglich untersagt, dies ohne Erlaubnis des Papstes zu tun. Der Brief warnte den französischen König, daß dies keine gute Zeit sei, um sich Feinde zu

machen. Die Sache war noch nicht geklärt, aber ein neues Streitfeld, das sich Bonifaz VIII. in dieser Zeit erschloß, veranlaßte beide Seiten bald, wieder aufeinander zuzugehen. Der Konflikt, um den es dabei ging, war ein Adelskonflikt im Umfeld Roms.

Bonifaz war ein vermöglicher Mann, und er suchte nach Anlagemöglichkeiten für sein Vermögen. Er beabsichtigte den Kauf einer Herrschaft, zu der die Ortschaft Ninfa gehörte. Hier hatte eine andere mächtige Familie, die Colonna, eigene Interessen. Im Grunde war dies ein hocharistokratisches Ringen um Landbesitz, das im Umgang dieser mächtigen Familien auf die Tagesordnung gehörte. Bonifaz nutzte seine Position als Papst, und er erklärte den Kauf des Ortes Ninfa durch die Colonna für ungültig, um die Ortschaft selber zu kaufen. Ein jüngerer und temperamentvolles Mitglied der Familie Colonna überfiel den Transport mit der Kaufsumme und brachte Geld und Wertgegenstände in seine Gewalt. Bonifaz forderte Vergeltung und Bestrafung des Täters. Die Colonna waren nur zur Auslieferung des Geldes aber nicht des Täters bereit. Das reichte Bonifaz nicht. Nun war er am Zug, und er war nicht zögerlich.

Am 9. Mai erklärte er die Colonna öffentlich zu Feinden der Kirche. Das war ein bemerkenswerter Schritt, immerhin gehörten zwei Mitglieder der Familie dem Kardinalskollegium an. Doch Bonifaz erklärte sie für abgesetzt. Das Urteil, dem kein Prozeß vorausgegangen war, erging am 10. Mai 1297. Die Kardinäle verloren ihr Amt und ihre Pfründen, und Bonifaz räumte ihnen eine Frist von zehn Tagen ein, um sich zu stellen. Nach Ablauf dieser Frist würden sie ihre Güter im Patrimonium Petri und im Königreich Sizilien verlieren. Doch die Colonna waren nicht zum Nachgeben bereit, und es entwickelte sich ein langer, bitterer Kampf. Zunächst machte Bonifaz seinen Frieden mit dem französischen König. Am 31. Juli 1297 erklärte Bonifaz VIII., daß in einem Fall akuter Not des Königreiches die Beschränkungen, die die Bulle *Clericis laicos* formuliert hatte, nicht gelten würden. Dann dürfe der Klerus freiwillig und ohne Erlaubnis des Papstes dem König besondere Geldmittel bewilligen. Ob ein Notfall gegeben sei, entscheide der König. Der Papst gewährte Philipp IV. noch weitere finanzielle Begünstigungen und er sprach seinen Vorgänger Ludwig IX. heilig, der 1270 auf einem Kreuzzug in Karthago gestorben war. Nun hatte Bonifaz den Rücken frei für den Kampf gegen die Colonna.

Er erklärte sie zu Ketzern und predigte einen Kreuzzug gegen die Familie, ihren Besitz und ihre Burgen. Der Sitz der Familie war der Ort Palestrina im südlichen Latium. In diesem befestigten und unzugänglichen Ort leisteten die Colonna zähen Widerstand. Doch im Oktober 1298 mußten die Belagerten aufgeben. Die beiden Kardinäle ergaben sich in die Hand des Papstes. In einem solchen Fall durften sie wohl auf eine gewisse Milde hoffen, doch Bonifaz hob nur die Strafe der Exkommunikation auf, alle anderen Strafen (Verlust der Ämter und des Vermögens) blieben in Kraft. Außerdem befahl Bonifaz, den Ort Palestrina dem Erdboden gleichzumachen. Die Besiegten trafen der ganze Haß des Papstes, und nicht jeder hielt diese Reaktion für angemessen. Vorerst hatte er den Sieg davongetragen. Im Jahr 1300 verkündete er das erste Jubeljahr (*Anno Santo*) in der Geschichte der Kirche. Es zog enorme Pilgermengen nach Rom. Doch dies war nur eine Atempause. Der Konflikt mit dem französischen König trat in eine neue Phase. Anlaß dazu war ein Zwischenfall im Süden Frankreichs. Dort lag das kleine Bistum Pamiers. Es hatte einen

temperamentvollen Bischof, der sich unangemessen über den König geäußert hatte. Die Männer des Königs erfuhren davon, und der Bischof wurde in Verwahrung genommen. Die ungewöhnliche Reaktion mochte damit zusammenhängen, daß der Süden Frankreichs noch immer eine politisch sensible Gegend war. Die Herrschaft des Königs von Frankreich war im Süden zwar etabliert, aber nicht unumstritten.

Mit der Verhaftung stellte der französische König ein zentrales Privileg des Klerus in Frage, nämlich den Anspruch auf eine eigene Gerichtsbarkeit. Dies war ein heikles Terrain und Bonifaz VIII. erlegte sich in diesem Fall keine Zurückhaltung auf. Am 5. Dezember 1301 schickte er dem französischen König einen Brief, mit dem die letzte Phase des Konfliktes begann: *Ausculat fili carissime* – »Höre, geliebtester Sohn« – Bonifaz könne angesichts der Bedrückung von Philipps Untertanen und der Kirche nicht schweigen, der König trete sogar als Richter in eigenen Angelegenheiten auf. So habe Bonifaz aus Sorge um die Entwicklung alle Prälaten Frankreichs für den kommenden 1. November zu sich gerufen, um über die Lage der Kirche in Frankreich zu beraten. Der französische König reagierte energisch. Er begann eine Kampagne in der Öffentlichkeit gegen die Ansprüche des Papstes und er mobilisierte seine Untertanen. Am 10. April 1302 trat eine Versammlung des französischen Adels, der Geistlichen und der Stadt Paris in der Kathedrale von Paris zusammen. Es war eine große Versammlung, die das französische Volk in gewisser Weise repräsentieren sollte. Auf dieser Versammlung stellte ein Mann des Königs in scharfer Weise die Angriffe des Papsttums auf die Rechte des französischen Königs vor.

Zu der Synode, zu der Bonifaz eingeladen hatte, reisten schließlich nur Geistliche aus solchen Teilen Frankreichs, die nicht direkt der Krone unterstanden. Die Versammlung faßte keine wesentlichen Beschlüsse, aber sie diente offenbar als Forum für die Verkündung eines päpstlichen Sendschreibens, das in diesen Tagen ausgefertigt wurde, und das unter dem Namen *Unam Sanctam* in die Kirchengeschichte eingegangen ist (18. Nov. 1302). *Unam sanctam ecclesiam catholicam* – »An die eine heilige und katholische Kirche zu glauben und an ihr festzuhalten mit dem Eifer des Glaubens sind wir gezwungen ...«. Mit diesen Worten begann der Text, der ein eindringliches und radikal zugespitztes Bekenntnis zur hierarchischen Einheit der Kirche formuliert. Das Bekenntnis gipfelte in der eindrucksvollen Feststellung: *Daher erklären wir, bestimmen und verkünden wir, daß es für alle menschliche Kreatur heilsnotwendig ist, dem römischen Papst untertan zu sein.* Das waren deutliche Worte. Sie waren keine unmittelbare politische Festlegung, aber sie enthielten eine klare politische Botschaft. In den folgenden Monaten wandte sich der Papst nun nach Deutschland, um im dortigen König Albrecht von Habsburg einen Verbündeten zu finden. Er bot Albrecht die Kaiserkrone, im Gegenzug sollte der Habsburger ihn gegen den französischen König unterstützen. Doch dazu kam es nicht mehr. Der letzte Akt des Dramas wurde am 12. März 1303 in Paris eingeleitet. In einer Besprechung des Königs mit seinen unmittelbaren Beratern wurde die Absetzung des Papstes vorbereitet. Am Feiertag Johannes des Täufers, am 24. Juni, wurde eine große Versammlung beim Louvre zusammengerufen, zu der die Bevölkerung der Stadt, Aristokraten und Geistliche strömten. Hier wurde die Anklage gegen Bonifaz in entsprechender Aufma-

chung vorgetragen. So wurde die Bevölkerung in Paris mobilisiert, und danach ging man daran, die Unterstützung im Land zu gewinnen.

Bonifaz erfuhr beizeiten, was in Paris vorgefallen war. Er wies die Anklagen zurück, und da er nun mit dem Habsburger über die Kaiserkrönung einig geworden war, mochte er seine Position als einigermaßen sicher beurteilen. Tatsächlich gelang den Leuten des französischen Königs außerhalb von Paris keine größere Mobilisierung gegen den Papst. Der entscheidende Schlag war die Folge einer Verbindung des französischen Hofes mit den alten Feinden Bonifaz' VIII. – den Colonna. Die Angehörigen dieser von Bonifaz besiegten und gedemütigten Familie waren nach der Niederlage rastlos umhergezogen, und einige waren schließlich am Hof in Paris gelandet. Der Kampf Philipps IV. war auch ihr Kampf.

Dies war die unmittelbare Vorgeschichte des Attentats von Anagni. Es brachte das politische Papsttum aus dem Tritt. Das dürfen wir nicht zu einfach sehen. Am theoretischen Anspruch der Päpste änderte sich wenig. Man wird sogar sagen können, daß die triumphalen politischen Entwürfe päpstlicher Theoretiker erst noch bevorstanden. Sie ließen sich von der nüchterner gewordenen Realität nicht irritieren. Aber in dieser Realität war die Zeit universaler Gewalten am Ende des 13. Jahrhunderts vorbei. Der Ordnungsanspruch des Papsttums hatte das Kaisertum erfolgreich in die Defensive gedrängt. Aber dies war ein Scheinerfolg. Denn im Konflikt mit dem französischen König erwies sich, daß ein noch so stringenter Herrschaftsanspruch universalen Zuschnitts mit dem neuen staatlichen Denken, das sich seiner Rechte in klaren Grenzen sehr bewußt war, nicht konkurrieren konnte.

26. AUGUST 1346

Die Schlacht bei Crécy

EDWARDS III. ERFOLGREICHER WEG
IN DEN HUNDERTJÄHRIGEN KRIEG

Nachdem der englische König Edward III. 1340 aufgrund seines Erbrechts den französischen Thron beansprucht hatte – den er noch erobern mußte –, war die englische Militärikampagne wenig erfolgreich gestartet. Der König hatte auf Verbündete gesetzt, die er mit viel Geld bezahlte. Der Feldzug von 1346 markierte einen Strategiewechsel. Nun führte der König den Kampf mit englischen Truppen, und durch den deutlichen Sieg über die französischen Ritter bei Crécy erhielt sein Anspruch politischen Nachdruck. Der militärische Erfolg erhöhte auch die Akzeptanz in England, wo man den weitreichenden Plänen anfangs skeptisch gegenüber gestanden hatte.

DATEN

1066	Eroberung Englands durch den Normannenherzog Wilhelm
1154	Herrschaftsantritt Heinrich II. von England / Beginn des »Angevine Empire«
1259	Friede von Paris / Regelung des Rechtsverhältnisses zwischen dem König von Frankreich und seinem englischen Vasallen
1294	Erneuter Beginn des Konflikts um die englischen Festlands- besitzungen
1307	Heirat des englischen Königs Edwards II. mit der französischen Prinzessin Isabella
1314	Tod des französischen Königs Philipps IV.
1316	Tod von König Ludwig, dem ältesten Sohn Philipps IV.
1322	Tod von König Philipp, dem 2. Sohn König Philipps IV.
1328	Tod von König Karl, dem 3. Sohn König Philipps IV.
1328	Thronfolge Philipps von Valois
8. 2. 1340	Annahme des französischen Königstitels durch Edward III.
Juli 1346	Landung englischer Truppen in der Normandie
26. 8. 1346	Schlacht von Crécy
1347–1349	Gründung des Hosenbandordens (Order of the Garter) durch Edward III.

Zu Beginn des Jahres 1346 begann der englische König Edward III. mit der Vorbereitung einer größeren Kampagne gegen den König von Frankreich. Seit fast zehn Jahren befanden sich die beiden Könige in einem verschärften Konflikt. Es war ein Konflikt über den Status der verbliebenen englischen Festlandsbesitzungen im Südwesten Frankreichs (Gascogne). In den zurückliegenden neun Jahren hatte Edward III. in dieser Auseinandersetzung viel Geld ausgegeben, aber wenig erreicht. Der Krieg mit dem französischen König drohte zu einer erheblichen politischen Belastung für den noch jungen Edward zu werden. Nun leitete er einen Wechsel seiner Strategie ein. In den zurückliegenden Jahren hatte er vor allem versucht, den französischen König durch eine gezielte Bündnispolitik auf dem Festland unter Druck zu setzen. Er hatte eine Reihe von Grafen und Herren entlang des Niederrheins und sogar den Kaiser mit Hilfe von Lehnverträgen verpflichtet, die man als Geldlehen bezeichnet, und die im Grunde diese Herren dafür bezahlten, daß sie den französischen König bekämpften. Doch schon bald erwies sich das Scheitern dieser Politik. Der englische König konnte die vielen versprochenen Gelder nicht bezahlen, und die Verbündeten zeigten nicht die erhoffte Kampfkraft.

Nun, 1346, sammelte Edward III. seine letzten Mittel, lieh sich weiteres Geld in England und stellte eine große Armee für einen Feldzug in Frankreich auf. Er versuchte, seine Planungen vor dem französischen König zu verbergen. Tatsächlich entschied sich Edward wohl erst im letzten Augenblick dafür, auf der normannischen Halbinsel Cotentin zu landen, als er sich am 28. Juni 1346 einschiffte. Der Kriegszug auf dem französischen Festland war für den englischen König nicht ungefährlich, denn der französische König hatte im Norden der Insel schlagkräftige Verbündete. Seit Jahrzehnten kämpften die englischen Könige mit den Schotten, ohne in diesen Kämpfen bleibende Erfolge zu verzeichnen. Die Schotten kämpften mit einigem Erfolg für ein eigenes Königtum und hatten sich in diesem Kampf mit dem französischen Gegner ihres Feindes verbunden. Solange der Konflikt um die Gascogne bestand und solange die Schotten nicht unterworfen waren, war eine Allianz zwischen dem französischen und dem schottischen König durch die Umstände geradezu vorgegeben und sie wurde daher auch immer wieder erneuert (*Auld Alliance*). Doch waren die Schotten zum Zeitpunkt von Edwards Aufbruch 1346 gerade mit inneren Streitigkeiten befaßt, so daß sie die Situation zunächst nicht nutzen konnten.

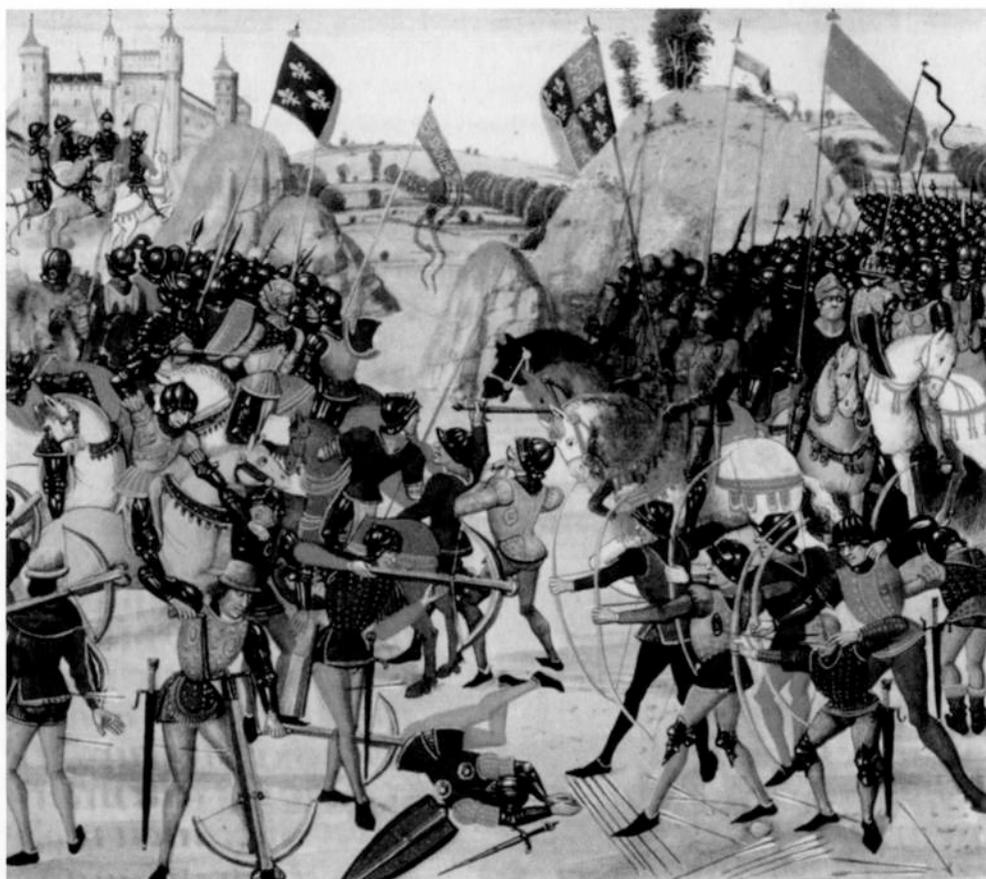
Die englische Armee landete in der Normandie und machte sich auf einen Zug nach Westen, während die Schiffe die französische Küste entlang fuhren und die Häfen überfielen. Edwards militärisches Vorrücken war keine eigentliche Eroberung der Normandie, von wo aus einst Wilhelm der Eroberer die Krone Englands erobert hatte. Es war mehr ein Zerstörungszug, der den Anhängern des französischen Königs zeigen sollte, daß ihr Herrscher sie nicht schützen konnte. Die Ritter und Soldaten brannten auf dem Weg nieder, was sie erreichten. Im Juli wurde Caen erobert, und der Zug ging weiter nach Rouen. Die Gefangenen, die man bei der Eroberung von Caen gemacht hatte, wurden bis zur Zahlung des Lösegeldes nach England geschickt. So verdichtete sich in England der Eindruck einer erfolgreichen Kampagne. Der französische König zog den Invasoren nicht entgegen und versuchte zunächst, deren Übergang über die Seine durch eine Zerstörung der Brücken zu

verhindern. Er selber blieb im Umfeld von Paris. So zog die englische Armee die Seine hinauf und plünderte die Städte und Orte auf ihrem Weg. Sie kam Paris immer näher, ohne daß ganz klar war, wann sich der französische König mit seinen Rittern und Truppen zur Schlacht stellen würde. Bei Poissy, in der Nähe von Paris, gelang es den Engländern, die Seine zu überqueren. Daraufhin zogen sie nach Norden, auf Amiens und die Somme zu. Die französischen Ritter zogen ihnen nach. Auf der Höhe der Somme kamen die Armeen zusammen. Edward und seinen Leuten gelang es, über den Fluß zu setzen und sich bei dem kleinen Ort Crécy zu formieren.

Der englische König stellte seine Ritter und Fußsoldaten in zwei großen Gruppen hintereinander auf, er selber blieb als Anführer der Reserve im Hintergrund. Der Thronfolger, 16 Jahre alt, war in den Reihen der Kämpfenden. Alle Ritter waren abgestiegen, die Pferde hatte man zurückgeführt. An den Flügeln hatte Edward zwei große Gruppen von Langbogenschützen aufgestellt, die durch die Karren aus dem Troß geschützt wurden. Der König ging persönlich durch die Reihen und sprach seinen Leuten Mut zu. So erwarteten sie die Ankunft des französischen Heeres. Es war der 26. August 1346.

Gegen drei Uhr nachmittags erreichten die Franzosen den Kampfplatz. Manche Teile der Ausrüstung, wie die Schutzschilde der genuesischen Armbrustschützen, waren noch nicht angekommen, und es gab Stimmen, die dafür plädierten, noch abzuwarten. Doch die Angst vor der Blamage überwog. Bei früheren Gelegenheiten hatten die französischen Ritter trotz ihrer Überzahl und ihrer guten Ausrüstung die Engländer nicht angegriffen. Auch jetzt waren die Männer des französischen Königs wohl in der Überzahl. Zahlen sind schwer festzulegen, aber man geht davon aus, daß auf Seiten des französischen Königs etwa 12 000 Ritter und Kämpfer zu Pferde standen. Dazu kamen noch 6000 genuesische Armbrustschützen, die im Sold des französischen Königs standen. Sie bildeten die erste Gruppe der Angriffsformation, die der französische König nun aufstellte. Dahinter standen in zwei weiteren Gruppen die berittenen Kämpfer, darunter viele Angehörige traditionsreicher Adelsfamilien. Gegen fünf Uhr nachmittags setzte Regen ein, und die Franzosen griffen an.

Doch die Armbrustschützen, die vorausgingen, gerieten in den Pfeilregen der englischen Langbogen, noch bevor sie die Engländer mit ihren Pfeilen erreichen konnten. Ihre Schutzschilde waren nicht zum Einsatz gekommen. Schon bald begannen ihre Reihen zu wanken, um sich schließlich aufzulösen. Ungeduldig sprengten nun die französischen Ritter nach vorn, wobei sie die zurückweichenden Armbrustschützen niederritten. Unter dem Beschuß der Langbogen erreichten die Ritter die Linien der Engländer, die zu Fuß kämpften, und es zeigte sich, daß die englische Taktik dem massiven, aber ungelenken Ritterangriff überlegen war. Die Engländer töteten bei geringen eigenen Verlusten eine große Zahl französischer Reiter. Als die Schlacht offenkundig verloren war, ließ sich der blinde König Johann von Böhmen, der mit seinem Sohn – dem späteren Karl IV. – auf der Seite der Franzosen stand, von zwei Rittern in die Mitte nehmen, und ritt in den Kampf. So starb er. Es war ein authentischer Abgang. Die französischen Reiter wandten sich zur Flucht, und am nächsten Morgen zeigte sich das Ausmaß der französischen Niederlage: Es sollen über 1500 tote französische Ritter auf dem Schlachtfeld geblieben sein. Der König



DIE SCHLACHT BEI CRÉCY IN EINER BUCHMALEREI
AUS DEM 14. JAHRHUNDERT.

war entkommen, die Engländer vermißten dagegen nur etwa 40 Ritter. Die einfachen Fußsoldaten und die Bogenschützen sind in diesen Verlustzahlen nicht enthalten.

Mit dieser Niederlage, die sicher auch einer Überheblichkeit der französischen Ritter zu verdanken war, wurden die Grenzen der schweren gepanzerten Reiter deutlich. Aus historischer Perspektive ist es schon verwunderlich, wie langsam sich die Erkenntnis ihrer Grenzen bei den berittenen Kriegern durchsetzte, denn bereits 1302 war ein französisches Ritterheer in Flandern von den Milizen der Städte vernichtet worden (Schlacht bei Kortrijk). Die Ritter hatten für ihre Gegner zuvor nur Verachtung übrig gehabt. Das Scheitern war wohl ebenso ein soziales wie ein militärisches Phänomen. In Crécy standen die französischen Adligen unter dem Druck, ihren Status als Krieger und Schützer des Landes durch ihren Einsatz zu beweisen. Bei der Suche nach Erklärungen für das verhängnisvolle taktische Fehlverhalten spielt dieser Aspekt sicher eine Rolle. Die Engländer hatten dagegen aus ihren schottischen Niederlagen gelernt, und die Erfahrungen aus den Kämpfen mit den Schotten kamen ihnen bei Crécy zugute.

Die Disqualifikation seines Gegners war vielleicht der größte Erfolg Edwards. Der militärische Sieg war eindeutig und vollständig, doch tatsächlich war er schwer in einen dauerhaften Vorteil umzumünzen. Edward hatte nicht genug Männer, um die eroberten Plätze dauerhaft zu besetzen. Mit einer Ausnahme: Der Sieg bei Crécy öffnete den Weg nach Calais, das sich im August 1347 nach längerer Belagerung ergab. Calais wurde für mehrere Jahrhunderte zu einem englischen Brückenkopf, der unter anderem den englischen Wollexport auf den Kontinent sicherte. Edwards Erfolg waren noch nicht beendet, denn während er Calais belagerte, hatten sich die Schotten im Norden Englands so weit zusammengefunden, daß sie unter der Führung ihres Königs David II. die Grenze angriffen. Der Angriff auf England endete in einer schweren schottischen Niederlage, der schottische König geriet in Gefangenschaft. Edward III. hatte den Rücken frei und eine weite Ebene vor sich. Die Siege von 1346 und 1347 eröffneten Edward III. die Möglichkeit, seine Politik gegenüber dem französischen König energisch weiterzuverfolgen. Allerdings war dies aus der Sicht Edwards III. eigentlich eine falsche Formulierung.

Denn Edward III. sah seinen Gegenspieler Philipp von Valois als einen Usurpator, einen Mann, der kein Recht auf die Krone Frankreichs hatte. Diese Einstellung stand auch hinter Edwards Kampagne, die sich ja nicht auf seine Festlandsbesitzungen, wie die Gascogne im Südwesten, konzentrierte, sondern die auf den Norden Frankreichs zielte. Auf die dortigen Besitzungen hatte der englische König schon 100 Jahre zuvor verzichtet. Edwards Truppen zogen brennend und plündernd durch den Norden Frankreichs, weil ihr Anführer beanspruchte, König der Menschen zu sein, die er heimsuchte. Die Zerstörungen wurden damit gerechtfertigt, daß sie Verräter bestrafen, die sich einem Usurpator angeschlossen hätten, statt Edward als ihrem rechtmäßigen Herrn die Treue zu erweisen. Edward hatte am 8. Februar 1340 den Titel eines Königs von Frankreich angenommen und seine neuen Untertanen von diesem Schritt in Kenntnis setzen lassen. Wer ihn als König anerkenne, der dürfe sich auf seinen Schutz und seine gerechte Regierung verlassen. Es war klar, daß diejenigen, die das nicht taten, als Rebellen gelten würden. Edwards Anspruch war durchaus kein willkürlicher Akt. Er selber führte ihn bei der

Annahme des französischen Königstitels auf sein Erbrecht zurück, und dieser Anspruch hatte gute Gründe.

Daß der König von England einen Erbanspruch auf den französischen Thron geltend machen konnte, hatte mit den Eigenheiten mittelalterlicher Bündnispolitik zu tun, die Friedensbündnisse nach Möglichkeit durch Heiraten bekräftigte. Die Generation von Edwards Eltern hatte diese Technik zur Verbesserung der Beziehungen zwischen den Königshäusern eingesetzt. Problematisch wurde die Lage dadurch, daß in dieser Generation die Kapetinger in eine ernsthafte dynastische Krise gerieten. Daraus ergab sich die Möglichkeit für Edwards Anspruch. Daß Edward seinen Anspruch geltend machte, hatte jedoch politische Gründe. Gehen wir der Reihe nach vor.

Den langwierigen Konflikt zwischen dem englischen König und dem französischen König haben wir in seinen unterschiedlichen Etappen bei verschiedenen Themen berührt. Er war auf dem eigentlichen Konfliktfeld, nämlich auf dem Festland, kein Konflikt von Königen, sondern ein Konflikt zwischen dem französischen König und einem mächtigen Vasallen, der zudem König von England war. Das ist etwas vereinfacht, aber nicht falsch. Wesentliche Etappen dieser spannungsreichen Beziehung werden durch die Jahreszahlen 1066, 1154, 1259 und 1294 markiert. Mit der normannischen Eroberung 1066 begann die eigentümliche Situation, daß einer der großen Herren Frankreichs auch König von England war. Nach mancherlei erbrechtlichen Besonderheiten wurde diese Konstellation 1154 durch die Herrschaft Heinrichs II., mit einer leichten Verschiebung zur Grafschaft Anjou in noch größerem Maßstab fortgeführt. Damals begann die Zeit des sogenannten *angevinischen Reiches*. Zu Beginn des 13. Jahrhunderts gingen die nördlichen und nordwestlichen Teile dieses Reiches an den französischen König, und dieser Verlust wurde 1259 im Vertrag von Paris auch anerkannt. Der Wechsel ist deutlich daran zu erkennen, daß der Bruder des französischen Königs, der in den 1260er Jahren die Stauferherrschaft im Süden Italiens beendete, Karl von Anjou hieß. Nun hatten Mitglieder der französischen Königsfamilie die Grafschaft Anjou inne, sie diente zur Ausstattung der nachgeborenen Söhne des französischen Königs.

Der Vertrag von Paris sicherte für fast 40 Jahre einen Friedenszustand, der erst 1294 endete. Damals nahmen die Spannungen über den letzten verbliebenen Teil der englischen Festlandsbesitzungen, die Gascogne, wieder zu. Im Grunde nahm man den alten kriegerischen Rhythmus wieder auf. Eine dauernde Nadelstichpolitik durch den französischen König und seine Verbündeten, eine gelegentliche Expedition des englischen Königs mit verhaltenen Erfolgen und dazwischen immer wieder etwa fünfjährige Kampfpausen. Für den englischen König kamen seit dem Ende des 13. Jahrhunderts noch die Kämpfe um die Herrschaft in Schottland hinzu, die sich sehr viel schwieriger gestalteten, als angenommen.

So kam es 1307 zu einer Friedensvereinbarung, die einen Schritt weiterging, als man das bisher gewagt hatte. Der englische Thronfolger heiratete kurz vor seiner Krönung eine Tochter des französischen Königs Philipps IV. Der erste Sohn aus dieser Verbindung würde englischer König, und solange der französische König genügend Söhne hatte, blieb es dabei. Philipp IV. hatte neben seiner Tochter drei Söhne. Er starb 1314. Nun wurden

seine Söhne in rascher Folge Könige von Frankreich: Ludwig starb nach zwei Jahren, Philipp, der ihm folgte, starb 1322, und der letzte Sohn Karl starb 1328. Mit 34 hatte er länger gelebt als seine Brüder, die nicht einmal 30 Jahre alt geworden waren. 14 Jahre nach dem Tod Philipps des Schönen, der der französischen Krone eine bis dahin ungekannte Machtfülle erstritten hatte, befand sich die Königsfamilie in einer ernsten Krise. Es war keine Frage, daß Edward III., König von England, der Kandidat war, der der direkten Abstammung von König Philipp dem Schönen am nächsten kam. Er war sein Enkel. Sein Problem war, daß diese Linie über eine Frau, seine Mutter, lief. Dies war das Argument des Konkurrenten, Philipps von Valois. Er stammte nicht in direkter Linie von Philipp ab, sondern er war sein Neffe. Aber seine Erblinie wurde allein durch Männer begründet. Diese Linie setzte sich durch. Allerdings war dies keine Entscheidung nach klarer Rechtslage, es war vielmehr so, daß die 1328 am Hof dominierende Partei die Rechtslage in ihrem Sinne formulierte.

Zu diesem Zeitpunkt war der englische König Edward noch jung, und er übte seine Herrschaft noch unter der Kontrolle seiner Mutter aus. So protestierte er nicht. Doch als sich zehn Jahre später der Konflikt um die englischen Besitzungen im Südwesten Frankreichs wieder verschärfte, erinnerte sich Edward an die Möglichkeiten, die ihm seine Herkunft bot. Die Konflikte mit dem französischen König verliefen im Grunde nach einem sehr ähnlichen Muster. Der französische König zitierte den englischen König als seinen Vasallen vor sein Lehnsgeschicht, um dort eine vermeintliche Verfehlung zu verhandeln. Der englische König folgte der Ladung nicht, und die Richter entzogen ihm sein Lehen wegen der Mißachtung des Gerichts. Der englische König seinerseits war der Ladung nicht gefolgt, weil er die Zuständigkeit des Gerichts nicht akzeptierte. Er bestand darauf, daß das Gericht des französischen Königs nicht für Streitfälle in der Gascogne zuständig war. Hinter diesem Streit um die Gerichtsbarkeit stand einmal mehr die Frage, inwieweit das Verhältnis der beiden Kontrahenten ein hierarchisches war.

Mit der Annahme des französischen Königstitels wurde Edward im Südwesten Frankreichs sein eigener Lehnsherr, womit er in einer rechtlichen Konstruktion die Unabhängigkeit von Paris erzielte, die er seit längerem anstrebte. Die Annahme des französischen Königstitels ging allerdings weit über die Gascogne hinaus und sie sorgte dafür, daß der Krieg nicht auf den Südwesten begrenzt blieb, sondern größere Teile Frankreichs verheerte. Im Grunde war dies ein Wechsel des englischen Königs von der Defensive in die Offensive. Man mag zu Recht fragen, wie realistisch die Aussichten des englischen Königs waren, auch noch Frankreich zu regieren? Aber solange Edward III. militärisch erfolgreich war, stellte sich diese Frage nicht allzu drängend. Die militärischen Erfolge in dieser Phase ermöglichten es Edward, die eingeschlagene offensive Verteidigung der englischen Besitzungen im Südwesten Frankreichs soweit voranzutreiben, daß die französische Krone der Valois in eine tiefe Krise geriet. Die ersten Jahrzehnte des Hundertjährigen Krieges stellten eine schwere Heimsuchung für die Bewohner des ländlichen Frankreich dar. Das unbefestigte Land ließ sich nicht wirksam gegen die wiederholten Kriegszüge englischer Ritter und Söldner verteidigen. Die Schlacht von Crécy stellte keinen Wendepunkt im Sinne von Bouvines dar, aber sie öffnete die Tür für einen langen und schweren

Krieg in Frankreich. In einer Hinsicht aber wies die Schlacht von Crécy noch weiter in die Zukunft.

Die Sieg von Crécy gab den letzten Anstoß zur Gründung des legendären Hosenbandordens, des *Order of the Garter*, jenes exklusiven Vereins, der einschließlich des englischen Königs 26 Mitglieder umfaßt, und dessen Leitbild der heilige Georg ist. Alle Mitglieder der Gründungsgeneration hatten an der französischen Kampagne von 1346/47 teilgenommen. Der Hosenbandorden war ein Ausdruck spätmittelalterlicher höfischer Kultur, die sich der Artustradition verpflichtet wußte. Die Geschichte dieses Ordens zur Pflege ritterlicher Kultur nahm ironischerweise ihren Ausgang in einem Schlachtgeschehen, in dem die Sieger die traditionelle ritterliche Kampfweise zu Pferde als überholte Kampfform abgelegt hatten. *Hony soi qui mal y pense*.

1348

Die Pest kommt nach Europa

Zwischen 1348 und ca. 1351 fielen etwa 30% der europäischen Bevölkerung der Pest zum Opfer. Die Krankheit kam aus Asien und breitete sich entlang der Handelswege schnell aus. Eine medizinische Therapie gab es nicht. Bis weit in das 15. Jahrhundert hinein suchte die Pest nun in regelmäßigen Abständen die Menschen heim und tötete häufig die Jungen, die noch keine Pestwelle erlebt und keine Abwehrkräfte entwickelt hatten. Die Pest trug erheblich zum krisenhaften Gepräge des späten Mittelalters bei. Die psychologischen Folgen waren angesichts der Hilflosigkeit vielfältig. Allerdings zwang der enorme Verlust an Menschen auch zu einer neuen sozialen Organisation, die es erlaubte, die Verluste aufzufangen. So spricht manches dafür, daß die Krise der Pest die technischen und sozialen Innovationen der frühen Neuzeit mit vorbereitete.

DATEN

seit 1338	Überfälle auf jüdische Gemeinden im Südwesten Deutschlands durch marodierende Banden
1346	Belagerung der genuesischen Handelsniederlassung Kaffa auf der Krim / Übergreifen der Pest auf Belagerer und Belagerte
1348–1351	Erste Pestwelle in Europa: bis zu 25 Millionen Menschen sterben (Gesamtbevölkerung ca. 75 Mio.).
1400	Demographischer Tiefpunkt in der Bevölkerungsgeschichte des späten Mittelalters.

Die Pest von 1348 ist mehr als ein historisches Ereignis. Sie ist der Inbegriff für hochansteckende tödliche Krankheiten, denen die Menschen hilflos ausgeliefert sind. Die moderne Forschung bemüht sich um die Differenzierung eines bislang allzu einheitlichen Bildes von den Auswirkungen der Seuche in den so unterschiedlichen Regionen der mittelalterlichen Welt. Doch bleibt bei aller Differenzierung ein für den modernen Menschen unbekanntes Maß des Ausgeliefertseins an ein Schicksal erhalten, auf das die Zeitgenossen kaum Einfluß nehmen sollten. Diese Erfahrung hat in zahlreichen eindringlichen Schil-

derungen der Literatur ihren Ausdruck gefunden. In den meisten dieser Texte von Boccaccio (*Decamerone*) bis zu Manzoni (*Die Verlobten*) orientierten sich die Autoren an literarischen Vorbildern und hielten sich nicht streng an das historische Geschehen. Doch ist die Eindringlichkeit dieser Texte bei allen Vorbehalten eine Folge persönlichen Erlebens zumindest vergleichbarer Situationen. Um die Schicksale hinter den problematischen Zahlen zu erahnen, sei ihre Lektüre bei aller kritischen Distanz nachdrücklich empfohlen. Die Vorbehalte gegenüber diesen Schilderungen betreffen Details. Hier geht es eher um das grundsätzliche Lebensgefühl angesichts solcher Bedrohungen, die uns glücklicherweise fremd geworden sind. Anhand der Quellen aus den 40er Jahren des 14. Jahrhunderts können wir verfolgen, wie das Gerücht von einem großen Sterben im Osten allmählich näher kam und dabei immer konkreter wurde. Im Jahr 1348 erreichte die Pest Europa.

Archäologische Funde auf alten Friedhöfen in Zentralasien (Balchaschsee) deuten für die Jahre 1337/38 auf eine deutlich erhöhte Sterblichkeit hin. Dabei fanden die Archäologen auch Hinweise auf eine Epidemie als Todesursache (Grabinschriften). Die Seuche breitete sich weiter aus und erreichte in südwestlicher Richtung schließlich das Schwarze Meer. Auf der Krim hatten die Genueser Kaufleute in der Hafenstadt Kaffa seit dem 13. Jahrhundert eine wichtige Handelsniederlassung. 1346 wurde die Stadt von den Tartaren belagert. Unter den Belagerern brach die Seuche aus und dezimierte die Tartaren in schlimmer Weise. Schließlich verfielen sie auf die Idee, die Seuchentoten in die Stadt zu schleudern. So wurden Pesttote mit Wurfmaschinen in die Stadt geschleudert, und schließlich sprang die Ansteckung auf die Verteidiger der Hafenstadt über. Die genuesischen Galeeren, die die Stadt fluchtartig verließen, hatten den Erreger an Bord und sie brachten ihn nach Italien. Von dort nahm das Unheil in Europa seinen Lauf.

Die ersten Vorboten hatten sich bereits 1346/47 angekündigt, als in italienischen Handelsstädten Gerüchte von einer schlimmen Epidemie im Osten zunahmen. In China und in Persien stürben die Menschen in großen Zahlen. Nun war die Pest da. Wir wissen nicht genau, welcher Krankheitserreger hinter der furchtbaren Epidemie stand, die seit 1347/48 Europa heimsuchte. Tatsächlich sind die Forschungsbeiträge in dieser Sache etwas unübersichtlich. Die Medizinhistoriker scheinen sich weitgehend einig zu sein, daß es sich um einen Bazillus handelte, den man erst Ende des 19. Jahrhunderts in Asien entdeckte. Er überdauert normalerweise in den wilden Populationen kleinerer Säugetiere. Ihre Flöhe übertragen den Bazillus. Beim Ausbruch einer Epidemie befällt er Ratten und nicht Menschen. Erst, wenn die infizierte Ratte gestorben ist, und wenn der Rattenfloh keine andere Ratte findet, geht er auch auf Menschen über. Die Krankheit wird durch den Flohbiß übertragen. Sie hat eine Inkubationszeit von einigen Tagen und äußert sich dann in einer enormen Schwellung der Lymphknoten (Beulenpest). Der Verlauf ist zumeist tödlich. Davon unterscheidet man die sogenannte Lungenpest: eine hochinfektiöse, sehr schnell tötende Krankheitsform. Sie wird durch Tröpfcheninfektion übertragen und tötet mitunter noch am selben Tag. So gibt es Berichte von Hafenstädten, wo die Menschen noch am Tage der Ankunft eines Schiffes mit infizierten Seeleuten gestorben seien. Wir können das medizinische Bild nicht präziser zeichnen. Dazu scheint es zu unsicher. Denn während die einen Medizinhistoriker der Ansicht sind, es sei nicht sinn-

voll, zu genau zwischen Beulen- und Lungenpest zu unterscheiden, weil der Verlauf der Krankheit auch vom Zustand des Infizierten abhinge, betonte David Herlihy, daß die Beulenpest gar nicht von Menschen auf Menschen übertragen werde. Herlihy, einer der Pioniere der Demographiegeschichte, hat in einer seiner letzten Publikationen Zweifel an den bisherigen medizinhistorischen Annahmen formuliert. Er verwies auch darauf, daß die Quellen nichts von einem größeren Rattensterben berichten, obwohl die Tiere als erste befallen würden, und die Flöhe eher zufällig auf den Menschen übergingen, wenn sie kein anderes Wirtstier fänden.

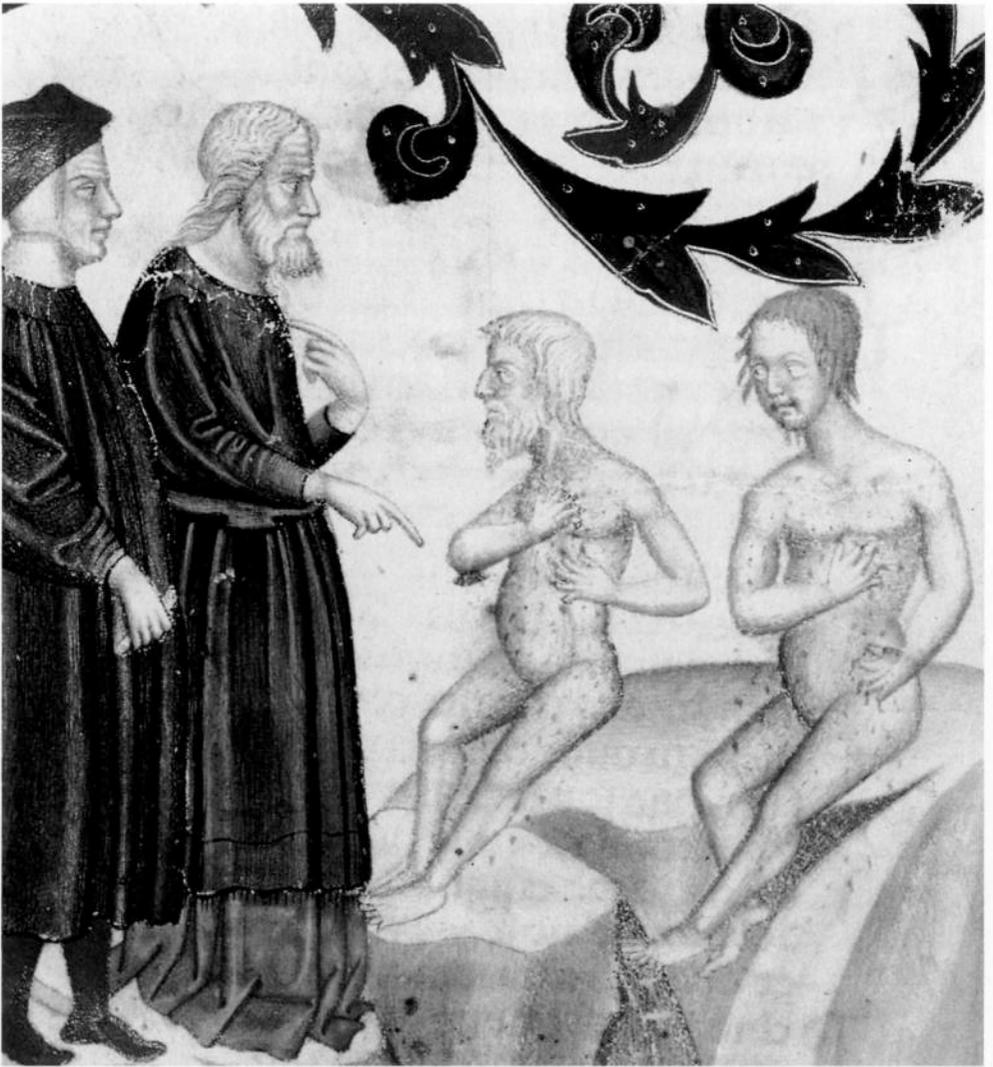
Es bleiben einige Fragen, aber sie werden sich kaum jemals klären lassen. Fest steht, daß die Pest, die Europa seit 1347 heimsuchte, eine schnell grassierende, in den meisten Fällen tödliche Seuche war, die die Bevölkerung Europas in einem Maße dezimierte, wie das zuvor und danach keine Krankheitswelle und kaum ein Krieg vermocht haben. Die betroffenen Menschen im Mittelalter und in der früheren Neuzeit hatten von den tatsächlichen Ursachen der Krankheit keine Vorstellung. Im Grunde stand man der Heim-suchung vollkommen hilflos gegenüber.

Die Seuche traf die Europäer zuerst in Sizilien (Messina). Von dort breitete sie sich schnell aus. Die Aggressivität der Krankheit traf die italienischen Städte völlig unvorbereitet. Ein italienischer Beobachter schrieb: *So gelangte man aus der erwähnten Stadt Kaffa mit einigen Schiffen, welche von zwar noch lebenden, aber bereits mit der Seuche infizierten Seeleuten gesteuert wurden, nach Genua, mit anderen nach Venedig, mit wieder anderen in weitere Regionen der Christenheit. Es klingt unglaublich. Kaum gingen die Matrosen irgendwo an Land – die krankmachenden Ausdünstungen begleiteten sie ja – und kamen dort mit den Menschen in Berührung, starben diese. Aufgrund des pestbringenden Kontagiums ereilte in jeder Stadt, jedem Ort und jedem Land die Bewohner beiderlei Geschlechts ein rascher Tod. Wenn jemand erkrankte, brach er bald zusammen und starb. Dabei steckte er seine ganze Familie an.*

Die Sterblichkeit war enorm. Zwar haben wir keine genauen Zahlen, aber wir haben eine Fülle von illustrierenden Angaben. Mitunter ist davon die Rede, daß in einer Stadt sechs von sieben, drei von fünf Menschen starben. Manches wird übertrieben gewesen sein. Aber wenn man sich die Bedingungen des städtischen Lebens, die Enge und die hygienischen Verhältnisse vor Augen führt, dann kann man sich die verheerenden Folgen einer hochinfektiösen Seuche vorstellen. Es gab keine medizinische Hilfe. Im Grunde gab es nur eine Lösung, die irgendeine Aussicht auf Erfolg bot: die Flucht.

Die Flucht von Adligen und reichen Bürgern in eine Art luxuriöse Quarantäne, in der man sich vor den Gefahren der umlaufenden Krankheit in Sicherheit wähnte, wurden zu einem literarischen Motiv. Eine berühmte Version dieser Geschichte bot Giovanni Boccaccio in seinem *Decamerone*; die Flucht junger Florentiner vor der Pest 1348 bildet die Rahmenhandlung dieses Novellenzyklus. Tatsächlich schlug sich hier die einzige aussichtsreiche Reaktion der Zeitgenossen auf die Pest nieder: die schnelle Flucht, weit weg von dem Ort der Krankheit, mit einer späten Rückkehr. Allerdings trug diese Reaktion zur weiteren Verbreitung bei, denn mancher Fliehende war bereits infiziert.

Die Pest folgte den eingefahrenen Handels- und Reiserouten. Die Schiffe brachten die



PESTKRANKE UND IHRE ÄRZTE IN EINER ZEITGENÖSSISCHEN DARSTELLUNG.

Krankheit aus dem Süden Italiens über das Mittelmeer in die Hafenstadt Marseille in der Provence. Die Seuche drang weiter vor und erreichte Avignon, die Residenzstadt des Papstes. Der Papst isolierte sich in seinem Palast, und auch die Sterberate unter den Angehörigen des päpstlichen Hofes war erkennbar geringer als die Todeszahlen in der Stadt. In der Stadt erlag etwa die Hälfte der Bevölkerung der Pest, während die Sterbequote am päpstlichen Hof unter 25% blieb. Im Mai 1348 erreichte die Pest die französische Hauptstadt Paris. Dort lebten nach heutigen Berechnungen etwa 180 000 Menschen. Mehr als ein Viertel von ihnen (50 000) sollen an der Pest gestorben sein. Die Krankheit gelangte über das Mittelmeer und durch Pilger auf die Iberische Halbinsel. Im August 1348 erreichte sie Calais, das die Engländer erst im Jahr zuvor erobert hatten. Allerdings gab es so vielfältige Verbindungen Englands mit dem Kontinent, daß der Ausbruch der Seuche in Calais nicht der entscheidende Grund für den Übergriff der Seuche nach England wurde. Seit dem Herbst 1348 wütete die Krankheit auf der Insel und verursachte auch hier eine hohe Sterblichkeit in den betroffenen Regionen und Städten. Im September 1349 erreichte die Pest London. Auch hier sollen 35–40% der Bevölkerung der ersten Pestwelle zum Opfer gefallen sein. Deutschland wurde etwa zur selben Zeit von der Pest erfaßt. Hier haben neuere Forschungen (Vasold), die insbesondere die städtische Überlieferung eingehender geprüft haben, ergeben, daß das Vordringen der Pest in Süddeutschland auffällig wenig Spuren hinterlassen habe. Manche der Städte, bei denen man bislang aufgrund eines eher schematischen Modells die Pestheimsuchung selbstverständlich vorausgesetzt hatte, sind offenbar von der ersten Pestwelle verschont geblieben. Das gilt sogar für Handelsstädte wie Nürnberg, die wegen ihrer vielfältigen Kontakte als besonders gefährdet gelten durften. Im September 1349 erreichte die Seuche Frankfurt, und auf dem Weg über Norddeutschland und die einschlägigen Handelsverbindungen gelangte sie nach Skandinavien. Es hat den Eindruck, als wäre die Sterblichkeit in den flandrischen Städten mit ca. 20% geringer gewesen, aber dies sind keine genauer belegten Zahlen. Eigentümlicherweise blieb Prag, das Machtzentrum des neuen römisch-deutschen Königs, von der Seuche verschont. Gegen 1351 ging die erste Pestwelle zu Ende.

Wenn wir die Pest in Hinblick auf die europäische Geschichte betrachten – obwohl sie auch die Menschen in Asien heimgesucht hat –, dann können wir vielleicht beim Abklingen eine Zwischenbilanz ziehen. Es ist eine »Zwischenbilanz«, weil die Pest nach dem Ende der ersten Welle in wiederholten Seuchenzügen zurückkam. Städte und Regionen, die beim ersten Mal verschont geblieben waren – wie beispielsweise Mailand –, wurden bei späteren Zügen getroffen. So konnte sich die Bevölkerung lange Zeit nicht erholen. Tatsächlich scheint ein demographischer Tiefpunkt erst im Jahr 1400 erreicht worden zu sein. Aber auch im 15. Jahrhundert kam die Seuche in den Sommermonaten immer wieder, und viele Menschen fielen ihr zum Opfer.

Zwischen 1348 und 1351 tötete die Pest etwa ein Drittel der europäischen Bevölkerung von ungefähr 75 Mio. Menschen. Dabei gab es deutliche regionale Unterschiede. Wir können sicher feststellen, daß die Folgen einer solchen Katastrophe gravierend waren. Bei der genauen Feststellung wird es manchmal etwas schwieriger.

Der vorherrschende Eindruck nach dem Abklingen der Seuche war sicher das Erlebnis des plötzlichen und massenhaften Sterbens, das allgegenwärtig war, und dem die Menschen nichts entgegensetzen konnten. Plötzlich brach die Routine des täglichen Lebens zusammen, weil etwa die Lebensmittelhändler und ihre Familien gestorben waren, oder weil sie aus Angst ihren Laden schlossen. Viele Handwerker und Händler starben, und dabei starben Menschen, deren Gewerbe für die Stadt so wichtig war. Arbeitskräfte wurden rar, Arbeitsstätten verödeten. Die Wirtschaftshistoriker haben eine rapide Verteuerung der Arbeitskraft angenommen und mancherorts auch nachweisen können. Andererseits brach auch die Nachfrage ein. Viele Geschäftskontakte, die durch Außenstellen der Handelshäuser betreut worden waren, indem einzelne Mitglieder der Familie oder Angestellte die Kontakte pflegten, gingen verloren, weil diese Kontakteleute starben. Wer überlebte, mochte von einer deutlichen Reduzierung der Konkurrenz profitieren. Der Tod traf auch die Reichen und Wohlhabenden. So standen ihre Häuser leer, ihr Besitz und ihre Außenstände wurden nicht betreut. Wir können wohl eine spürbare, aber nicht sehr geordnete Neuverteilung von Besitzständen annehmen. Dabei gab es natürlich auch für manchen eine neue Chance.

Es ist wichtig zu sehen, welchen ungeheuren Verlust an sozialem Wissen die Katastrophe herbeiführte. Die Menschen dieser Epoche bewahrten und tradierten die Fertigkeiten, das Wissen um Geschäftsabläufe und die Erfahrungen eines Berufslebens bevorzugt als mündliches Wissen. Hin und wieder gibt es Handbücher – zur Freude der Historiker, die darin wertvolle Quellen besitzen. Es war kein *brain drain*, der hier einsetzte, und der auch heute noch die Entwicklung strukturschwacher Länder stark behindern kann. Es war ein realer Verlust, der viele Regionen sicher hart getroffen hat.

Eine solche Katastrophe berührte den Nerv des sozialen Lebens. Vor einer solchen Gewalt, der auch durch öffentliche Regelungsmechanismen kaum begegnet werden konnte, werden die Fragen der menschlichen Existenz mit brutaler Radikalität neu gestellt. Und die Menschen beantworteten sie auf unterschiedliche Weise. Die Zeitzeugen überliefern das ganze Spektrum der Reaktionen. Die einen hielten die Seuche für eine Strafe Gottes, der ihre Sünden nicht länger mitansehen mochte. Die anderen hielten die Zeit angesichts des nahenden Todes nun reif für ausschweifende Erfahrungen, die sie sich bislang versagt hatten. Im Zusammenhang mit der Pest kamen die sogenannten Geißlerzüge auf. Bußfertige Menschen zogen durch die Lande und geißelten sich öffentlich für die Sünden der Zeit. Die zeitgenössischen Quellen vermitteln den Eindruck, als habe die Seuche die sozialen Regeln in vieler Hinsicht außer Kraft gesetzt, oder zumindest auf eine schwere Probe gestellt. Zu den eindrucksvollsten Schilderungen dieser Art gehört der bereits angesprochene Bericht von Giovanni Boccaccio in der Einleitung des *Decamerone*. Es ist nicht wirklich überraschend, daß die Krankheit viele Ärzte davon abhielt, ihre Patienten aufzusuchen. Viele Priester sollen sich geweigert haben, Sterbenden die Beichte abzunehmen, oder ihnen die letzte Ölung zu spenden. Das Ende in einem anonymen Massengrab war angesichts von mehreren hundert Toten am Tag kaum zu vermeiden. Es wird aber auch berichtet, wie die Seuche die familiären Strukturen zerstörte, wie Menschen ihre erkrankten Angehörigen verließen und nicht mehr zurückkehrten, wie

Eltern ihre Kinder alleine sterben ließen, und was dergleichen schlimme Geschichten mehr sind. Manche dieser Berichte folgen einer gewissen Topik, einem festen Motivbestand bei der Schilderung solcher Katastrophen. Andererseits bedeutet die Verwendung literarischer Vorbilder bei der Schilderung von Zuständen nicht, daß die Zustände, abgesehen von stilistischen Nuancen, deutlich anders gewesen wären. Man benötigt nicht sehr viel Phantasie, um sich auszumalen, welche verheerende Wirkung eine solche Krankheit auf eine Stadtbevölkerung ausüben mußte, wenn keinerlei Hilfe in Sicht war und der Tod so unerbittlich Einzug hielt. Von einer schlimmen Begleiterscheinung dieser Seuche ist noch zu sprechen.

Die Pest hat sicher eine Krise ausgelöst. Aber sie war nicht nur ein Auslöser, denn manche der Krisenerscheinungen traten bereits vor dem Einzug der Pest auf, so daß wir nicht von Folgen sprechen können. Wiederholt berichten die Zeitgenossen dieser Jahre, wie die Bevölkerung der Städte und des Landes über jüdische Gemeinden herfielen, und wie die Juden als Strafe für die vermeintliche Vergiftung der Brunnen getötet wurden. »Brunnenvergiftung«, das war ein immer wieder erhobener, auch immer wieder angezweifelter, aber doch verhängnisvoller Vorwurf. Er traf Menschen, die ebenso unter der Pest litten wie diejenigen, die die Anklage erhoben. Der Vorwurf ging an vielen Orten sogar dem konkreten Einbruch der Seuche voraus, und er wurde immer wieder durch erzwungene Geständnisse bekräftigt. Die Chronisten nahmen an der grassierenden Gewalt, die sich in vieltausendfachem Mord austobte, keinen Anstoß. Es hatte schon in der zweiten Hälfte der 30er Jahre im Südwesten Deutschlands Gewalt gegen Juden durch marodierende Bauernbanden gegeben. Dabei waren die zuständigen städtischen Behörden und die Bischöfe dieser Gewalt noch entgegengetreten. Auch während der nun um sich greifenden Morde an den Juden zwischen 1348 und 1350/51 fanden die Juden Verteidiger in den Städten, unter den Bischöfen und auch beim Papst. Clemens VI. verurteilte die Gewalt scharf, aber der Erfolg dieser Schutzversuche war eher gering. In Frankreich, wo die Juden nach der Vertreibung durch Philipp den Schönen auf Zeit wieder zugelassen worden waren, und in Deutschland wurden viele jüdische Gemeinden vernichtet, ihre Mitglieder getötet, beraubt, im günstigsten Fall konnten sie fliehen. Es waren schwere Zeiten angebrochen.

So ist es schwierig, in dem Schock der Pest positive Ansätze für die Zukunft zu erkennen. Und doch haben die Historiker in der Pest immer wieder so etwas wie die große Krise gesehen, die die mittelalterliche Gesellschaft auf die Neuzeit vorbereitet habe. David Herlihy hat die Situation aus dem Blickwinkel einer lebenslangen Erfahrung mit der Geschichte mittelalterlicher Demographie zusammengefaßt, und er sah in der Pest auf lange Sicht den Anstoß zur Transformation einer stabilen, aber kaum noch entwicklungsfähigen Gesellschaft in die innovative Arbeitsgesellschaft der frühen Neuzeit. Er ging davon aus, daß die wirtschaftlichen und technischen Möglichkeiten um die Mitte des 14. Jahrhunderts ausreichten, um die große Bevölkerung zu erhalten, daß die Balance aber an einer Grenze angekommen war. So gab es eine Stabilität, aber wenig Anreize, diese stabile Lage zu verlassen. Durch die demographische Katastrophe und den Wegfall billiger Arbeitskraft seien technische Innovationen und die Optimierung bisheriger

Anbauweisen notwendig geworden. Zudem habe die Umverteilung des Reichtums infolge der Pest viele Menschen in eine wirtschaftlich günstigere Lage gebracht, die nun den Anreiz verspürt hätten, das Niveau zu halten und ihre Kinderzahl entsprechend anzupassen. Dadurch entstanden Freiräume, die sich für Innovationen nutzen ließen. Infolge der Pest seien Alternativen zur wirtschaftlich-demographischen Saturierung auf niedrigem Niveau erfahrbar geworden. So habe die Pest längerfristig das europäische Bevölkerungsmodell der Moderne gefördert, in dem die Menschen ihre Mittel nicht mehr direkt von der Hand in die vielen Mäuler ihrer großen Familien verteilt hätten, sondern in dem sie die Zahl ihrer Nachkommen soweit an ihre Möglichkeiten anpaßten, daß ihnen Spielräume erhalten blieben. Diese Rücklagen ermöglichten auch die Freisetzung der Kräfte, die für technische Innovationen benötigt wurden. Dabei wäre freilich die Frage noch zu beantworten, ob die Erfahrung des höheren Lebensstandards allein ausreichte, um die Geburtenzahl den eigenen Möglichkeiten anzupassen.

OSTERSONNTAG 1355

Die Kaiserkrönung Karls IV.

DAS ENDE DER KAISERLICHEN ITALIENPOLITIK

Die Kaiserkrönung Karls IV., bei der sich der Luxemburger strikt an die Vorgaben des päpstlichen Protokolls hielt, das ihm lediglich am Krönungstag einen herrschaftlichen Aufenthalt in Rom gestattete, markierte einen Stilwandel in der kaiserlichen Rom- und Italienpolitik. Während sich Karls Vorgänger noch als Herrscher in Reichsitalien zu geben versuchten – und dabei nur wenig Erfolg hatten, entweder kurzlebige (Heinrich VII.) oder umstrittene (Ludwig der Bayer) Kaisertitel erlangten, kehrte Karl IV. ohne den Versuch, in die italienische Politik einzugreifen, nach Deutschland zurück. Sein Kaisertitel war wenig glanzvoll, dafür aber unumstritten. In der Mitte des 14. Jahrhunderts verfügte der römische König nicht mehr über die Mittel, den großen italienischen Kommunen machtvoll zu begegnen.

DATEN

1155	Kaiserkrönung Friedrich Barbarossas
1183	Friede von Konstanz
1220	Kaiserkrönung Friedrichs II.
1268	Beendigung der Stauferherrschaft im Königreich Sizilien durch Karl von Anjou
29. 6. 1312	Kaiserkrönung Heinrichs VII. in der Lateranbasilika
17. 1. 1328	Kaiserkrönung Ludwigs des Bayern in St. Peter durch Vertreter des Volkes von Rom
16. 7. 1338	Weistum von Rhense
11. 7. 1346	Erste Wahl Karls zum römischen König (gegen Ludwig den Bayern)
26. 11. 1346	Erste Krönung Karls in Bonn
17. 6. 1349	Zweite Wahl Karls zum römischen König
25. 7. 1349	Zweite Krönung Karls IV. zum römischen König in Aachen
1. 4. 1355	Ankunft Karls IV. vor Rom
5. 4. 1355	Kaiserkrönung Karls IV. durch den Kardinal von Ostia in St. Peter
Juli 1355	Ankunft Karls IV. in Augsburg
1356	Regelung der deutschen Königswahl durch die <i>Goldene Bulle</i> Kaiser Karls IV.

Am 1. April 1355 erreichte Karl IV. Rom. Er war seit 1346 römischer König. In seinen Anfängen war er allerdings nicht der einzige König auf dem deutschen Thron gewesen. Karl war zum König gewählt worden, nachdem die Wahlfürsten dem bisherigen König, dem Wittelsbacher Ludwig dem Bayern, die Gefolgschaft versagt hatten. Im Mai 1346 wurde Karl gegen Ludwig zum römischen König erhoben. Der Papst hatte ihn nachhaltig unterstützt und Ludwig vor der Wahl nochmals exkommuniziert. Der Wittelsbacher hatte über 20 Jahre im Konflikt mit den Päpsten gelebt. Dieser Konflikt erreichte einen Höhepunkt, als sich Ludwig im Januar 1328 ohne Beteiligung des Papstes in Rom zum Kaiser erheben ließ. Die Kurie befand sich zu diesem Zeitpunkt in Avignon. Karl IV. pflegte einen ganz anderen Kontakt zum Papst, dessen politischen Forderungen er vor seiner Königskrönung in hohem Maße entgegenkam. Karls gute Verbindungen zum französischen Königshof führten dazu, daß er gemeinsam mit seinem Vater an der Schlacht von Crécy teilnahm, in der sein Vater den Tod suchte und fand. Karls Königtum begann unter keinem guten Stern, aber als sein Gegner Ludwig 1347 starb, konnte sich Karl in Deutschland schnell durchsetzen. Karl stammte aus der Familie der Luxemburger, sein Großvater Heinrich VII. war im Juni 1312 in Rom zum Kaiser gekrönt worden. Da der Papst sich in Avignon aufhielt, wurde Heinrich VII. von zwei Kardinälen gekrönt, aber dies geschah mit der Zustimmung des Papstes.

An diese Tradition knüpfte Karl IV. nun an. Nach seiner Ankunft betrat Karl die Stadt Rom zunächst nicht, sondern schlug sein Lager vor den Toren auf. Er hatte sich dem Papst gegenüber verpflichtet, die Stadt nur am Krönungstag selbst zu betreten und sie nach der Krönung sogleich wieder zu verlassen. Es war die Karwoche, und die Krönung war für Ostersonntag vorgesehen. Der zukünftige Kaiser nutzte die verbleibende Zeit, um als Pilger verkleidet – mit päpstlicher Erlaubnis – die Kirchen Roms zu besichtigen. Dann wurde er am 5. April durch den Kardinal von Ostia in St. Peter zum Kaiser gekrönt, hielt einen Festumzug und ein Festmahl im Lateran und verließ die Stadt sogleich wieder. Zügig kehrte er nach Norden zurück. Es war ein deutlich anderer Auftritt als der seiner Vorgänger auf dem Kaiserthron. Der Wandel war nicht zu übersehen. Karl hatte während seines ganzen Italienzuges auf die Demonstration militärischer Stärke verzichtet. Er sah sich auch nicht als Friedensbringer für Italien. Karl kam, um die Kaiserkrone zu erlangen, und darin war er erfolgreich. Er kam, er sah, und er zog sich schnell wieder zurück. Das gefiel nicht jedem. Der Dichter Petrarca war entsetzt, daß sich Karl mit dem Kaisernamen zufriedengab, ohne als Kaiser Ordnung zu stiften. Dabei war Petrarca durchaus ein Anhänger der Päpste in Avignon, wo er einige Zeit gelebt hatte. Auch der Florentiner Matteo Villani, der die Chronik seines an der Pest gestorbenen Bruders fortführte, war nicht beeindruckt. Karl sei wie ein Krämer aufgetreten und über seinen Rückzug aus Italien schrieb er: *mit voller Geldbörse kehrte er heim – ma con poca gloria delle sue virtuose operazioni* (»doch mit wenig Ruhm eigener mannhafter Taten«) (Chronica, Kap. 54).

Die letzten Kaiserkrönungen waren die umstrittene Ludwigs des Bayern 1328 und die Heinrichs VII. gewesen. Beide Kaiser hatten versucht, in Italien als Ordnungskräfte aufzutreten – und sie hatten dabei ihre Grenzen klar erkennen müssen. Bei Heinrich VII. war der Widerstand gegen seine Kaiserpolitik bis in das unmittelbare Umfeld seiner Krö-

nung spürbar gewesen. Sie hatte im Lateran stattfinden müssen, da der Weg nach St. Peter von den Gegnern Heinrichs VII. gesperrt wurde, und bei dem Krönungssessen im Lateranpalast hatte ein Hagel von Pfeilen durch das Fenster den Kaiser und seine Gäste gezwungen, unter dem Tisch Schutz zu suchen. Ludwigs des Bayern Kaiserkrönung war nicht durch seine Feinde gefährdet, aber durch die mangelnde Beteiligung des Papstes beeinträchtigt. Man hatte versucht, diesem Mangel durch eine provisorische Wiederbelebung der Rolle des römischen Volkes abzuhelpfen, aber diese Krönung blieb doch ein umstrittenes Geschehen. Ludwig blieb nach der Krönung lange genug in Rom, um die Gunst der Römer zu verspielen, die ihn schließlich aus der Stadt vertrieben. Sowohl Heinrich VII., der ein Jahr nach seiner Kaiserkrönung in Italien starb, als auch Ludwig der Bayer scheiterten mit ihrem Versuch, in die italienische Politik gestaltend einzugreifen. Die italienischen Städte mit ihren dezidierten eigenen Interessen waren für einen Kaiser mit seinen bescheidenen Mitteln zu stark geworden. Karl IV. hatte das eingesehen, und wenn wir seine Politik gegenüber dem guelfischen Florenz mit der seiner Vorgänger vergleichen, wird der Unterschied klar erkennbar.

Ludwig der Bayer hatte die Stadt wochenlang erfolglos belagert. Karl kam dagegen zu einer friedlichen Einigung mit den Florentinern. Er bestätigte die Statuten über die Gesetze und die politische Ordnung der Stadt, widerrief die Strafsentenzen seiner Vorgänger wegen des Florentiner Widerstandes und verzichtete darauf, in die Stadt einzuziehen. Dafür erklärten sich die Florentiner bereit, künftig 4000 fl. jährlich als Steuern an den Kaiser zu zahlen und die nicht gezahlten Steuern zurückliegender Jahre pauschal mit 100 000 fl. zu begleichen. Das war viel Geld, und diese Florentiner Zahlung hatte wohl Matteo Villani zu seiner abschätzigen Bemerkung über Karls vollen Geldbeutel veranlaßt. Wer die anderen Romzüge des 14. Jahrhunderts zum Vergleich heranzieht und dazu auch den des Heidelbergers Ruprecht bald nach 1400 hinzunimmt, der wundert sich angesichts einer solchen Feststellung. Denn alle anderen Italienzüge waren letztlich am Geldmangel der deutschen Herrscher gescheitert. So war Karl IV. wirklich einem anderen Drehbuch gefolgt. Heroische Rollen kamen darin nicht vor. Doch anders als seine Vorgänger kannte Karl die italienischen Verhältnisse bereits aus eigener Anschauung. Denn sein Vater König Johann von Böhmen hatte in den 30er Jahren eine kurzlebige eigene Italienpolitik verfolgt. Dabei hatte Karl ihn unterstützt. Er war damals knapp 16 Jahre alt, und er schildert seine Erlebnisse etwas ausführlicher in seiner Autobiographie. Dort heißt es (Kap. 8): *Als unser Vater nun sah, daß ihm die Mittel ausgingen und er nicht weiter Krieg gegen die Herren der Lombardei führen konnte, dachte er an einen Rückzug und wollte uns die Städte und den Krieg überlassen.* So wurde Karl schon als junger Mann mit einer Grunderfahrung der deutschen Herrscher in Italien konfrontiert. Doch er fährt fort: *Wir aber verweigerten, was wir mit Würde nicht behaupten konnten.* Das war eine sehr realistische Einschätzung. Der Realismus dominiert das Bild. Schon Anfang Juli 1355 war Karl wieder in Augsburg. Mit der Kaiserkrönung Karls IV. ging die Italienpolitik der deutschen Kaiser weitgehend zu Ende. Damit endete der Versuch, gegenüber den italienischen Städten und ihren mächtigen Stadtherren als ordnende politische Gewalt aufzutreten. Es war nicht gerade ein ruhmreiches Ende, aber dafür fehlten dem römischen



KARL IV. DRAPIERT RELIQUIEN IN EINEM RELIQUIENKREUZ.
FRESKO VON 1357.

König die Mittel. Diese Entwicklung hatte sich seit dem 12. Jahrhundert angedeutet und nun, genau 200 Jahre nach der Kaiserkrönung Friedrich Barbarossas 1155, waren ihre Folgen klar erkennbar.

Tatsächlich war auch Friedrich Barbarossa nicht triumphal in Rom eingezogen, sondern der Staufer hatte die skeptischen Römer, die vom angehenden Kaiser eine Anerkennung ihrer besonderen Rolle verlangten, überrumpeln müssen. Eine Einschränkung seiner weitgespannten Italienpläne war dann in den Bestimmungen des Friedens von Konstanz 1183 erkennbar geworden. Den italienischen Kommunen hatten die staufischen Herrscher kaum gleichwertige Mittel entgegensetzen. Daß Barbarossas Sohn Heinrich VI. und sein Enkel Friedrich II. einen gewissen Erfolg in Italien erzielten, war kein Zeichen für eine Änderung dieser Entwicklung. Friedrich II. hatte die italienischen Kommunen immer als eine fremde Welt angesehen. Er hatte sie nie verstanden, und dieses Unverständnis führte dazu, daß er schließlich die militärischen Siege, die er gegen die Kommunen erzielte, durch mangelndes Augenmaß wieder verspielte. Daß Friedrich II. in Italien zu einer wichtigen politischen Größe wurde, hatte damit zu tun, daß er von seiner Mutter die Krone Siziliens erbt, und daß die Staufer als Familie, nicht so sehr als deutsche Herrscher, ein eigenes Königtum in Süditalien regierten. Hier hatte Friedrich II. seinen Lebensmittelpunkt. Doch endete die staufische Herrschaft im Süden Italiens 1268, als Karl von Anjou Sizilien eroberte und den letzten Staufer Konradin hinrichten ließ. Der Kaiser, der als deutscher König den Titel eines römischen Königs trug, und der als König von Reichsitalien jene Tradition aufrechterhielt, die Karl der Große im Zusammenhang mit dem Kaisertum begründet und die auch Otto der Große in seiner Italienpolitik fortgeführt hatte, war in Italien im 14. Jahrhundert keine relevante politische Größe mehr. Karl IV. war das klar. Er verzichtete bei seinem römischen Auftritt auf das imperiale Zeremoniell, aber dafür brachte er eine unumstrittene Kaiserkrone mit nach Hause. Der Erfolg seiner Kaiserkrönung kam im Reich nördlich der Alpen zum Tragen.

Karl IV. kehrte im August 1355 als Kaiser nach Prag zurück. Hier lag das eigentliche Zentrum seiner Herrschaft. Schon Ende 1355 berief er einen Hoftag nach Nürnberg, auf dem der erste Teil eines Gesetzes beraten wurde, das Karl schließlich *aus der Fülle kaiserlicher Gewalt* im Januar 1356 erließ. Die Rede ist von der *Goldenen Bulle*, deren erster Teil im Januar 1356 und deren zweiter Teil an Weihnachten 1356 in Metz verabschiedet wurde. Die *Goldene Bulle*, die das Verfahren der deutschen Königswahl und die Frage nach der Wahlberechtigung der weltlichen Kurfürsten ausführlich und genau regelte, wurde zu einer Art Reichsverfassungsgesetz, das – mit einigen Modifikationen bei der Zahl der Wähler – bis zur Aufhebung des Alten Reiches 1806 in Kraft blieb.

Die Goldene Bulle legte verbindlich fest, daß der römische König von sieben Kurfürsten gewählt wurde: von den drei rheinischen Erzbischöfen von Mainz, Köln und Trier und von vier weltlichen Fürsten, dem Pfalzgrafen bei Rhein, dem König von Böhmen, dem Herzog von Sachsen und dem Markgrafen von Brandenburg. Der König wurde mit einfacher Mehrheit der sieben Kurfürsten gewählt, und das Ergebnis der Wahl sollte dann von allen so akzeptiert werden, als sei die Wahl einstimmig vor sich gegangen. Dieses Verfahren bedeutete einen erheblichen Modernisierungsschritt. Denn man hielt zwar

das mittelalterliche Ideal einer einstimmigen Wahl weiterhin hoch, aber man war sich klar, daß ein solches Ideal selten erreicht wurde. Die Wahlregelung der Goldenen Bulle ermöglichte auch dann eine Königswahl, wenn die Wahlfürsten untereinander zerstritten waren. Da die Stimmen der weltlichen Fürsten dynastisch definiert waren, gab es noch ein Problem, das im Laufe der Zeit immer wieder auftauchte, wenn der Träger eines solchen Titels mehrere Söhne hatte – Frauen hatten kein Wahlrecht: Wenn es mehrere Pfalzgrafen oder mehrere Herzöge von Sachsen gab, mußte geklärt werden, wer die Wahlstimme beanspruchen konnte. Dieses Problem hatte in den Jahrzehnten vor der Goldenen Bulle, in denen die Königswahl schon weitgehend nach demselben Verfahren ablief, aber noch mit kleinen aber entscheidenden Unsicherheiten behaftet war, wiederholt zu Schwierigkeiten geführt. Die Goldene Bulle legte nun das Erstgeburtsrecht bei der Vererbung der Königsstimme fest. Im deutschen Hochadel des späten Mittelalters hat sich dieses Erstgeburtsrecht bei der Vererbung der Familiengüter nicht durchsetzen können, die Ansprüche der jüngeren Brüder waren zu stark. Im Falle der verfassungsrechtlich so wichtigen Königswahlstimme gelang die Durchsetzung der Primogenitur. Ort der Königswahl sollte Frankfurt sein, Ort der Krönung Aachen. Dies waren keine neuen Bestimmungen, sondern alter Brauch. Auch die schriftliche Fixierung des Königswahlverfahrens hatte ein historisches Vorbild: das berühmte Weistum von Rhense 1338. Dieses Weistum war ein Dokument gewesen, das die Fürsten des Reiches, also nicht der Herrscher, zur Festschreibung ihrer Wahlrechte formuliert hatten. Es war in einem Konflikt mit dem Papsttum formuliert worden, weswegen es den durchaus kämpferischen Zusatz enthielt, daß diese Königswahl den römischen König in sein Amt einsetze und daß es dazu nicht noch einer Bestätigung durch den Papst bedürfe. Genau das hatte der Papst gefordert: das Recht, die deutsche Königswahl zu prüfen (Approbationsrecht). Diesen Anspruch leitete der Papst aus der Tatsache ab, daß der gewählte König ja schließlich den Anspruch geltend mache, vom Papst zum Kaiser gekrönt zu werden. Da müsse der Papst rechtzeitig prüfen, ob bei der Wahl alles mit rechten Dingen zugegangen sei. Um diesen päpstlichen Anspruch hatte es in der Zeit Ludwigs des Bayern eine erbitterte Konfrontation zwischen dem König und der Kurie gegeben.

Karl IV. hatte die Unterstützung des Papstes auch deswegen bekommen, weil er der Kurie in dieser Angelegenheit zunächst sehr weit entgegengekommen war. Auch sein Wohlverhalten bei der Kaiserkrönung war ein Teil dieser Politik. Nachdem Karl die Kaiserkrone erlangt hatte, regelte er die Königswahl in der Goldenen Bulle diplomatisch unauffällig – aber nicht im Sinne des Papstes. Denn die Kurie kam in dieser Regelung zur Erhebung des deutschen Herrschers gar nicht mehr vor. Karl suchte keine Konfrontation mit dem Papst, indem er ihn vor den Kopf stieß. Das war nicht sein Stil. Er suchte eine politisch geschmeidige Lösung ohne Konfrontation, aber dennoch ohne Papst. Die Kurie wurde bei der Festlegung der Schritte, wie der römische König in sein Amt eingeführt wurde, einfach gar nicht mehr erwähnt. Das war auch eine Lösung, und sie war typisch für Karl IV. Man muß Karl IV. für diese politische Vorgehensweise nicht mögen, aber in seiner Zeit wird 200 Jahre nach Friedrich Barbarossa ein politischer Wechsel unübersehbar. Die Zeit der kaiserlichen Italienpolitik war vorbei.

20. SEPTEMBER 1378

Der Ausbruch des großen abendländischen Schismas

Der Ausbruch des großen Schismas 1378 ließ die inneren Spannungen der lateinischen Christenheit nach dem gut siebzigjährigen »Exil« in Avignon deutlich hervortreten. Die Kirchenspaltung blieb kein kurzlebiger Unfall, sondern verfestigte sich entlang der politischen Konfliktlinien in Europa. Zwar blieb das Einheitsideal der Kirche und der Führungsanspruch der Päpste erhalten, doch war für die Zeitgenossen unübersehbar, daß es während des fast vierzigjährigen Schismas mehrere Päpste zur gleichen Zeit gegeben hatte, die jeweils die Rechtmäßigkeit ihrer Position behaupteten – und die Kirche konnte für dieses Problem lange Zeit keine Lösung finden. Es trat ein Gewöhnungseffekt ein, und nicht jeder Zeitgenosse litt unter der Situation.

DATEN

1348	Erwerb der Stadt Avignon durch den Papst
1359	Bau einer Stadtmauer um Avignon
1376	Rückkehr Gregors XI. aus Avignon nach Rom
17. 1. 1377	Einzug Papst Gregors XI. in Rom
27. 2. 1378	Tod Gregors XI. in Rom
8. 4. 1378	Wahl Urbans VI.
18. 4. 1378	Krönung Urbans VI.
Juli 1378	Aufforderung der Kardinäle an Papst Urban VI., sein Amt wegen der angeblich unrechtmäßigen Wahl niederzulegen
20. 9. 1378	Wahl Roberts von Genf zum neuen Papst (Clemens VII.) / Kein Amtsverzicht Urbans VI.
31. 10. 1378	Krönung Clemens' VII.
Mai 1381	Rückkehr Clemens' VII. nach Avignon

Das große abendländische Schisma, die Spaltung der Kirche für die Dauer von fast 40 Jahren, war eine Folgeerscheinung der schwierigen Aufgabe, die Kurie nach über 70 Jahren in Avignon wieder nach Rom zurückzubringen. Das war kein einfaches Unterfangen, denn die lange Abwesenheit hatte dazu geführt, daß das Papsttum politischen Ein-



PAPST JOHANNES XXIII. ZIEHT BEIM KONSTANZER KONZIL EIN.
DARSTELLUNG AUS DER ZEITGENÖSSISCHEN RICHENTAL-CHRONIK.

fluß in Italien eingebüßt hatte – und im Lauf der Zeit waren die Bindungen der Kurie an Avignon enger geworden. Die Kirchengeschichte hat seit längerer Zeit die Eigenständigkeit der Avignoneser Phase des Papsttums herausgearbeitet. Aus der Sicht der Zeitgenossen sprach manches für eine Kurie an der Rhône. Der große Papstpalast zeigt eindrucksvoll, daß es um mehr ging, als nur um ein Provisorium. 1348 hatten die Päpste die Stadt gekauft, und 1359 hatten sie sie mit einer Stadtmauer umgeben. Avignon gehörte damals nicht zu Frankreich, aber die Nähe zu Frankreich sicherte dem französischen König einen erheblichen Einfluß. Seit dem Ende von Bonifaz VIII. waren alle Päpste Franzosen gewesen. Die Päpste wurden von den Kardinälen gewählt, und sie konnten nach ihrer Wahl selber Kardinäle ernennen. Unter den Kardinälen war das Übergewicht von Kirchenmännern, die aus dem Königreich Frankreich stammten, unübersehbar: Von den 134 Kardinälen, die zwischen 1305 und 1375 ernannt wurden, kamen 111 aus Regionen, die zum Königreich Frankreich gehörten. Es war kaum zu vermeiden, daß solche Kardinäle die Nähe zu ihrer Heimat als ein höheres Gut ansehen würden, als die Rückkehr in das so unberechenbare Rom mit seinen renitenten Bewohnern und dem unerfreulichen Klima im Sommer. Doch im Jahre 1376 unternahm es Gregor XI., nach Rom zurückzukehren. Er machte zumindest den Versuch.

Am 17. Januar 1377 zog er in Rom ein. Eine Reihe von Kardinälen hatte es vorgezogen, zunächst in Avignon zu bleiben, um die Entwicklung abzuwarten. Nur 13 Kardinäle hatten sich dem Papst angeschlossen.

Der Papst zog im feierlichen Zug nach St. Peter. Sein Vorgänger Urban V. hatte die Kirche mit hohen Kosten renovieren lassen und auch Arbeiten am päpstlichen Palast aufgenommen. Johann Peter Kirsch hat die Aufwendungen Urbans V. und Gregors XI. für ihre Rückkehr vor über 100 Jahren zusammengestellt (Paderborn 1898), dort findet sich auch eine Beschreibung des damaligen Zustandes der Baulichkeiten. Doch bei aller Freude der Römer über die Rückkehr des Papstes standen Gregor große Probleme bevor. Die vielen Orte im *Patrimonium Petri*, die während der Abwesenheit des Papstes eigene Freiräume gewonnen hatten, mußten zurückgewonnen werden. Für den Februar 1378 lud Gregor XI. daher zu einem großen Friedensgespräch nach Sarzana. Doch konnte er diese Aufgabe nicht mehr zu Ende bringen. Gregor XI. starb am 27. März 1378 in Rom.

Tatsächlich hatte wohl nur der Tod den Papst davon abgehalten, nach Avignon zurückzukehren. Gregor XI. hatte Rom ungastlich gefunden, die Umstände eher feindlich, bestenfalls schwierig. Viele seiner Kardinäle wollten nicht in Rom bleiben. Doch die Römer wollten eine Rückkehr der Kurie nach Avignon verhindern. Dieser enorme Interessenkonflikt führte nun nach dem Tod Gregors XI. zu einer schwerwiegenden und langjährigen Kirchenspaltung, die in die Geschichte als das »große Schisma« eingegangen ist (1378–1417).

Schon bald nach dem Tod Gregors XI. wurden die Forderungen in der Stadt nach der Wahl eines Römers, zumindest eines Italieners, massiv vorgetragen. Ein Italiener, besser noch ein Römer, würde nicht nach Avignon zurückkehren. Den Römern lag daran, daß die Kurie mit ihrem Glanz nach Rom zurückkehrte. Der Papst würde die Wirtschaft beleben und die Stadt für Pilger attraktiver machen. Am 7. April traten die Kardinäle zur Wahl

eines neuen Papstes im Vatikanischen Palast zusammen. Es waren 16 Kardinäle, 11 von ihnen waren Franzosen, 4 Italiener und 1 Spanier. Im Grunde sollten die Kardinäle in der Abgeschlossenheit des Konklaves mit Klugheit und Verantwortungsbewußtsein einen neuen Papst wählen. Von einer solchen Situation konnte keine Rede sein. Vor dem Palast und vor St. Peter drängten sich Menschen, die die Wahl eines römischen Papstes forderten. Manche drangen bis in das Konklave vor. Eventuell beförderte der äußere Druck die schwierige Einigung innerhalb des kleinen Wahlkollegiums. Relativ bald wurde der Erzbischof von Bari, also ein Italiener, als Kandidat genannt: Bartolomeo Prignano. Er war der Erzbischof eines kleinen Erzbistums und kein Mitglied des Kardinalskollegiums. Die Kardinäle kannten ihn, weil er die päpstliche Kanzlei in dieser Übergangsphase leitete. Der eigentlich zuständige Kardinal war in Avignon geblieben. Bartolomeo Prignano stammte aus Neapel. Er war dort geboren und hatte dort eine kirchliche Karriere absolviert, bis er 1362 an die päpstliche Kurie nach Avignon berufen wurde. Er war 1377 zum Erzbischof von Bari ernannt worden. Mit seiner Vita konnte er als guter Kompromißkandidat gelten. Der genaue Ablauf der Wahl oder der Wahlhandlungen ist nicht ganz klar zu rekonstruieren. Denn nun hielten sich die Römer nicht mehr zurück. Sie waren wiederholt getröstet worden, daß die Wahl eines Römers in Aussicht stünde, nun forderten sie einen Römer. Es läßt sich kaum sicher sagen, ob der Erzbischof von Bari bereits ordnungsgemäß zum Papst gewählt worden war. Denn nun stürmte die Volksmenge den Palast. In Angst und Schrecken versuchten einige Kardinäle, die Wut der Menge abzufangen, indem sie den Römern den sehr alten römischen Kardinal Tebaldeschi als neuen Papst präsentierten. Der zum Papst ausgerufene Greis protestierte, aber die Römer überhörten seinen Protest und so wurde der Kardinal Tebaldeschi, den niemand gewählt hatte und der von niemanden gewählt werden wollte, in der päpstlichen Kapelle inthronisiert. Es ist nicht ganz klar von wem, aber es ist sicher hilfreich, sich die gesamte Situation als aggressiv und unübersichtlich vorzustellen. Die Kardinäle waren geflohen, ohne daß nun ganz klar wäre, wer der neue Papst war. Kardinal Tebaldeschi konnte sich irgendwann Gehör verschaffen, und er machte den Römern schließlich klar, daß ihn niemand zum Papst gewählt hatte. Die Erkenntnis machte sie nicht friedlicher. Doch allmählich beruhigten sich die Gemüter wieder.

Am Tag danach war die unmittelbare Gefahr gebannt, und die meisten Kardinäle kamen zurück, um die Erhebung Bartolomeos de Prignano zu bestätigen, bzw. zu beenden. Am Ostersonntag, dem 18. April 1378, wurde der neue Papst feierlich gekrönt. Er nannte sich Urban VI. Die Kardinäle ließen zu diesem Zeitpunkt und auch in den kommenden Monaten nicht erkennen, daß sie gegenüber dem neuen Papst Vorbehalte hätten. Vielmehr ließen sie sich ihre Rechte von ihm bestätigen und arbeiteten mit ihm wie mit einem normalen rechtmäßigen Papst zusammen. Doch kam es dabei zu immer größeren Schwierigkeiten.

Die Kardinäle waren mächtige und reiche Männer. Sie pflegten einen fürstlichen Auftritt und unterhielten ihren eigenen Hof. Dies war kein demütiges Milieu. Der Neugewählte, der nie Kardinal gewesen war, kam aus einer anderen Welt. Seine Möglichkeiten waren bisher bescheidener gewesen, doch die Wahl zum Papst veränderte Bartolomeos Auf-

tritt. Er war ein Mann mit reformerischen Ideen, und nun glaubte er auch die Macht zu haben, diese Reformen angesichts der kirchlichen Verweltlichung und vielfach problematischen Praxis voranzutreiben. Irritiert und zum Teil verstört berichteten Gesandte von Königen und Fürsten, aber auch einfache Bittsteller an der Kurie, von den schroffen Zurechtweisungen, die sie durch den neuen Papst für ganz normale Anliegen erfahren hätten. Immer wieder nutzte der Papst die Gelegenheit zu langatmigen Reformankündigungen in drohendem Ton, ohne daß die Bittsteller recht erkennen konnten, welche Vorlage sie für eine solche Zurechtweisung geliefert hätten. Am härtesten traf es die Kardinäle. Ihr Lebensstil, der in der Tat weniger vom evangelischen Armutsideal als vom fürstlichen Glanz geprägt war, stach dem neuen Papst besonders in die Augen. In scharfer Form attackierte Urban VI. die Kardinäle bei vielen Gelegenheiten, und er versuchte ihren Lebensstil durch die Einführung neuer Vorschriften zu ändern. In der Sache war die Reforminitiative sicher in vielen Punkten berechtigt, im Ton und in der Form war sie wenig taktvoll. Allmählich gingen die Kardinäle auf Distanz.

Das läßt sich durchaus räumlich verstehen. Im Mai zogen die Kardinäle in das Sommerquartier nach Anagni. Lediglich die italienischen Kardinäle und der Papst blieben in Rom. In Anagni nahmen die Stimmen zu, die Zweifel an der Rechtmäßigkeit der Wahl Urbans VI. vorbrachten. Ende Juli forderten die Kardinäle Urban VI. durch eine Gesandtschaft aus Anagni auf, den unrechtmäßigen Titel niederzulegen und sich einer Neuwahl zu stellen. Trotz der heraufziehenden Krise ging der Papst nicht nach Anagni, um der Hitze Roms zu entkommen, sondern nach Tivoli. Er schickte die verbleibenden drei italienischen Kardinäle zu Verhandlungen nach Anagni.

Doch die Verhandlungen brachten keine Ergebnisse. Offenbar hatten die Kardinäle den Eindruck gewonnen, daß mit Urban keine Lösung mehr möglich sei, denn am 20. September 1378 wählten sie in Fondi einen der ihren, Robert von Genf, zum neuen Papst. Robert nannte sich Clemens VII. Am 31. Oktober wurde er zum Papst gekrönt. Knapp gesprochen, hatten dieselben Kardinäle (mit der Ausnahme eines Neuen für den inzwischen verstorbenen Tebaldeschi), die am 8. April Urban VI. gewählt hatten, ein halbes Jahr später einen neuen Papst gewählt.

Einen Kompromiß gab es nicht. Der neue Papst Clemens VII. hatte starken Zulauf. Viele Angehörige der Kurie verließen Rom, auch die Unterlagen der päpstlichen Verwaltung und die Insignien des päpstlichen Amtes gelangten zu Clemens. Urban hatte zu viele Kuriale durch sein Auftreten vor den Kopf gestoßen. Allerdings macht ihn eine schroffe Amtsführung noch nicht zu einem irregulären Papst. Die Frage, wer von den beiden rechtmäßiger Papst war, ließ sich durch keine Instanz klären, die von beiden Kontrahenten akzeptiert worden wäre. So blieb nur der direkte militärische Vergleich. Doch Urban konnte Rom behaupten, und als seine Söldner zu Beginn des Jahres 1379 einen deutlichen Erfolg über die Truppen Clemens' VII. errangen, da konnten sie auch die Engelsburg erobern, deren Besetzung auf Seiten von Clemens VII. gestanden hatte. Diese Anfangserfolge verhinderten, daß Clemens VII. trotz der Unterstützung der Kardinäle und der meisten Kurialen in Italien wirklich Fuß fassen konnte. So kam es schließlich soweit, daß die Kurie Clemens' VII. auf die bewährten Verbindungen und Strukturen

zurückgriff. Im Mai 1381 kehrte der Papst nach Avignon zurück, wo er von den verbliebenen Kardinälen empfangen wurde. Urban VI. stellte eine neue Kurie auf, indem er ein neues Kardinalskollegium ernannte. Das Schisma nahm nun immer deutlichere Züge an. Es war nicht das erste Schisma der Papstgeschichte, aber es wurde das längste. Die Spaltung wurde auch dadurch so langwierig, daß es in Avignon eine erprobte und durchaus bewährte Alternativstruktur zu Rom gab. Eine solche Alternative hatte es bei früheren Kirchenspaltungen (abgesehen von der ganz großen 1054) nicht gegeben. Auf diese Weise war die Notwendigkeit einer Einigung geringer. Jede Kurie entfaltete ihr Eigenleben und verfolgte ihr Eigeninteresse.

Die Frage, wer von den beiden Kontrahenten rechtmäßiger Papst war, läßt sich kaum klären. Aber dies ist auch nicht die Aufgabe der Geschichte. Selbst wenn wir feststellen würden, daß Urban VI. zwar ein unerfreulicher Zeitgenosse, aber rechtmäßiger Papst gewesen sei, Clemens VII. und seine Anhänger dagegen keine gültigen Rechtstitel beanspruchen könnten, so ändert die Feststellung nichts daran, daß das Papsttum in Avignon nun weitere Jahrzehnte ernsthafte Unterstützung von sehr vielen Menschen erhielt. Selbst wenn diese Zeitgenossen kirchenrechtlich im Irrtum waren, war das Schisma eine historische Realität.

Die europäischen Könige bemühten sich durchaus, den Hergang der Kirchenspaltung zu klären, um daraus eine Orientierung über die Rechtmäßigkeit der beiden Päpste zu gewinnen, aber die Entscheidungen fielen kaum anders aus, als in allen anderen Gutachterverfahren. Die Interpretation der Befunde war in hohem Maße vom jeweiligen Standpunkt abhängig, und bei der Festlegung dieses Standpunktes spielten politische Erwägungen eine große Rolle. Relativ früh entschied sich Kaiser Karl IV. für Urban VI. In Italien, das zwar nicht mit einer Stimme, aber doch mit vielen italienischen Stimmen sprach, fielen die Entscheidungen bald zugunsten Urbans VI. aus. Nur das Königreich Neapel/Sizilien nahm eine besondere Position ein. Der englische König entschied sich für Urban VI. und der französische Gegner im hundertjährigen Krieg für Clemens VII. in Avignon. Entsprechend entschied sich Schottland für Clemens. In Flandern beförderte das spannungsreiche Verhältnis zur französischen Krone die Entscheidung für Urban. Die Gefolgschaften, die sich auf diese Weise herausbildeten, nannte man Oboedienzen. Diese Entscheidungen waren nicht unwichtig für die einzelnen Päpste, denn mit dem Schisma veränderte sich der kuriale Haushalt gravierend. Wenn Frankreich, das bislang allein die Hälfte aller kurialen Pfründen finanziert hatte, auf die Seite von Clemens trat, entfielen diese Einnahmen für Urban. Die kurialen Mittel wurden knapper. Die intensive Bewirtschaftung der Kirche, die schon von der Kurie in Avignon vorangetrieben worden war, erhielt durch die Halbierung der Ressourcen für die konkurrierenden Kurien weitere Impulse. So verstärkte das Schisma schon vorhandene problematische Strukturen, und der Rechtfertigungsdruck auf die rivalisierenden Päpste führte eher zu doktrinärem Verfestigung als zu selbstkritischer Reformbereitschaft. Angesichts der evidenten Probleme der Kirche war dies keine gute Entwicklung.

WEIHNACHTEN 1414

König Siegmund trifft auf dem Konstanzer Konzil ein

DIE ÜBERWINDUNG DES GROSSEN ABENDLÄNDISCHEN
SCHISMAS

Nach fast vierzigjährigen Konflikten über die Beilegung der Kirchenspaltung, die zuletzt dazu geführt hatten, daß es gleichzeitig drei Päpste gab, markierte die Ankunft König Siegmunds auf dem Konstanzer Konzil den entscheidenden Durchbruch auf dem Weg zur Kircheneinheit. Die Ankunft des römischen Königs versah das Konzil mit der notwendigen politischen Unterstützung, und der Einsatz Siegmunds half in den kommenden Jahren, die schweren Gefährdungen des Konzils zu überwinden. Obwohl noch nicht zum Kaiser gekrönt, wurde Siegmund in Konstanz als Träger kaiserlicher Autorität angesehen, und seine Unterstützung war ein wesentlicher Faktor für die Überwindung der Parteienstreitigkeiten auf dem Konzil.

DATEN

25. 3.–7. 8. 1409	Konzil von Pisa (Wahl Alexanders V.)
5. 11. 1414	Eröffnung des Konstanzer Konzils
Weihnachten 1414	Ankunft König Siegmunds in Konstanz
20. 3. 1415	Flucht von Papst Johannes XXIII. aus Konstanz
6. 4. 1415	Konzilsdekret <i>Haec Sancta</i>
29. 5. 1415	Absetzung von Papst Johannes XXIII. durch das Konstanzer Konzil
6. 7. 1415	Hinrichtung von Jan Hus auf dem Scheiterhaufen in Konstanz
9. 10. 1417	Konzilsdekret <i>Frequens</i> (künftig nach 5, dann nach 7, dann alle 10 Jahre ein Konzil)
8. 11. 1417	Beginn des Konklaves für die Papstwahl im Konstanzer Kaufhaus am See
11. 11. 1417	Wahl Oddo Colonnas zum neuen Papst (Martin V.)

Schauplatz der Überwindung des großen abendländischen Schismas war die Stadt Konstanz am Bodensee. Es war Nacht in Konstanz, die Heilige Nacht, und man wartete auf den Kaiser. Eigentlich war der römische König Siegmund noch kein Kaiser, er wurde erst

1433 gekrönt, aber in Konstanz nahm er diese Rolle de facto ein, und sie wurde ihm auch zugestanden: Siegmund agierte als Schützer der Christenheit, als derjenige, dank dessen Initiative eine allgemeine Kirchenversammlung in Konstanz einberufen worden war, mit der das Schisma überwunden werden sollte. Siegmund kam aus Überlingen. Die Königin und etliche Fürsten begleiteten ihn. Vor Mitternacht erreichten die Boten des Königs Konstanz, und sie trugen seine Bitte vor, mit der Weihnachtsmesse auf ihn zu warten. Schiffe wurden von Konstanz nach Überlingen geschickt, und die Ratsstube wurde für den Empfang Siegmunds geheizt. Dann kam der König, kalt nach der nächtlichen Überfahrt, wärmte er sich erst einmal eine Stunde in der Ratsstube auf, um dann zum Dom zu ziehen. Als er dort eintraf, war es gegen fünf Uhr morgens. Man kann ermessen, daß es für die Geistlichen und die Konstanzer Bürger im Dom eine lange Wartezeit gewesen war. Aber das Warten hatte sich gelohnt. Mit der Ankunft des Königs wurde das Konstanzer Konzil entscheidend aufgewertet. Zwar war der Papst mit etlichen Kardinälen und Prälaten schon seit fast zwei Monaten in der Stadt, und das Konzil war bereits am 5. November eröffnet worden, aber zu diesem Zeitpunkt war es noch die Veranstaltung einer Oboedienz: der Anhänger des Pisaner Papstes Johannes' XXIII. Die Ankunft Siegmunds signalisierte die Bereitschaft des Königs, das Konzil politisch zu unterstützen und seine Kontakte für die Beilegung der Spaltung Westeuropas in Anhängerschaften unterschiedlicher Päpste einzusetzen. Nun kamen wichtige Fürsten mit ihrem Gefolge, und das Konstanzer Konzil entwickelte eine eigene Dynamik. Jetzt wurden wirkliche Entscheidungen getroffen. Mit der Ankunft Siegmunds und mit seinem weiteren Einsatz für das Konzil wurde die Wende in der Schismaproblematik eingeleitet.

Blicken wir noch einmal zurück auf die Entwicklung des Schismas nach der Spaltung 1378. Zunächst hatten die konkurrierenden Päpste versucht, ihren jeweiligen Gegner zu besiegen. Doch dies gelang nicht. Schon bald begann man, über Möglichkeiten zu diskutieren, die Spaltung zu überwinden. Die Theologen an der Universität Paris spielten dabei eine wichtige Rolle. Die verschiedenen Lösungswege wurden *viae* genannt. Favo-rierte *viae* waren etwa die *via facti* – Tatsachen schaffen: der militärische oder sonstige Sieg, die Strategie des Anfangs, die *via cessionis* – der Entzug der Oboedienz, um den Papst zur Einigung zu zwingen, und der Weg des Konzils, die *via concilii*. Die beiden letztgenannten Verfahren kamen bei der Lösung des Schismas zum Einsatz. Doch bis dahin verging viel Zeit.

Auf beiden Seiten gab es im Verlauf des Schismas mehrere Päpste, die aufeinanderfolgten und so die Spaltung eher befestigten, da sie keinen anderen Zustand kannten: Die Oboedienz von Rom sah Urban VI. (1378–1389), Bonifaz IX. (1389–1404), Innozenz VII. (1404–1406) und Gregor XII. (1406–1417); in der Oboedienz von Avignon folgte auf Clemens VII. (1378–1394) Benedikt XIII. (1394–1417). Weil im Jahre 1409 ein erster, hoffnungsvoll gestarteter Versuch, das Schisma beizulegen, fehlschlug, gab es seit 1409 drei Päpste: zunächst Alexander V. (1409–1410) und dann Johannes XXIII. (1410–1415). In der Schlußphase des Schismas (seit etwa 1400) nahm die Hoffnung einer Überwindung des Schismas durch ein Konzil immer konkretere Formen an. Der Konzilsge-danke wurde von Theologen forciert, und man besann sich auf die allgemeine Kirchen-

versammlung als repräsentativer Versammlung der Christenheit. Es war eine Versammlung, die auch gegenüber dem Papst eine eigenständige Rolle spielen konnte. Wie weit diese Eigenständigkeit ging, war dabei durchaus umstritten. Im Jahr 1409 machte die Mehrzahl der Kardinäle einen ersten, noch nicht wirklich erfolgreichen Versuch. Beide Oboedienzen entzogen ihren Päpsten die Gefolgschaft und kamen in Pisa zu einem Konzil zusammen. Das Konzil wählte einen neuen Papst: Alexander V. Doch die anderen Päpste traten nicht zurück und der Nachfolger Alexanders V., Johannes XXIII. war eine problematische Gestalt. So etablierte sich zwar eine dritte Oboedienz, aber sie war trotz ihrer Größe nicht stark genug, die beiden anderen zu integrieren. Dies gelang erst auf dem Konzil von Konstanz, das am 5.11.1414 zusammentrat und drei Jahre später, am 11. November 1417, mit der Wahl Martins V., eines römischen Aristokraten, endete. Damit wurde das Schisma überwunden.

Allerdings gelang die Lösung erst nach einer schweren Krise. Die Krise stellte das Konzil auf die Probe, und das Konzil nutzte die Gelegenheit, als repräsentative Vertretung der Christenheit aufzutreten, in selbstbewußter Weise. Im Vorfeld des Konzils war es König Sigmund gelungen, Johannes XXIII. als Papst mit der größten Anhängerschaft für die Teilnahme zu gewinnen. Der Papst hatte seine Teilnahme an der Kirchenversammlung wohl in der Erwartung zugesagt, daß das Konzil ihn als rechtmäßigen Papst anerkennen würde. Die Hoffnung vieler Konzilsteilnehmer, daß er ebenso wie seine Rivalen zurücktreten würde, um den Weg für einen neuen Papst der Einheit freizumachen, wollte Johannes XXIII. keineswegs erfüllen. Als er bemerkte, daß die Dinge eine andere Richtung nahmen, als die von ihm erhoffte, versuchte er, sein Amt durch einen taktischen Zug zu retten. Zunächst erklärte er seine grundsätzliche Bereitschaft zum Rücktritt, aber dann verließ er das Konzil heimlich und erklärte es von außerhalb für aufgelöst. In der Nacht vom 20. auf den 21. März 1415 floh der Papst aus Konstanz. Von Schaffhausen aus rief er seine Kardinäle zu sich. Das war eine reale Gefahr. Ein Konzil ohne Papst hatte ein erhebliches Legitimationsproblem, und es war vor allem dem energischen Handeln König Sigmunds zu verdanken, daß die Versammlung beisammenblieb. Er sperrte die Tore der Stadt und verhinderte so die Abreise der Teilnehmer. Am 6. April 1415 erließ das Konzil ein Dekret, das nach seinen Anfangsworten *Haec sancta (synodus)* – »dieses heilige Konzil« – in die Kirchengeschichte eingegangen ist. Es beginnt mit der Feststellung: *Die im Heiligen Geist rechtmäßig versammelte Synode, die ein Generalkonzil bildet und die streitende katholische Kirche repräsentiert, hat ihre Gewalt unmittelbar von Christus. Ihr ist jeder, unabhängig von Stand oder Würde, wäre sie auch päpstlich, in dem, was den Glauben und die Ausrottung des besagten Schisma und die allgemeine Reform der Kirche Gottes an Haupt und Gliedern betrifft, zum Gehorsam verpflichtet.*

Bis in die Gegenwart ist unter katholischen Theologen umstritten, inwieweit dieses Dekret, das die Überordnung des Konzils über den Papst in den definierten Fragen feststellt, eine defensive Notwehrmaßnahme war, deren Gültigkeit sich auf die Konstanzer Situation beschränkte. In Konstanz diente das Dekret der Selbstbehauptung des Konzils gegen den päpstlichen Handstreich. Tatsächlich ließen die Konzilsväter nun Papst Johannes XXIII. festnehmen. Er blieb bis 1419 in der Haft des rheinischen Pfalzgrafen in Hei-



UMZUG KÖNIG SIEGMUNDS WÄHREND DES KONSTANZER KONZILS; ER TRÄGT
EINE GOLDENE ROSE, DIE IHM DER PAPST GESCHENKT HATTE.

ZEITGENÖSSISCHE DARSTELLUNG AUS DER RICHENTAL-CHRONIK.

delberg, und nach einem kurzen Prozeß setzte das Konzil Johannes XXIII. am 29. Mai 1415 ab. Damit war der Papst der Pisaner Linie abgesetzt. Aber es gab noch zwei Päpste – die Exponenten der ursprünglichen Schismaparteien, die allerdings nach den Lösungsversuchen von Pisa sehr stark verkleinert waren: Gregor XII., den Papst der römischen Oboedienz, und Benedikt XIII., den Papst der avignoneser Oboedienz. Diese avignoneser Oboedienz war auf ein Mindestmaß geschrumpft, seit der König von Frankreich sich für den Pisaner Papst entschieden hatte. Die ursprünglich starke Oboedienz von Avignon war in der Stadt belagert worden, und schließlich war der Papst mit ein paar Getreuen auf eine Felsenburg bei Tortosa geflohen (Peniscola). Bis zu seinem Tode 1423 blieb der Papst standhaft, aber unbedeutend. Der andere Papst, Gregor XII., war der letzte in der Reihe der römischen Schismapäpste. Er hatte einen etwas größeren Anhang in Italien und in Deutschland, wo man ihm in einigen rheinischen Diözesen und in der Pfalzgrafschaft bei Rhein die Treue hielt. Doch Gregor XII. war zum Einlenken bereit. Das Konzil gewährte ihm die Möglichkeit, seinerseits das Konzil noch einmal einzuberufen – damit er nicht auf einem Konzil zurücktreten mußte, das sein Konkurrent einberufen hatte – und danach trat Gregor XII. von seinem Papstamt zurück und erhielt den Titel eines Kardinalbischofs von Porto. Noch ehe das Konzil vorbei war, starb er. So hatte die Versammlung einen wichtigen Erfolg erzielt: Die Päpste, die als Köpfe der Schismaparteien die Kirchenspaltung am Leben erhalten hatten, waren abgesetzt, zurückgetreten oder vollständig isoliert. Das Konzil und die Kirche standen vor zwei großen Aufgaben:

1. Es mußte ein Papst gewählt werden, der für alle akzeptabel war, um die Parteien, die in den zurückliegenden fast 40 Jahren entstanden waren, wieder zusammenzuführen. Das war durchaus eine heikle Aufgabe. Nicht jeder hatte das Schisma als eine leidvolle Prüfung empfunden. Von einem Florentiner Bürger ist der Satz überliefert, daß es für Florenz nur von Nutzen sei, wenn es viele Päpste gäbe. Das war die Feststellung eines politisch denkenden Menschen. Die Einheit der Christenheit war durch das Schisma einer schweren Prüfung unterzogen worden, allerdings waren die Trennlinien im wesentlichen durch die Politik vorgegeben. So war die Überwindung des Schismas auch in hohem Grade eine politische Aufgabe. Die beteiligten Könige und Fürsten waren aufgerufen, ihre Differenzen soweit zurückzustellen, daß sie sich wieder auf einen Papst einigen konnten, ohne auf der Rechtmäßigkeit ihrer eigenen Position zu beharren. In einer Situation wie der des englischen und des französischen Königs, deren Königreiche sich seit über 60 Jahren im Krieg befanden, war dies keine leichte Aufgabe. Aber sie gelang. Daran hatte wohl König Siegmund einen gewichtigen Anteil.

Die Wiederherstellung der kirchlichen Einheit – allerdings nur der lateinischen Christenheit – die *causa unionis* –, wie dies in der Sprache der Konzilien hieß, wurde auf dem Konzil von Konstanz erreicht. Um dieses Bemühen abzurunden, mußte allerdings noch in gemeinsamem Einverständnis ein Papst gewählt werden. Angesichts der besonderen Situation wich man in Konstanz von dem üblichen Verfahren einer Wahl durch die Kardinäle ab. Das Konzil entwarf ein kompliziertes Wahlverfahren, das die Vertreter der Kirchen aus den einzelnen Königreichen an der Wahl beteiligte. Das Wahlverfahren sollte möglichst integrierend wirken und nur einen solchen Kandidaten ins Amt bringen,

der eine breite Unterstützung genoß. Dies gelang überraschend schnell. Am 8. November 1417 begann das Konklave (im *Kaufhaus* am See), und schon am 11. November hatten sich die Wähler auf Oddo Colonna, einen Kardinal aus der einflußreichen römischen Adelsfamilie, geeinigt. Die Herkunft aus der Familie Colonna bedeutete auch gute römische Verbindungen für den neuen Papst, was ihm den Start in Rom nach dem langen Schisma erleichterte. Der 11. November ist der Tag des heiligen Martin, und so nannte sich der neue Papst nach dem Tagesheiligen Papst Martin V. Mit der Wahl Martins V. am 11. November 1417 endete das große abendländische Schisma. Aber es gab natürlich noch einen Berg von Problemen. Und dies war die zweite große Aufgabe des Konzils.

2. Daß die Kirche, deren Ideal der Einmütigkeit und deren Wahrheitsanspruch eigentlich ein hohes Maß an Übereinstimmung innerhalb der Christenheit verlangte, sich fast 40 Jahre in heftigen Parteikämpfen zerrissen hatte und daß das Amt, das diese Einheit verkörpern sollte, gleich mehrfach besetzt war, wobei sich beide Amtsträger erbittert bekämpften, durfte schon als Krisenzeichen gelten. Die Spaltung war Ausdruck einer Krise, und sie hatte in vielen Punkten des kirchlichen Lebens krisenverschärfend gewirkt. Den Zeitgenossen war klar, daß eine Reform in vielen Bereichen nötig war. Dies war neben der Wahl eines neuen und allgemein akzeptierten Papstes die zweite große Aufgabe des Konzils. Eine Reform kirchlicher Mißstände galt überdies als die beste Vorkehrung gegen weitere Kirchenspaltungen. Diese *causa reformationis* war indes eine schwierige Aufgabe, und die Konzilsväter erkannten schließlich, daß sie auf dem Konzil in Konstanz nicht zu bewältigen war. Die guten Erfahrungen mit dem Konzil legten eine Fortführung dieser Praxis nahe. Und so verabschiedete das Konzil am 9. Oktober 1417 – also vier Wochen vor der Wahl des Papstes, als klar war, daß man sich in Konstanz auf die Wahl eines Papstes beschränken würde, und die vielen Reformfragen offen lassen mußte – das Dekret *Frequens* (*frequens generalium conciliorum celebratio...* – »Häufiges Abhalten von allgemeinen Konzilien ist eine besondere Pflege des Ackers des Herrn«). Dieses Dekret legte fest, daß künftig in festgelegten Abständen allgemeine Kirchenversammlungen abzuhalten seien: zunächst in 5 Jahren, dann in 7 Jahren und danach alle 10 Jahre. Diese Vorgabe wurde von den Päpsten und der Kirche in der Zeit nach dem Konstanzer Konzil auch eingehalten. Als allerdings das Konzil von Basel, das seine Arbeit turnusgerecht im Jahre 1431 aufnahm, 18 Jahre lang über die Kirchenreform beriet, hatte es mit dem häufigen Abhalten von Konzilien ein Ende. Nicht allein die Häufigkeit, sondern auch eine maximale Dauer der Versammlung festzulegen, daran hatte man in Konstanz nicht gedacht.

Wir wollen die Darstellung des Konstanzer Konzils aber nicht beenden, ohne von einem Besucher gesprochen zu haben, für den sich die Reise nach Konstanz als fatal erwies. Die Rede ist von dem böhmischen Kirchenreformer Jan Hus. Jan Hus war ein Priester und populärer Prediger in Prag. Seine scharfe Kritik der Amtskirche hatte für einiges Aufsehen gesorgt. Er trat für eine tschechische Bibelübersetzung ein und attackierte die etablierte Theologie in einer Reihe von Schriften. Das Konzil von Konstanz lud ihn vor, um sich für verschiedene seiner umstrittenen Aussagen zu verantworten. Obwohl ihm freies Geleit zugesichert worden war, wurde er in Konstanz zunächst inhaftiert, und als er sich wei-

gerte, seine Lehren zu widerrufen, wurde er am 6. Juli 1415 auf dem Scheiterhaufen verbrannt. Für seine Anhänger in Böhmen wurde er dadurch zum Märtyrer, und sein Tod löste die gewaltige böhmische Hussitenbewegung erst aus. Das Konzil von Konstanz hatte nicht nur ruhmreiche Taten zu vermelden.

Die Konstanzer Kirchenversammlung führte die abendländische Kirche aus dem Schisma und sie ermöglichte dem neugewählten Papst die Rückkehr nach Rom. Es gab zwar noch Anfangsschwierigkeiten, aber seit 1443 wurden der päpstliche Hof und die aufwendigen Paläste der Kardinäle zu einer neuen Größe in der Stadt. Nun wurde Rom zum Schauplatz des prunkliebenden Renaissancepapsttums und seiner spannenden Skandale. Doch dies ist eine andere Geschichte.

FEBRUAR 1429

Jeanne d'Arc trifft auf Karl (VII.)

DAS FRANZÖSISCHE KÖNIGTUM GEWINNT DIE INITIATIVE IM HUNDERTJÄHRIGEN KRIEG ZURÜCK

Im Februar 1429 befand sich die französische Krone in einer schweren Krise. Die Gegner schienen übermächtig und der Thronfolger Karl (VII.) hatte nach dem Tod seines Vaters auf die Krone verzichten müssen. Da suchte ihn ein junges Mädchen auf, das von der Mission erfüllt war, den Thronfolger zur Königskrönung zu führen und dem Kampf gegen die Gegner der Krone neuen Elan zu verleihen. Dies gelang ihr, und bevor Johanna 1431 einem politischen Inquisitionsprozeß zum Opfer fiel, war das französische Königtum wieder zu einer eigenständigen Kraft geworden.

DATEN

1363	Belehnung Philipps des Kühnen mit dem Herzogtum Burgund durch König Johann II. von Frankreich
1384	Herrschaftsantritt Philipps des Kühnen als Graf von Flandern
1404	Tod Philipps des Kühnen / Nachfolge durch Johann Ohnesfurcht
23. 11. 1407	Ermordung Herzog Ludwig von Orléans
1412	Geburt Johannas in Domrémy/Maas
August 1415	Landung König Heinrichs V. von England mit einer großen Armee in der Normandie
25. 10. 1415	Schlacht bei Azincourt, Sieg der Engländer über die Franzosen.
1420	Bündnis des Herzogs von Burgund mit dem englischen König: Ausschluß Karls VII. von der Thronfolge
1422	Tod Karls VI.
1425	Erste Visionen Johannas
8. 5. 1429	Erfolgreiche Verteidigung von Orléans gegen die englischen Belagerer / wichtige Rolle Johannas bei den Kämpfen
17. 7. 1429	Krönung Karls VII. in Reims zum König von Frankreich
23. 5. 1430	Gefangennahme Johannas vor Paris durch die Burgunder
30. 5. 1431	Schuldspruch gegen Johanna nach einem mehrmonatigen Inquisitionsprozeß / Hinrichtung auf dem Scheiterhaufen

Im Februar 1429 stand es nicht gut um den französischen König. Genaugenommen gab es gar keinen französischen König Frankreichs. Der populäre, aber schwer kranke König Karl VI. war 1422 gestorben. Er hatte die letzten 30 Jahre seines Königtums zunehmend unter schweren Zuständen geistiger Umnachtung gelitten, in denen man heute am ehesten eine Schizophrenie erkennt. Die meiste Zeit war die Regierung von seinen Brüdern geführt worden, die dabei auch Zeit für die Berücksichtigung ihrer eigenen Interessen fanden. Daraus war ein immer schärferer Kampf um den Einfluß bei Hof geworden, in dem die beteiligten Parteien auch nicht vor politischem Mord zurückschreckten. Dieser zunehmende Kampf französischer Hofparteien gegeneinander hatte den Engländern eine neue Chance eröffnet. Nachdem der sogenannte Hundertjährige Krieg am Ende des 14. Jahrhunderts ein wenig abgeflaut war, eröffneten sich nun durch das Zerwürfnis am französischen Hof neue Allianzen. Im August 1415 war der englische König Heinrich V. mit einer großen Armee in der Normandie gelandet. Er landete nun als Verbündeter einer der beiden Parteien im französischen Streit um den Einfluß bei Hofe, als Verbündeter der burgundischen Partei. Um das zu verstehen, müssen wir ein wenig ausholen.

Das französische Königtum hatte im 13. Jahrhundert eine Versorgung der jüngeren Königssöhne in Gestalt der sogenannten Apanagen entwickelt. Dies waren Ländereien, die den Nachgeborenen ein standesgemäßes Auskommen sichern sollten, und die zudem wichtige Lehen nahe bei der Krone hielten. 1363 hatte König Johann II. seinem vierten Sohn Philipp dem Kühnen das Herzogtum Burgund verliehen. 1369 heiratete Philipp die Erbin der Grafschaft Flandern, und im Jahr 1384 fiel ihm auch die flandrische Herrschaft zu. In der Folge bemühte er sich um einen Ausbau seiner Herrschaft, was durchaus nicht einfach war, denn seine flandrischen Untertanen achteten sehr darauf, nicht als burgundische Kolonie behandelt zu werden. Philipp logierte zumeist in Paris, von wo aus er seine Ländereien in etwa gleichberechtigt erreichen konnte, und wo er seinen Einfluß bei Hof geltend machen konnte. Die Krankheit seines Bruders erlaubte ihm, die Regierungsgeschäfte nicht unwesentlich zu beeinflussen, was auch ein lohnender Zug war, weil er Ausgaben für seine Herrschaft in Flandern aus dem Haushalt der Krone begleichen konnte. Die aufwendige Repräsentation, die Philipp der Kühne im Umfeld seiner Regierung betrieb, wurde zu einem großen Teil aus den Mitteln des französischen Königtums bezahlt. Eine solche Situation war natürlich auch für seine anderen Brüder attraktiv; insbesondere Herzog Ludwig von Orléans machte dem burgundischen Herzog die Position streitig – man hat die beiden rivalisierenden Parteien auch die *Bourguignon* und die *Armagnac* genannt (von Burgund und Armagnac: die Namen gehen auf maßgebliche Exponenten beider Parteien zurück). Den Armagnac, also den Gefolgsleuten des Herzogs von Orléans, gelang es schließlich, den burgundischen Einfluß am Hof zurückzudrängen. 1404 starb Philipp der Kühne, und sein Sohn Johann Ohnefurcht folgte ihm als Herzog von Burgund und Graf von Flandern nach. Johann war nicht bereit, die Reduk-

tion des burgundischen Einflusses hinzunehmen, und er gab einen politischen Mord in Auftrag: Am 23. November 1407 wurde Ludwig von Orléans getötet, und der Herzog von Burgund fand sogar einen Universitätstheologen (Jean Petit), der diesen Mord als Tötung eines Tyrannen öffentlich verteidigte.

Die Lage war hinreichend verworren: ein kranker König und zwei Parteien innerhalb der königlichen Familie, die um Einfluß bei Hofe kämpften. Der Kampf ging auch um die Mittel, die dem im 14. Jahrhundert so gut organisierten Königtum zur Verfügung standen. Dazu kamen soziale Unruhen in den Städten und auf dem Land, wo die Zerstörungen und Verwahrlosungen des schon zwei Generationen andauernden Kampfgeschehens heftigen Unmut hervorriefen. So erschien die Situation für den englischen König durchaus aussichtsreich, obwohl er in England eine ganze Reihe von eigenen Problemen hatte. Im Sommer 1415 setzte Heinrich V. mit einer großen Invasionsarmee über den Kanal und knüpfte an die alten Schlachtentraditionen des 14. Jahrhunderts an (zu diesem Zeitpunkt hatte das Konzil von Konstanz gerade eine schwere Krise gemeistert, nun drohte neue Spannung).

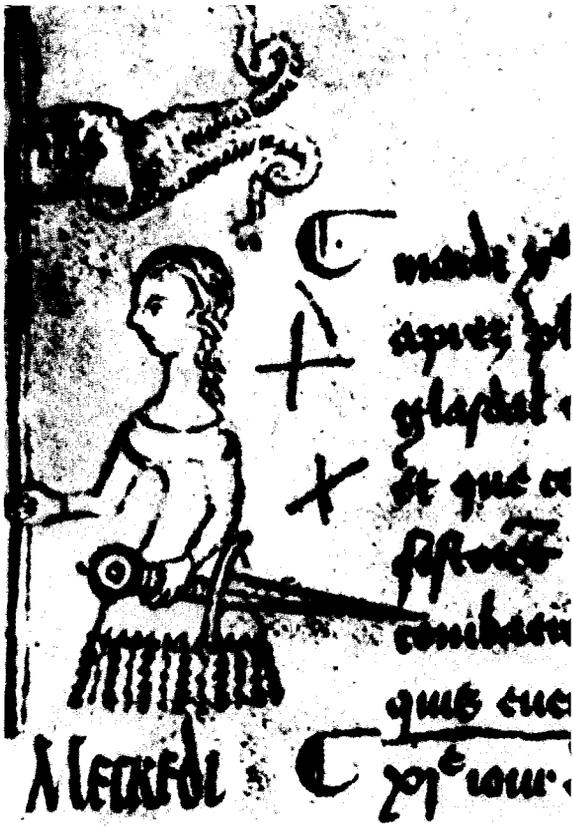
Im Oktober 1415 kam es bei Azincourt zu einer Schlacht, die in ihrem Verlauf und ihrem Ergebnis an die Schlacht von Crécy erinnerte. Eine zahlenmäßig unterlegene englische Armee schlägt eine überlegene französische Armee, wobei die Engländer geringe, die Franzosen dagegen sehr hohe Verluste beklagten. Wieder waren die englischen Langbogenschützen entscheidend am Sieg beteiligt. Jetzt aber war die Niederlage für die französische Krone noch bedrohlicher. Sie hatte viele der besten Ritter, die sie aufbieten konnte, verloren, aber anders als zu Beginn des Krieges war der französische König nur noch eine Partei von dreien, und er stand nunmehr allein. Denn die Engländer verbündeten sich mit dem Herzog von Burgund, und nun geriet Paris wirklich unter Druck. Tatsächlich war es für das Königtum nicht mehr zu halten. Der Herzog von Burgund hatte ein Interesse daran, ein Bündnis mit den Engländern einzugehen, um seine französischen Rivalen bei Hofe zu bekämpfen, aber er hatte auch weitere gemeinsame Interessen mit den Engländern. Denn als Graf von Flandern mußte er die traditionellen flandrisch-englischen Handelsverbindungen im Blick behalten. Dadurch war der Herzog von Burgund kein ganz unversöhnlicher Gegner der Engländer, und er war durchaus bereit, sich mit den Engländern auf einen Friedensschluß zu verständigen. Diese Konstellation war stark genug, um den Tod der Exponenten beider Parteien zu überstehen.

Im Jahr 1420 schlossen die Engländer und die Burgunder einen Vertrag, der den englischen König zum Thronerben in Frankreich machte. Der bisherige Thronerbe, der *Dauphin* Karl VII., wurde von der Thronfolge ausgeschlossen, und er kam nicht zum Zuge, als sein Vater 1422 starb. Karl zog sich nach Bourges zurück, ein machtloser Mann. Die französische Königsfamilie hatte die Krone und die Hauptstadt verloren. Der militärische Erfolg im Norden hatte die Engländer ermutigt, auf Orléans vorzurücken. Die Stadt sollte erobert werden, und bei Orléans wollten die englischen Truppen die Loire überschreiten, um auch den Süden Frankreichs zu erobern. Dies war die trostlose Situation des französischen Thronfolgers ohne Thron im Februar 1429, als ihm unerwarteter Besuch angekündigt wurde. Ein Bauernmädchen wolle ihn sprechen. Sie habe eine besondere Mission.

Das Zusammentreffen zwischen Karl VII. und der damals 17jährigen Johanna fand in Chinon statt. Das Mädchen behauptete, im Auftrag Gottes auf dem Weg zu sein, und um sie auf die Probe zu stellen, mischte sich der König unter die Hofgesellschaft. Doch Johanna erkannte ihn, und sie führten ein längeres Gespräch, über dessen Inhalt Johanna immer Stillschweigen bewahrte. Sie hatte eine Mission. Sie selber bestand darauf, daß die Stimmen des Erzengels Michael, der heiligen Katharina von Siena und der heiligen Magdalena sie dazu berufen hätten, Orléans aus der Belagerung der Engländer zu lösen und den Dauphin Karl VII. nach Reims zu bringen, um ihn dort am traditionellen Krönungsort der französischen Könige zum neuen König zu krönen, der dann die Engländer aus dem Land treiben sollte.

Johanna war um 1412 im lothringischen Domrémy/Maas geboren. Sie war die Tochter eines wohlhabenden Bauern, die 1424 den Einbruch des Krieges in ihre Heimat erlebte. Seit 1425 hörte sie Stimmen, die zu ihr von ihrem Auftrag sprachen und sie drängten, zu König Karl VII. zu gehen. Schließlich machte sich Johanna auf die Reise über Vaucouleurs nach Chinon.

Die Begegnung Johannas mit dem König ist durch Legendenbildung stark verklärt, aber wir können vielleicht festhalten, daß Johanna Karl davon überzeugte, sich auf einen Versuch einzulassen. Karl war in einer Position, in der man Hilfsangebote nicht einfach ausschlug. Doch zuvor ließ er Johanna in Poitiers eingehend befragen, in Tours erhielt sie eine Ausstattung für den Kampf und schließlich wurde sie nach Orléans gesandt. Sie begab sich zum Sammelplatz des Heeres in Blois, von dort aus sollte der Zug zur Unterstützung nach Orléans gehen. Johanna machte Eindruck auf die Soldaten, und sie wurde in Orléans begeistert empfangen. Bei einem Ausfall gegen die englischen Belagerer gelang am 8. Mai 1429 ein deutlicher Sieg. Die Niederlage veranlaßte die Engländer abzuziehen. Johannas Einsatz und ihrem Mut wurde ein entscheidender Anteil an dem Erfolg zugeschrieben. Im Juni gelang es dann im Zuge einer Offensive, die englischen Truppen aus dem Gebiet um Orléans zu verdrängen. Die Siege gaben dem Thronanspruch Karls neue Kraft. Er zog mit einem Heer über Troyes nach Reims, zum klassischen Krönungsort der französischen Könige. Am 17. Juli 1429 wurde Karl VII. in Reims zum französischen König gekrönt, Johanna stand neben ihm mit ihrer eigenen Standarte. Ihre Mission war erfolgreich gewesen, und die Krönung setzte für eine Zeitlang französische Energien frei, aber der Höhepunkt von Johannas Einfluß war erreicht. Als König war Karl VII. durchaus nicht gewillt, Johannas kompromißlose Politik in jedem Fall zu unterstützen. Nach den Rückschlägen formierten sich seine Gegner aufs Neue. Karl VII. dachte an Verhandlungen, während Johanna den Kampf fortsetzen wollte. Sie zog nach Paris, um zur Befreiung der Hauptstadt beizutragen. Der Erfolg blieb aus, und am 23. Mai 1430 fiel sie in Compiègne in die Hände der Burgunder. Die Engländer, die in ihr eine Gefahr sahen, bezahlten für die Auslieferung der Gefangenen, und am 9. Januar 1431 wurde ein Inquisitionsprozeß gegen sie eröffnet. Die Richter warfen Johanna Überheblichkeit vor, da sie sich darauf berief, vom Erzengel Michael, der heiligen Katharina von Siena und der heiligen Magdalena direkt beauftragt worden zu sein. Die Akten des Verhörs sind zum Teil erhalten, und sie lassen eine durchaus selbstbewußte, keineswegs hysterische junge Frau von



JEANNE D'ARC, FEDERZEICHNUNG VON 1429.

19 Jahren erkennen, die keinen Zweifel an ihrer Sendung hat. Die Protokolle sind eine interessante Lektüre.

Johanna, die man mitunter sehr martialisch dargestellt hat, legte großen Wert darauf, bei ihrem Einsatz keine Menschen getötet zu haben.

Johanna: Ich hatte eine Fahne, deren Grund von Lilien übersät war; darauf war die Welt dargestellt, und zwei Engel zur Seite; sie war weiß, aus weißer Leinwand, auch »boucassin« genannt. Darüber waren die Namen Jesus-Maria geschrieben, glaube ich. Sie hatte Seidenfransen.

Magister Beaupère: Waren diese Namen Jesus-Maria oben, unten oder seitlich aufgemalt?

Johanna: An der Seite glaube ich.

Magister Beaupère: Was war Euch lieber, Eure Fahne oder euer Schwert?

Johanna: Meine Fahne. Sie war mir viel lieber – hundertmal lieber als das Schwert. Ich trug meine Fahne selbst, wenn ich angriff; ich wollte vermeiden, einen Menschen zu töten. Niemals habe ich einen Menschen getötet.

Der Inquisitor fragte durchaus genau nach, so am Donnerstag, den 1. März 1431:

Der Richter: Welches Aussehen hatte der heilige Michael, als Er Euch erschien?

Johanna: Ich habe ihn nicht mit der Krone gesehen. Von seinen Gewändern weiß ich nichts.

Der Richter: War er nackt?

Johanna: Meint ihr, Gott habe nichts, ihn zu kleiden?

Am 14. Mai wurde Johanna von ihren Richtern als Hexe, Schismatikerin und Wahrsage-
rin verurteilt. Überraschenderweise zeigt sie sich schuldbewußt und bußfertig, so daß
man sie zu lebenslanger Kerkerhaft verurteilte. Drei Tage später aber widerrief sie ihr
Geständnis. Sie hatte im Gefängnis wiederum Männerkleider angelegt, und so verfiel sie
der Strafe für rückfällige Ketzler, dem Tod auf dem Scheiterhaufen. Am 30. Mai 1431
wurde Johanna von Orléans auf dem Marktplatz in Rouen verbrannt.

Die Forschung hat die verschiedensten Versuche unternommen, Johannas Visionen
medizinisch oder naturwissenschaftlich zu erklären. Daran möchte ich mich nicht betei-
ligen. Doch lohnt sich vielleicht der Hinweis, daß Frauen, die unter dem Einfluß von
Visionen Entscheidungen in drängenden Zeitfragen forderten, im damaligen Frankreich
nicht ganz unbekannt waren. Johanna selber hatte sich auf diese Frauen bezogen, indem
sie die heilige Katharina von Siena als eine der Stimmen identifizierte, die sie so stark
beeinflusst hatten. Im Avignon des späten 14. Jahrhunderts waren wiederholt charisma-
tische Frauen aufgetreten – neben der heiligen Katharina von Siena auch die heilige Bir-
gitta von Schweden –, die es als ihren Auftrag angesehen hatten, das Papsttum nach Rom
zurückzuführen und das große Schisma zu überwinden. So hatten die zögernden Männer
in Frankreich durchaus Erfahrung darin, daß energische Frauen ihnen den Weg wiesen.
Insofern war Johanna kein Einzelfall, wenngleich ihr persönlicher Einsatz auf dem
Kampfplatz durchaus eine Besonderheit war. Ihr historischer Auftritt war kurz. Aber der
König, an dessen Krönung sie mitgewirkt hatte, regierte eine lange Zeit, und für das
Schicksal des französischen Königtums in der Schlußphase des Hundertjährigen Krieges
erwies sie sich als entscheidende Phase. Unter Karl VII. formierte sich die französische
Monarchie trotz erheblicher Probleme neu. Es gelang ihr, das Blatt zu wenden, und in

verschiedenen erfolgreichen Schlachten während der späten 40er Jahre eroberten die Truppen des französischen Königs die lange von den Engländern gehaltenen Positionen zurück. Im Jahr 1453 übernahm der französische König die Herrschaft über Bordeaux. Damit hatte die englische Krone die Gascogne verloren, deren Sicherung eines der großen Kriegsziele in dem langen Krieg gewesen war.

Johanna wurde im Jahr 1456 rehabilitiert, und 1920 wurde sie sogar heiliggesprochen.

1429-1452

Lorenzo Ghiberti fertigt die Paradiestüren für das Baptisterium

DIE RENAISSANCE IN FLORENZ

Die Zeit, in der Lorenzo Ghiberti die sogenannten Paradiestüren für das Baptisterium anfertigte, war eine kreative Epoche in der Geschichte von Florenz. Ein besonderes Milieu in der krisengeschüttelten Stadt förderte die Arbeit von Künstlern an einen neuen Ausdrucksstil. Diese Künstler wandten sich von mittelalterlichen Vorgaben ab und suchten nach einer Methode, die Wirklichkeit so darzustellen, wie sie dem Auge des Betrachters erschien. Die künstlerischen Vorbilder für ihre Arbeiten in Skulptur, Malerei, Architektur und Dichtung suchten sie in dem Studium der Antike. Lorenzo Ghibertis Arbeit an den Baptisteriumstüren zeigt den Bruch mit den formalen Vorgaben der spätmittelalterlichen Tradition besonders deutlich.

DATEN

1336	Fertigstellung der ersten Türen für das Baptisterium durch Andrea Pisano
1338	Einwohnerzahl von Florenz bei ca. 100 000 (nach Giovanni Villani).
1401	Erfolg Lorenzo Ghibertis beim Wettbewerb um den Auftrag für die zweiten Baptisteriumstüren
2. 1. 1425	Abschluß des Vertrages zwischen der Zunft der Tuchhändler und Lorenzo Ghiberti über die Anfertigung der dritten Tür des Baptisteriums
1427	Florentiner Kataster: Erhebung der Florentiner Haushalte zu Steuerzwecken (ca. 40 000 Einwohner)
1433	Verbannung von Cosimo de' Medici aus Florenz
1434	Rückkehr von Cosimo in die Stadt, Beginn der Medici-Herrschaft
1439	Konzil in Florenz



DIE PARADIESTÜRE AM BAPTISTERIUM IN FLORENZ.

Am 2. Januar 1425 schloß die Zunft der Tuchhändler (Arte di Calimala) mit dem Bildhauer Lorenzo Ghiberti einen Vertrag über die Anfertigung der dritten Tür des Florentiner Baptisteriums. Das Baptisterium, die Florentiner Taufkirche, die der Fassade des Doms gegenüberliegt, war in den Augen der Florentiner ein besonderer Bau. Die Zeitgenossen des 15. Jahrhunderts sahen in ihm eine Kirche aus römischer Zeit, ein frühchristliches Gebäude – die ehrwürdigste Kirche der Stadt, auch wenn sie nach heutiger Kenntnis zwischen 1059 und 1150 erbaut worden war. Das Baptisterium wurde entsprechend seiner Bedeutung von der traditionsreichsten Zunft der Stadt betreut, von der Zunft der Tuchhändler, deren Gewerbe den Reichtum der Stadt begründete. Der Vertrag, den die Tuchhändlergilde mit Lorenzo Ghiberti abschloß, war ein besonderer Vertrag. Nachdem Ghiberti im Jahr zuvor die Arbeit am Hauptportal des Baptisteriums, das dem Dom gegenüberlag, abgeschlossen hatte, räumte die Calimala dem Bildhauer nun freie Hand bei der Gestaltung der dritten Tür ein. So berichtet Ghiberti es selber in seinen *Commentarii*: *Ich erhielt den Auftrag für die andere Tür, das ist die dritte Tür von San Giovanni, und ich erhielt freie Hand in der Ausführung ...* Dem Künstler wurden hinsichtlich des Programms und seiner Ausführung also keine Vorgaben gemacht. Das war nicht selbstverständlich, und wir können wohl annehmen, daß die Auftraggeber eine Arbeit nach dem Muster jener Türen erwarteten, die Ghiberti gerade fertiggestellt hatte. Bei dieser Arbeit hatte Ghiberti zwei Türen mit je 14 biblischen Szenen gefertigt, die jeweils von einem Vierpaßrahmen eingefasst wurden. Damit hatte er eine Tradition fortgeführt, die der berühmte Bildhauer Andrea Pisano begründet hatte, als er in den 1330er Jahren die erste Tür für das Baptisterium schuf: 28 Szenen aus dem Leben Johannes des Täufers, ein angemessenes Programm für eine Taufkirche, zumal Johannes der Patron der Taufkirche und der Patron von Florenz war. 1336 wurde das Portal von Andrea Pisano fertiggestellt, es gab die Vierpässe als Rahmen vor.

Die zweite Hälfte des 14. Jahrhunderts war eine schwere Zeit für Florenz. Die Pest dezimierte die Bevölkerung der Stadt in dramatischer Weise, und die Florentiner Wirtschaft mußte schwere Rückschläge hinnehmen. So sahen sich die Tuchhändler erst zu Beginn des 15. Jahrhunderts in der Lage, die Arbeiten am Baptisterium fortzusetzen. 1401 schrieben sie einen Wettbewerb für die zweite Bronzetür aus, die Teilnehmer mußten ein Bronzerelief der Opferung Isaaks anfertigen. Unter den Teilnehmern war neben Ghiberti auch Filippo Brunelleschi, der später zu einer zentralen Gestalt in der Renaissance-Architektur von Florenz wurde. Ghiberti gewann den Wettbewerb um die Fortführung der Arbeit von Andrea Pisano, und das Ergebnis seiner über zwanzigjährigen Arbeit überzeugte die Auftraggeber 1424 so sehr, daß sie Ghiberti dann 1425 mit der dritten Tür beauftragten. Diese Arbeiten dauerten fast 30 Jahre (bis 1452). Man kann also nicht direkt von einem Wendepunkt sprechen. Aber das reizvolle an den Paradiestüren ist, daß dieses Thema uns mitten hineinführt in eine Forschungsdiskussion über die Chronologie der Florentiner Renaissance.

Tatsächlich ist die historische Forschung im Hinblick auf die Renaissance immer zurückhaltender darin geworden, überhaupt von einer Wendezeit zu sprechen. Eine jahrzehntelange intensive Forschungsarbeit vor allem amerikanischer Historiker hat das Gesamt-

phänomen einer *Renaissance* vielen kritischen Einzelprüfungen unterzogen, wobei sich das Bild einer Wendezeit zunehmend aufgelöst hat. Es ist hier nicht möglich, auch nur annähernd die Nuancen des historischen Bildes zu skizzieren, das die Fachleute dieser Zeit vor Augen haben. Diese knappe Skizze, die die Vorstellung von einer Wendezeit nicht aufgeben möchte, soll daher mit einer Begriffsdefinition beginnen, die schon etwas antiquiert ist, die aber eine solch eindrucksvolle Wirkung gehabt hat, daß sie für eine erste Annäherung an das Thema noch immer hilfreich ist. Was verstehen wir eigentlich unter *Renaissance*? Wie kein zweites Buch hat die klassische Studie von Jakob Burckhardt die Diskussion über diese Epoche angeregt. Sein Werk über »Die Kultur der Renaissance in Italien« erschien in einer ersten Ausgabe im Jahr 1860. Wer sich für diese Zeit interessiert, kann an diesem Buch nicht vorbei. Obwohl es heute in fast allen Thesen widerlegt worden ist, ist es noch immer eine anregende Lektüre, und es ist ein Schlüssel zum Verständnis der Arbeit mehrerer Forschergenerationen.

»Im Mittelalter lagen die beiden Seiten des Bewußtseins – nach der Welt hin und nach dem Inneren des Menschen selbst – wie unter einem gemeinsamen Schleier träumend oder halbwach. Der Schleier war gewoben aus Glauben, Kindesbefangenheit und Wahn; durch ihn hindurch erschienen Welt und Geschichte wundersam gefärbt, der Mensch aber erkannte sich nur als Rasse, Volk, Partei, Korporation, Familie oder sonst in irgendeiner Form des Allgemeinen. In Italien zuerst verwehte dieser Schleier in die Lüfte; es erwachte eine objektive Betrachtung und Behandlung des Staates und der sämtlichen Dinge dieser Welt überhaupt; daneben aber erhebt sich mit voller Macht das Subjektive, der Mensch wird geistiges Individuum und erkennt sich als solches.«

Dies ist die berühmte These von Burckhardt: In der Renaissance betrat der einzelne Mensch nach dem langen Mittelalter erstmals wieder die historische Bühne. Er suchte für sein soziales und politisches Zusammenleben im Rahmen staatlicher Verfassungen nach neuen Regeln. Dieses neue Interesse für die unverschleierte Wirklichkeit bezog seine ästhetischen Vorbilder aus einer bewußten Rückbesinnung auf die Antike. Künstler, Philosophen und Architekten der Renaissance griffen auf die antiken Vorbilder zurück, um mit den mittelalterlichen Traditionen bewußt zu brechen. Die These ist in ihrer Entschiedenheit vielfach widerlegt – sonst könnte sie ein Mediävist auch kaum zitieren – aber sie ist doch immer noch anregend. Wenn wir Ghibertis Arbeit an den Paradiestüren zwischen 1425 und 1452 unter dem Gesichtspunkt der Überwindung mittelalterlicher Vorgaben durch einen bewußten Rückgriff auf die Antike betrachten, so ist dies ein hilfreicher Blickwinkel.

Eine detaillierte Analyse der einzelnen Motive der Paradiestüren und ihrer jeweiligen Vorbilder ist für einen Laien nicht möglich, aber man muß kein Kunsthistoriker sein, um das Neue an der dritten Tür des Baptisteriums zu erkennen: Nachdem die Türen noch ganz im klassischen Schema mit 28 Bildfenstern in Vierpaßrahmen geplant waren, ist das Ergebnis ein ganz anderes: Ghiberti schuf schließlich zehn große Bildfelder, fünf auf jeder Seite. Die größeren Flächen, die er so zur Verfügung hatte, erlaubten ihm, jeweils mehrere biblische Szenen zueinander in dramatische Beziehung zu setzen – wie etwa bei der Genesis-Platte. Ghiberti selber schrieb über seine Arbeit: *Es waren zehn Geschichten, alle der-*

gestalt in Rahmen gesetzt, daß das Auge sie messen kann, und alle in solcher Weise wahr, daß sie aus einer gewissen Entfernung dreidimensional erschienen. Sie haben sehr wenig Relief, und auf den Flächen sieht man die näher stehenden Figuren größer und die entfernteren kleiner erscheinen, so wie es die Wirklichkeit zeigt. So wie es die Wirklichkeit zeigt – Größenverhältnisse und Proportionen des Kunstwerkes wurden an der beobachtbaren Realität ausgerichtet. Für die Malerei können wir hinzufügen, daß nun die (durchkonstruierte) Zentralperspektive Einzug in die Darstellungen hielt. Die Maler setzten sich mit dem Blickwinkel des Betrachters und mit den Bedingungen einer realistischen Darstellung auseinander. Als eines der berühmtesten Beispiele gilt Masaccios *Trinità* in S. Maria Novella von etwa 1425. Die Figuren, die Ghibertis Bildtafeln umrahmten, waren in ihrer Körperhaltung und dem Fall ihrer Gewänder nach Vorbildern gearbeitet, die Ghiberti an kleinen antiken Skulpturen studiert hatte. Wichtige Vorbilder hatten ihm antike Sarkophage geliefert, die über ein reiches Skulpturenprogramm verfügten.

Ghibertis Zyklus schließt mit der Zusammenkunft von König Salomon und der Königin von Saba. Die Forschung hat die Interpretation dieser Szene, die auch in der Theologie der Zeit nicht eindeutig festgelegt war, sehr kontrovers diskutiert. Der vielleicht beste Kenner Ghibertis, Richard Krautheimer, sah in der Darstellung den konkreten Ausdruck einer Hoffnung auf die Überwindung des Schismas zwischen der Ost- und der Westkirche. Seit dem frühen 15. Jahrhundert stand die griechische Kirche in Byzanz unter erheblichem türkischen Druck. Diese politischen Rahmenbedingungen beförderten Annäherungsverhandlungen, und das Verhältnis der seit 1054 getrennten Kirchen wurde zu einem Thema auf den Konzilien des frühen 15. Jahrhunderts. Tatsächlich war Florenz im Jahre 1439 für eine kürzere Zeit Schauplatz eines Konzils, auf dem diese Frage intensiv verhandelt wurde.

Allerdings waren Ghibertis Platten zu diesem Zeitpunkt bereits fertig. Doch die kulturelle Annäherung des Ostens und des Westens war in Florentiner Gelehrtenkreisen seit längerer Zeit ein wichtiges Thema. Das war eine Folge des Engagements von Ambrogio Traversari, einem gelehrten Mönch, General der Camaldulenser, und eine treibende Kraft bei den Kontakten mit der griechischen Kirche. In diesen Florentiner Gelehrtenkreisen, die wir auch als *Humanisten* bezeichnen, pflegte man seit dem Ende des 14. Jahrhunderts das Studium der griechischen Sprache. In Florenz gab es ein Milieu, das ein großes Interesse an klassischen Studien zeigte und das bei diesen klassischen Studien hohe Qualitätsstandards pflegte. Das Interesse an solchen klassischen Studien hatte nicht nur die Mitglieder der reichen Führungsschicht erfaßt, sondern es wurde auch von normalen Bürger geteilt. Reichen Mäzenen und Stiftern kam eine besondere Rolle zu, schließlich erteilten sie die Aufträge für den Bau oder die Ausschmückung ihrer Familienkapellen – wie etwa die Brancacci- oder die Pazzi Kapelle –, aber der Austausch über diese Kunst fand auf breiterer Basis statt. Die Entscheidung über die Ausführung der zweiten Baptisteriumstüren war 1401 durch ein Gremium von 34 Mitgliedern getroffen worden.

Tatsächlich leistete sich Florenz seit dem ausgehenden 14. Jahrhundert einen gelehrten Kanzler, einen humanistischen Stadtschreiber, den die Stadt gut dafür bezahlte, daß er die offizielle Korrespondenz der Republik Florenz in angemessener Weise führte. Von 1375

bis zu seinem Tod im Jahr 1406 wurde das Amt des Florentiner Kanzlers von dem berühmten Gelehrten Coluccio Salutati versehen, der sich sehr für die *studia humaniora* einsetzte und einen Kreis von Gelehrten in Florenz zusammenführte. Als einer seiner Nachfolger trat Leonardo Bruni das Amt an. Er war von 1427–1444 Florentiner Kanzler, und mit ihm verbindet sich eine spannende Diskussion um die Anfangsgeschichte der Florentiner Renaissance.

Es geht um einen Forschungsansatz, der ein dramatisches Wendepunkt-Szenario vorsieht. Er stammt von Hans Baron, einem bedeutenden deutschen Gelehrten, der als Jude vor den Nationalsozialisten nach Amerika fliehen mußte, wo er auch nach dem Krieg blieb. Dieses Schicksal teilte er mit den besten Renaissance-Forschern seiner Generation, deren Verdrängung in die Emigration dazu führte, daß die Forschung über die Renaissance in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts fast ausschließlich von amerikanischen Historikern bestimmt worden ist. Dort sah man nach dem Krieg in der Florentiner republikanischen Verfassung auch ein politisches Identifikationsbild, einen Anknüpfungspunkt für eine republikanische Tradition. Bei Hans Baron ist das offenkundig. Im Jahr 1955 erschien sein Werk *The Crisis of the early Italian Renaissance. Civic Humanism and Republican Liberty in an age of Classicism and Tyranny*. Dabei ging es um einen entscheidenden Augenblick der Geschichte, einen wirklichen Wendepunkt. Hans Baron sah diesen Augenblick im Jahr 1400 eintreten, als sich die Republik Florenz einem mächtigen Gegner gegenüber sah: Giangaleazzo Visconti, dem Herrn von Mailand. Baron sah in ihm einen Feind der Freiheit, der Florenz bedrohte. In diesem historischen Moment im Jahr 1400 habe Florenz als letzte Vertreterin republikanischer Freiheiten in Italien allein und ohne Unterstützung einem übermächtigen Gegner gegenübergestanden. In dieser Herausforderung, in der die politische Verfassung von Florenz durch einen mächtigen Gegner bedroht worden sei, seien die Florentiner Humanisten aus abgehobenen Gelehrten zu Verteidigern des republikanischen Staates geworden. Aus dem Gelehrtenzirkel um Coluccio Salutati seien nun verantwortliche Verteidiger der Freiheit geworden. Baron nannte diese neue Haltung, die er in den Schriften Leonardo Brunis zu entdecken glaubte, *Civic humanism* – Bürgerhumanismus. In dieser radikalen Form hat sich seine Erklärung nicht durchgesetzt, doch die Bezeichnung Bürgerhumanismus für den Humanismus des frühen 15. Jahrhunderts hat sich etabliert. Allerdings wird seine Entstehungsgeschichte nicht auf einen dramatischen Augenblick, sondern auf ein historisches Milieu mit einer längeren zeitlichen Erstreckung zurückgeführt.

Die ersten Jahrzehnte des 15. Jahrhunderts waren in Florenz eine enorm kreative Phase der Rückbesinnung auf antike Vorbilder in der bildenden Kunst, der Literatur und der Architektur. In jenen Jahren, in denen Lorenzo Ghiberti an der dritten Tür des Baptisteriums arbeitete, schuf der gleichaltrige Filippo Brunelleschi eine Reihe von Bauwerken, die das Erscheinungsbild von Florenz in dieser Epoche nachhaltig geprägt haben, so das *Ospedale degli Innocenti* (Waisenhaus), das 1421 begonnen wurde, und die Pazzi-Kapelle, einen Anbau an die Franziskanerkirche Santa Croce. Dort begannen die Arbeiten 1429. Man muß kein Architekturspezialist sein, um die Aufnahme antiker Vorbilder in diesen Bauten zu erkennen. Tatsächlich markierte diese Architektur einen bewußten Bruch mit

der mittelalterlichen Tradition. Das bekannteste Werk Brunelleschis ist vielleicht seine Domkuppel, die jedem Florenz-Besucher bekannt ist. An dieser Kuppel arbeitete Brunelleschi zwischen 1418 und 1436, zwischenzeitlich war auch Lorenzo Ghiberti an den Arbeiten beteiligt.

Obwohl in diesen Jahren viel gebaut wurde, war dies eigentlich eine Krisenzeit für Florenz. Der Wirtschaft ging es nicht sehr gut; die Stadt hatte sich noch nicht völlig von den Folgen der Pestwellen, die seit 1348 regelmäßig auftraten, erholt. Die Krise schlug sich 1427 in dem Florentiner Kataster, einer Steuerschätzung und Volkszählung, nieder, mit der die Stadt ihre öffentlichen Finanzen auf eine solide Grundlage stellen wollte. Jeder Haushalt in Florenz mußte Auskunft über die Zahl seiner Mitglieder und über seine Vermögensverhältnisse geben. Daher wissen wir, daß zu der Zeit, als Lorenzo Ghiberti seine Baptisteriumstüren in Angriff nahm, etwas weniger als 40 000 Menschen in Florenz lebten. 100 Jahre zuvor, auf dem demographischen Höhepunkt vor der Pest, waren es noch 100 000 Menschen gewesen. Florenz lebte am Anschlag. Die Stadt hatte sehr viel Geld für Kriege ausgegeben, und am Ende der 1420er Jahre spitzte sich die innere Krise der Stadt zu. Die Parteienkämpfe innerhalb der Führungsschicht liefen auf eine Entscheidung zu, die 1433 nur dadurch verschoben wurde, daß die Vertreter der alten Familien Cosimo de' Medici verbannt hatten. Doch schon im folgenden Jahr kam Cosimo zurück nach Florenz. Nun wurden die Gegner der Medici entmachtet, und die sechzigjährige Dominanz der Familie Medici in Florenz begann. Formal blieb die Republik und ihre Institutionen erhalten, doch die Medici entwickelten ein virtuosos System der Kontrolle darüber, welche Personen die wichtigen Ämter erhielten. Es war eine sehr bewegte Zeit, die sich einfachen Erklärungen entzieht. Aber es war eine Zeit, die in ihren Krisen ein Potential freisetzte, dessen Leistungen uns heute noch beeindrucken.

UM 1450

Johannes Gutenberg entwickelt den Buchdruck mit beweglichen Lettern zur Marktreife

Der Buchdruck mit beweglichen Lettern erlaubte die Vervielfachung von Textvorlagen mit einer deutlich höheren Geschwindigkeit, als dies selbst spezialisierten Schreibern möglich war. Dabei erzielten die Druckwerkstätten eine sehr gute Qualität. Auf diese Weise ermöglichte der Buchdruck eine schnellere und kostengünstigere Verbreitung des geschriebenen Wortes, wobei sich die Texte durch die Art ihrer Vervielfältigung allmählich an einheitliche Standards annäherten. Der Buchdruck machte ganze Wissensbereiche, die in der handschriftlichen Überlieferung des Mittelalters Spezialisten vorbehalten waren, einer größeren Öffentlichkeit zugänglich. Quellentechnisch endete mit diesem Einschnitt das Mittelalter.

DATEN

seit 1390	Papiermühle von Ulman Stromer in Nürnberg
um 1399	Geburt von Johannes Gensfleisch zum Gutenberg als Sohn einer Patrizierfamilie in Mainz
1437–1454	Entwicklung des Buchdruckverfahren mit beweglichen Lettern durch Johannes Gutenberg
1444–1448	Arbeit Gutenbergs in Straßburg / Fertigung und Verkauf von Wallfahrtsandenken
1448	Rückkehr Gutenbergs nach Mainz
1449	Vertrag Gutenbergs mit Johannes Fust, der Gutenberg 800 Gulden leiht (6 % Zinsen). Einrichtung einer Druckwerkstatt, Verpfändung der Ausstattung als Sicherheit an Johannes Fust
1453	Erneute Investition Fusts in das »Werk der Bücher« (800 Gulden)
12. 3. 1455	Brief des Enea Silvio Piccolomini über seinen ersten Eindruck von Gutenbergs Bibeldruck
1455	Forderung der Kreditrückzahlung durch Johannes Fust / Verlust von Gutenbergs Werkstatt
1468	Tod Johannes Gutenbergs
um 1500	Europaweit existieren ca. 255 Druckorte

Das Datum ist ein wenig willkürlich. Für die Erfindung des Buchdrucks gibt es keinen genauen Zeitpunkt. Es war wohl eher eine intensive Arbeitsphase zwischen 1437 und 1454, die immer wieder durch Rückschläge und Stillstand unterbrochen wurde, die aber im Oktober 1448 schließlich in ihre entscheidende Schlußphase eintrat. Damals kam der Mainzer Patrizier und Goldschmied Johannes Gensfleisch nach einem mehrjährigen Aufenthalt in Straßburg in seine Heimatstadt Mainz zurück. Seine Familie bewohnte den Hof zum Gutenberg, und Johannes Gensfleisch nahm diese innerstädtische Herkunftsbezeichnung in seinen Namen auf. Johannes Gutenberg war zu dem Zeitpunkt seiner Rückkehr etwa 50 Jahre alt. Sein genaues Geburtsdatum ist unbekannt, doch wird er kurz vor 1400 geboren sein, vermutlich zwischen 1394 und 1399. Er verstand sich auf den Umgang mit Metall, und er hatte zwischen 1484 und 1488 in Straßburg einiges Geld mit der Herstellung und dem Verkauf von Wallfahrtsandenken verdient – zumindest erscheint er in einer Steuerliste des Jahres 1443/44 mit einem gewissen Vermögen. Doch war dies nicht genug Startkapital für das Unternehmen, an dessen Vorbereitung Johannes Gutenberg seit Jahren arbeitete, und an dessen Realisierung er sich nach seiner Rückkehr nach Mainz machte. Ein Rechtstext nannte das Unternehmen einige Jahre später *das Werk der Bücher*. Johannes Gutenberg hatte ein Verfahren erarbeitet, mit dem sich Texte auf Papier oder Pergament in guter Qualität und größerer Auflage drucken ließen. Seine Leistung bestand weniger in der Entdeckung eines einzelnen entscheidenden technischen Kunstgriffs als vielmehr in der Entwicklung und Vervollkommnung des gesamten Druckverfahrens von der Erstellung der einzelnen Buchstaben bis hin zum Druck mit einer eigens angefertigten Presse. Das Verfahren sollte die Buchproduktion grundlegend verändern, aber es war ein mühsamer und aufwendiger Vorgang, der eine hohe Kunstfertigkeit und auch einiges Geld für die notwendigen Investitionen erforderte.

Im Jahr 1449 schloß Johannes Gutenberg einen Vertrag mit einem Geschäftspartner, der über mehr Kapital verfügte als er selbst. Er erhielt von seinem Partner Johannes Fust einen Kredit über 800 Gulden, für die Gutenberg jährlich 6 % Zinsen zahlen sollte. Er selber hat später, als seine Mittel knapp wurden, geltend gemacht, daß zwar der schriftliche Vertrag die Zinszahlung vorsah, daß man aber mündlich einen Verzicht auf die Zinsen vereinbart hätte. Sein Geschäftspartner bestritt dies und verlangte sein Geld zurück. Beim Abschluß des Vertrages 1449 hatte Gutenberg die gesamte Druckwerkstatt, die er von dem Geld kaufte, als Sicherheit verpfänden müssen. Nach einigen Jahren zeigte sich, daß das Geld nicht reichte, und 1453 investierte Johannes Fust nochmals 800 Gulden in das gemeinsame Geschäft. Ein freistehendes Bürgerhaus kostete damals etwa 500 Gulden, die investierten 1600 Gulden zuzüglich der Zinsen waren also eine Menge Geld. Gutenberg richtete damit eine Druckwerkstatt ein. Dabei handelte es sich um ein Unternehmen mit etwa 20 Mitarbeitern. Aber was tat dieses neue Unternehmen eigentlich? Es druckte Bibeln. Gutenberg hatte eine Druckwerkstatt eingerichtet, um mit Hilfe eines neuen, von ihm entwickelten Verfahrens der Buchherstellung lateinische Bibeln zu drucken, die in Textqualität und Erscheinungsbild den bislang üblichen handgeschriebenen und handkolorierten Bibeltexten Konkurrenz machen sollten. Die Gutenberg-

Epistola salomonis ad esau
 quia et thobis apud hebreos salomonis
 ungar epistola quos iungit sacerdos
 ut: numo terra non dividat: quos
 xpi nedit amor. **L**ibricarios in oster-
 amos. et zacharia malachia quoque
 postine. **S**cripsit: si licuisset per ual-
 tudine. **A**ntiquis solacia sumptuum
 notarios in os et librarios sustine-
 re: ut uobis possim nra defuder
 ingeniu. **E**t ecce et latec freques curta
 diuisa postati: quasi aur equu sit me
 uobis futuris alijs laborare: aut
 in ratione dan et accepti: quip; perre
 uos obnon? **S**im. **I**taque; loga egota
 none fradus: ne pauis hor anno et
 nrae: et apud uos minus esse: in diu
 opus uonini uro consecraui: in cep
 raoue uidelicet tau salomonis uo-
 luminu: maltho qd hebrei gabolas
 oulga et edino pibia uocat: colecti-
 que grece ecclesiasticus: laane cononator
 postum? **D**icit: sic hebrei: qd i lingua
 nram uenit canonicu canoos. **S**ecur et
 pauarros: iqu filij siraq; liber: et alijs
 pseudo graphus: qui sapientia salo-
 monis inscribit. **Q**uoy prior hebra-
 ium reba: no ecclesiasticu ut apud la-
 anos: sed gabolas pnotat. **L**ui iudi-
 cat ecclesiastes: et canonicu canoos: ut
 similitudine salomonis: no solu nu-
 mero libroru: sed etia maietas gau-
 re coequare. **S**ecus duo apud hebreos
 nlsq; est: quia et ipse filius grecam
 eloquentia redoler: et nonnulli sci pro-
 uerby huc esse iuda filiois affirmat.
Sicut ergo iudith et thobis et macha-
 boy libros: legit quide eos ecclesia: sed
 inter canonicas scripturas no recipit:
 sic et hec duo volumina legat ad edi-
 ficatione plebis: no ad audientiam
 ecclesiasticoy dogmatu seruandam.

Si cui sane septuaginta interpretum
 magis edmo placet: habet ea a nobis
 olim uisitata. **S**icq; eni noua sit cu-
 dim? ut uerba deturam? **E**t caue cu
 diligenter legat: sciat magis nra
 scripta intelligi: que no in eoru uas
 ca lusa coacuat: sed ita in de pedo
 puerillimz iudicia esse: suu sapore sit-
 uantur. **E**pi cura Inoq; hie uisitantur

Prælo salomonis

A filij dauid regio ista:
 ad sciendā sapien-
 tiam et disciplinā: ad
 intelligendā uerba
 prudentie et susapi-
 endā eruditacionē dōdātur: uisitaū
 et iudiciū et equitatē: ut deus paruulū
 abudis: et adolecentu firmata et intel-
 lectus. **A**udis sapiens sapiens erit: et
 intelligēs gubernata possidebit. **A**ni
 aduersa parabolam et interpretacionē
 non: uerba sapienū et arguata coy.
Timor dñi pncipiū sapienē. **S**apientia
 aq; dōdānam stula despiciū.
Audi fili mi disciplinā pñs cui et ne-
 dimicas legon mris ue: ut addatur
 gratia capiti tuo: et coques collo tuo.
Sili mi si et latauerit potes: ut ac-
 quiescas eis. **S**i dixerit ueni nobiscū:
 insidiatur sāgini: abscondam? **E**di-
 culas ora insoum kuita: deglutia-
 mus eū sicut infatuū uiuent: et in-
 gant: quasi desodant in lacū: omne
 piosā libānāā repant: implebim?
Domus nra spolijs: fortan uicte no-
 bisum: machupū sit unum omnium
 nru: fili mi ut ambules cū eis. **P**ro-
 hibe uentem cui a lermis coy. **P**edes
 mi illos ad malū curat: et stināt ut
 effundant sāguinam. **F**rutra autem
 iactat rex ante oculos pñaroy. **I**pi q;
 conua sāguine suū insidiantur

Bibeln, mit 42 Zeilen pro Seite, die in je zwei Spalten eingerichtet waren, haben in der Forschung die etwas merkwürdige Abkürzung »B 42« erhalten.

Gutenberg hatte ein besonderes System entwickelt. Der Vorteil des Druckverfahrens war die vielfache Reproduzierbarkeit der einmal erstellten Vorlage. Gab es eine Vorlage in zufriedenstellender Qualität, dann konnte ein geübter Fachmann innerhalb vergleichsweise kurzer Zeit viele Abdrucke machen und damit sehr viel schneller Bücher produzieren, als es ein noch so geübter Schreiber tun konnte. Wenn der Drucker eine fehlerfreie, sorgfältig korrigierte Vorlage erstellt hatte, dann war eine fehlerfreie Textvervielfältigung nurmehr ein technisches Problem. Die Idee war nicht neu, und Gutenberg hatte sie auch nicht als erster gehabt. Seine Leistung bestand darin, das geeignete Material für die Druckvorlage gefunden und ein Verfahren entwickelt zu haben, das die Vorteile dieses Materials optimal zum Einsatz brachte. Die Besonderheit von Gutenbergs Verfahrens bestand darin, daß er die Grundelemente des Textes, die Buchstaben und Interpunktionszeichen, variabel einsetzte. Diese Grundelemente stellte er in großen Mengen her, um sie immer aufs neue zu kombinieren. Er arbeitete mit beweglichen Vorlagen, die bei Fehlern schnelle Korrekturen erlaubten. Die Beweglichkeit und damit die Korrigierbarkeit war ein großer Vorteil gegenüber dem vergleichsweise unaufwendigen Verfahren des Holzschnitts, mit dem ganze Buchseiten in einem Stück erstellt wurden. Gutenberg stanzte mit Hilfe eines Metallstempels eine Hohlform in eine Kupfermatrize, die dann mit einer Metallegierung ausgegossen wurde. So entstand der Buchstabe, der, mit Druckerfarbe eingeschwärzt, einen Abdruck auf dem Papier hinterließ. Doch machte ein Buchstabe noch keinen Text, und es kam darauf an, die Buchstaben so zu gießen, daß sie sich zu Worten aneinanderfügen ließen. Dabei mußte man darauf achten, daß alle Buchstaben gleich hoch aus ihrer Unterlage herausragten, um ein gleichmäßiges Druckbild zu erhalten. Gutenberg entwickelte eine effiziente und variable Druckform, die es erlaubte, Matrizen unterschiedlicher Größe an ihrer Unterseite so einzuspannen, daß das Metall einen Schaft formte, aus dem der Buchstabe heraustrat. Die Länge und die Breite des Schaftes war durch die Gußform einheitlich, das überstehende Metall wurde abgeschlagen und konnte wieder geschmolzen werden. Der Buchstabe ragte so aus einem kleinen rechteckigen Schaft heraus, der es erlaubte, die Buchstaben sicher nebeneinander zu setzen. So wurden die Buchstaben zu Worten und die Worte zu Sätzen sortiert, die man auf einer Holzschiene anordnete – ähnlich einem Scrabble-Spiel. Auf der Schiene war die Zeilenlänge bereits durch einen Metallstopper eingestellt, so daß sich bei der Zeilenanordnung ein einheitliches Schriftbild einstellte. Bei Gutenbergs Bibeldruck ist das meisterlich gelungen. Möglich war ein solch einheitliches Schriftbild nur, wenn der Drucker gewisse Spielräume hatte, um kurze Worte etwas zu strecken, oder zu lange Worte, die sich nicht sinnvoll trennen ließen, zu kürzen. Die Zeilen wurden dann in einer Holzschablone zu einem Text zusammengefügt, und von dem so entstandenen Text wurde durch einfaches Abreiben zunächst einmal ein Korrekturbogen erstellt. Da die Texte bis auf wenige Ausnahmen in lateinischer Sprache verfaßt waren, mußte es in der Druckerwerkstatt Korrektoren geben, die das Latein sicher beherrschten.

In jenen Anfangsjahrzehnten war die Druckerei ein anspruchsvoller Beruf, und es gibt Hinweise darauf, daß Johannes Gutenberg eine zeitlang an der Universität Erfurt studiert hat. Dasselbe gilt für seinen »Nachfolger« Peter Schöffer, der wahrscheinlich in Erfurt, sicher aber in Paris studierte, bevor er sich an die Druckerei machte. War eine Seite fehlerfrei eingerichtet, so begann man mit dem Druck. Um den nötigen Druck für ein beständiges, gleichmäßiges und ästhetisch befriedigendes Schriftbild zu erzielen, wurden in Gutenbergs Druckerei Pressen verwendet, die man aus Weinpressen entwickelt hatte. Mainz lag in einer Weingegend, hier waren viele Weinpressen im Einsatz, deren Prinzip sich auf den Buchdruck übertragen ließ. Gedruckt wurde immer eine Seite. Bei wertvollen Büchern, etwa Meßbüchern für den Gottesdienst, aber auch bei einem Teil der ersten Bibelaufgabe, druckte man auf Pergament. In der Regel aber druckte man auf Papier, dessen Preis etwa ein Viertel des Pergamentpreises betrug. Das Papier wurde zuvor angefeuchtet und anschließend zum Trocknen aufgehängt. Papiermühlen gab es in Deutschland seit dem Ende des 14. Jahrhunderts (Ulman Stromer in Nürnberg seit 1390). Gedruckt wurde zunächst überwiegend schwarz. Die farbigen Illustrationen und kunstvoll gestalteten Initialen wurden mit der Hand nachgetragen. Erst später gingen versierte Druckereien auch dazu über, diese Initialen farbig zu drucken.

Der Druck der Bibel war ein langwieriger Vorgang. Pro Seite benötigte man etwa 2600 Buchstaben. Um über einen ausreichenden Satz zu verfügen, der Groß- und Kleinbuchstaben in unterschiedlichen Breiten enthielt, verwendete Gutenbergs Werkstatt für die Bibel einen Buchstabensatz mit 290 verschiedenen Typen. Um effektiv arbeiten zu können, arbeitete man mit sechs Druckpressen. Jeder der sechs Setzer arbeitete gleichzeitig an drei Seiten: eine Seite wurde gedruckt, eine neu eingerichtet und eine nach dem Druck wieder zerlegt. Bei 2600 Buchstaben pro Seite bedeutete das, daß jeder Setzer mit 7800 Typen arbeitete. Bei einer parallelen Arbeit mit sechs Setzern kam man auf einen Buchstabenbedarf von 46 800 Typen, die gleichzeitig zur Hand sein mußten. Diese Typen mußten gegossen sein, bevor der Druck begann. Gutenberg hatte eine besondere Metallegierung entwickelt, die zu 83 % aus Blei, 9 % aus Zinn, 6 % aus Antimon und je einem Prozent aus Kupfer und Eisen bestand und die sehr schnell erkaltete und weiterverarbeitet werden konnte. Man geht davon aus, daß allein das Gießen der Buchstaben etwa ein halbes Jahr in Anspruch nahm. Erst dann konnte der Druck beginnen. Der Druck der 1282seitigen Bibel selber, von der eine Auflage von ca. 180 Stück gedruckt wurde, wird ungefähr zwei Jahre in Anspruch genommen haben. So entstanden in etwa zweieinhalb Jahren etwa 180 Exemplare der Bibel von hervorragender Qualität. 20 Mitarbeiter hatten daran gearbeitet. Das war gegenüber dem bisherigen Herstellungstempo eine enorme Steigerung, denn bislang benötigte ein professioneller Schreiber für einen Bibel-Volltext etwa drei Jahre.

Wir wissen nicht genau, wann die Arbeit an der Bibel begann. Aber es gibt ein interessantes Dokument, das es uns erlaubt, den Abschluß einigermaßen zu datieren und das auch die frühe Reaktion eines Buchliebhabers auf das Erzeugnis von Gutenbergs Druckerei erkennen läßt. Es geht um einen Brief, den der Gelehrte und spätere Papst Enea Silvio Piccolomini am 12. März 1455 an einen spanischen Kardinal schrieb. Der Brief war in Wien abgefaßt, und er berichtete über ein Erlebnis auf dem Reichstag in Frank-

furt. Dort heißt es: *Vollständige Bibeln habe ich nicht gesehen, vielmehr einige Quinterne mit verschiedenen Büchern in höchst sauberer und korrekter Schrift ausgeführt, nirgendwo nachgemacht, deine Gnade würde sie mühelos und ohne Brille lesen können.* Gutenberg wäre über ein solches Lob sicher erfreut gewesen, denn ihm war es ja darum gegangen, Bibeln von hochwertiger Qualität zu drucken. Im Erscheinungsbild unterschieden sich diese neuen Bücher kaum von den handgeschrieben. Tatsächlich orientierten sich die Drucker der ersten Generation weitestgehend an den Standards der guten Handschriften. Gutenberg hatte als Vorlage für seine Bibel eine Handschrift gewählt, deren Buchstaben ihm besonders geeignet erschienen, und er hatte diese Buchstaben sorgfältig kopiert und als Vorlage für seine Drucklettern verwendet. So ist es für den Betrachter gar nicht ohne weiteres möglich, einen Druck von einer Handschrift zu unterscheiden – besonders dann, wenn der Druck nachträglich von Hand verziert wurde.

Die deutlichste Unterscheidung eines Druckes von einer Handschrift bestand darin, daß die Drucke nun Titelblätter bekamen, die über den Autor, den Titel, den Drucker und den Druckort Auskunft gaben. So etwas hatte es bei Handschriften nicht gegeben. Unübersehbar brachte das Druckverfahren eine allmähliche Standardisierung mit sich. Alle Exemplare einer Auflage hatten denselben Text. Das war bei Handschriften kaum zu erreichen.

Allerdings hatte auch die Handschriftenherstellung zu der Zeit, in der Gutenberg seinen Buchdruck begann, eine erhebliche Professionalisierung erfahren. Längst hatte sich ein leistungsfähiger Buchmarkt etabliert, der seine Zentren dort hatte, wo Handelsströme zusammenkamen und wo die Nähe zu geistigen und geistlichen Zentren ein interessiertes Publikum garantierte. Vespasiano da Bisticci, der als Buchhändler im humanistisch interessierten Florenz der Medici tätig war, soll zwischen 50 und 200 Schreiber in seiner Werkstatt beschäftigt haben. In einem arbeitsteiligen Verfahren kopierten sie gefragte Bücher.

Die Druckereien konnten diesen Buchmarkt nun in deutlich größerem Umfang beliefern, als dies die Schreiberwerkstätten gekonnt hatten. Man geht davon aus, daß zwischen dem ersten Druck Gutenbergs und der traditionellen Epochenschwelle im Jahr 1500 mindestens 8 Millionen Bücher und kleinere Druckschriften gedruckt worden waren. Um das Jahr 1500 gab es bereits über 250 Druckorte, die die unterschiedlichsten Druckerzeugnisse druckten, vom Ablassbrief über Kalenderblätter bis hin zu prachtvollen Meßbüchern (von erotischen Druckwerken ist selten die Rede, aber es läßt sich vermuten, daß sie eine enorme Auflagenstärke erreichten, wenn sie auch nicht sehr dicht überliefert sind). Die durchschnittliche Auflagenhöhe lag wohl zwischen 200 und 500 Exemplaren. Zunächst waren es deutsche Drucker, die die Druckkunst entlang des Rheins, aber auch zunehmend jenseits der Grenzen, etablierten. Doch noch bevor das Jahrhundert zu Ende ging, gab es in den Niederlanden und in Italien große Druckereien.

Anton Koberger in Nürnberg, der 1513 starb, soll 100 Mitarbeiter beschäftigt haben, die mit 24 Druckerpressen arbeiteten. Zur selben Zeit druckten in Venedig bereits 150 Druckereien, der berühmteste unter den venezianischen Druckern war Aldus Manutius. Die Drucke, die zwischen 1450 und 1500 entstanden, nennt man in der Forschung *Wie-*

gedruckte – Inkunabeln. Der Begriff wurde 1639 anlässlich der 200-Jahr-Feier der Gutenbergischen Erfindung von dem Münsteraner Domdechanten Bernhard von Mallinkrodt geprägt, und er hat sich durchgesetzt.

So hatte Johannes Gensfleisch zum Gutenberg kurz nach 1450 nach langer, gründlicher Vorbereitung der technischen Entwicklung eine Tür geöffnet und einem neuen Verfahren der Buchherstellung einen gewaltigen Markt erschlossen. Doch für Gutenberg selber war seine Erfindung keine Erfolgsgeschichte. Er hatte das Geld ein wenig aus den Augen verloren, und 1455 forderte sein Partner Johannes Fust seine Investitionen zurück. Es ging bei diesen Forderungen um mehr als 2000 Gulden. Gutenberg wehrte sich, doch das Gericht gab seinem Partner Recht. Weil er das Geld nicht zurückzahlen konnte, wurde die verpfändete Werkstatt mit ihrem Inventar an Johannes Fust übertragen. Gutenberg blieb nur eine geringe Ausstattung, mit der sich keine größeren Projekte mehr realisieren ließen. Mit seinen Druckerpressen haben Fust und Peter Schöffer, der noch bei Gutenberg gelernt hatte und der von Fust stark gefördert worden war, erfolgreich weitergedruckt. Johannes Gutenberg starb 1468. Reich war er durch seine Erfindung nicht geworden.

Gutenbergs Erfindung an der Grenze des Mittelalters zur Neuzeit hat die menschliche Kulturgeschichte tiefgreifend verändert. Gemeinsam mit der Reformation steht der Buchdruck, der um 1500 zu einer europaweiten leistungsfähigen Technik geworden war, als Charakteristikum der Neuzeit da. Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Renaissance mit ihrem Bildungsideal und dem Interesse für antike Autoren und die Reformation, die den einzelnen protestantischen Christen auf den Bibeltext verwies, der europäischen Lesekultur einen enormen Impuls verliehen haben. Diese Entwicklungen liegen allerdings außerhalb der Zuständigkeit eines Mediävisten. Für den Mediävisten endet seine Epoche mit dem Einsetzen des Buchdrucks, denn nun verändert sich der Charakter der Quellen grundlegend. Diese Veränderung reflektiert den Wandel, den die Zeitgenossen des späten 15. Jahrhunderts erlebten. Auch für sie nahm die Zahl der Texte zu. Die Zahl der verfügbaren Texte mit einheitlichem Inhalt nahm dramatisch zu. Schon durchschnittliche Gelehrte oder Intellektuelle, die sich für ein Thema interessierten, konnten breiter recherchieren. Die Informationen waren nicht mehr jenen vorbehalten, die an den großen Zentren der Wissenschaft lebten und zu den berühmten Bibliotheken Zugang hatten. Die Texte wurden häufiger, und sie wurden erschwinglicher. Vielleicht läßt sich sogar sagen, daß erst am Ende des Mittelalters, durch jene Erfindung, die das Mittelalter beendete, das Wissen des Mittelalters für eine breitere Öffentlichkeit zugänglich wurde. In jedem Fall hat der Buchdruck manchen mittelalterlichen Text für die Nachwelt gerettet, der aufgrund seiner geringen Handschriftendichte andernfalls verloren wäre. Wenn sich auch der Zeitpunkt nicht präzise datieren läßt, so steht doch außer Frage, daß Johannes Gutenberg mit seinem Werk der Bücher eine historische Wende von enormer Tragweite eingeleitet hat.

12. OKTOBER 1492

Christoph Columbus erreicht Amerika

Die »Entdeckung« Amerikas (aus europäischer Perspektive) markiert eine entscheidende Ausweitung des europäischen Horizontes. Columbus selber stand noch weitgehend in der Tradition des späten Mittelalters, und er war bis zu seinem Tod überzeugt, einen Seeweg nach Asien entdeckt zu haben. Doch seine Entdeckung öffnete eine Tür für nachfolgende Entdecker, Abenteurer und Eroberer, die in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts dafür sorgten, daß zunächst die Küsten, dann das Landesinnere Mittel- und Südamerikas den Europäern bekannt und schließlich erobert und ausgebeutet wurde. Columbus stand auf der Schwelle zwischen dem lückenhaften spätmittelalterlichen Wissen von der Welt und der rücksichtslosen praktischen Aneignung der frühneuzeitlichen Konquistadoren.

DATEN

1451	Geburt von Christoph Columbus in Genua
1474	Beginn der Seefahrerlaufbahn des Columbus
1483	Fahrt des Columbus nach Westafrika (als Kommandant eines kleinen Verbandes)
1484	Ablehnung der Pläne des Columbus für eine Schiffsreise nach Asien durch den portugiesischen König
1491	Treffen des Columbus mit der spanische Königin in Santa Fé
17. 4. 1492	Vertragliche Regelung der Ansprüche des Columbus und der spanischen Krone im Falle eines Gelingens von Columbus' Reisevorhaben
6. 9. 1492	Aufbruch des Columbus und seines Schiffsverbandes von den kanarischen Inseln.
12.10. 1492	»Entdeckung« von San Salvador/Bahamas durch den Matrosen Rodrigo de Triana auf der Pinta um 2.00 Uhr morgens
4. 1. 1493	Rückreise nach Spanien
1493–1496	2. Reise des Columbus (Kuba / Jamaika / Santo Domingo / Puerto Rico)
1498–1500	3. Reise des Columbus (Trinidad / Santo Domingo)

1502–1504	4. Reise des Columbus (Santo Domingo / Kuba / Mittelamerika / Jamaika)
1519–1521	Eroberung des Aztekenreichs in Mexiko durch Hernán Cortés mit seinen (400–1000) Gefolgsleuten und indianischen Verbündeten

Die »Entdeckung« Amerikas weist ohne Zweifel in die Neuzeit, in dieser Epoche entfaltete sie ihre gewaltige Wirkung. Aber die Voraussetzungen für die Entdeckungen und Eroberungen lagen im Weltwissen des Mittelalters, seinen Reiseerfahrungen, geographischen Kenntnissen und Irrtümern. Christoph Columbus glaubte fest daran, Asien entdeckt zu haben. Er hatte seine Reisen nach den Schriften mittelalterlicher Gelehrter ausgerichtet. Streng genommen hat seine Entdeckung sein Weltwissen nicht tiefgehend veränderte, aber das wäre etwas zu eng argumentiert.

Der Mann, der bei dieser Geschichte im Mittelpunkt steht, Christoph Columbus (Cristoforo Colombo), wurde 1451 in Genua geboren. Genua war eine Seefahrerstadt, und Columbus fuhr seit 1474 nachweisbar zur See. Seine Erfahrungen blieben nicht auf das Mittelmeer beschränkt, dies war eine umtriebige Zeit. Seit 1476 segelte Kolumbus auch auf dem Atlantik, zuerst nach Flandern, dann nach England. Er segelte auf den Handelsrouten seiner Zeit. 1477 fuhr er von Bristol aus nach Irland und Island; nach der Rückkehr aus dem Norden blieb Columbus in Lissabon. Portugal war damals die Heimat großer Seefahrer, und die Krone Portugals konkurrierte mit den spanischen Königen um den Ruhm und den vermeintlichen Reichtum von Entdeckungen »herrenloser« Landstriche. Dabei verwandten die Portugiesen besondere Energien auf Entdeckungsfahrten nach Afrika. Kolumbus heiratete Filipa de Perestrelo e Moniz, deren Vater Statthalter auf einer der Madeira-Inseln gewesen war; auf diese Weise erhielt der Zugereiste einen gewissen Zugang zum sozialen Leben der maßgeblichen Familien. 1483 segelte Columbus als Kommandant zweier Schiffe nach Westafrika – ganz im Stile der unternehmungslustigen Seefahrer seiner Zeit. Er las in dieser Zeit Reiseberichte, unter anderem Marco Polo, und er korrespondierte mit Paolo del Pozzo Toscanelli, einem Florentiner Humanisten und Kenner des geographischen Wissens seiner Zeit, der die Distanz eines Seeweges nach Asien berechnete: in westlicher Richtung 3000 Seemeilen von den Kanaren nach Japan, danach nochmals 2000 Seemeilen nach China. Der Seeweg würde die Kugelgestalt der Erde nutzen und das von Marco Polo auf mühsamem, mehrjährigem Landweg erreichte phantastisch reiche Asien mit einer sehr viel günstigeren Schiffspassage erreichen. Kolumbus ging von einer Überfahrt von einigen Wochen aus. Die Berechnungen waren allerdings nicht sehr genau, denn sie veranschlagten 2400 Seemeilen für den Weg nach Japan – tatsächlich sind es 10 000. Wäre Columbus mit seiner Besatzung nicht auf Amerika gestoßen, so hätte die Mannschaft die Passage kaum überstanden. Aber noch waren dies Pläne.

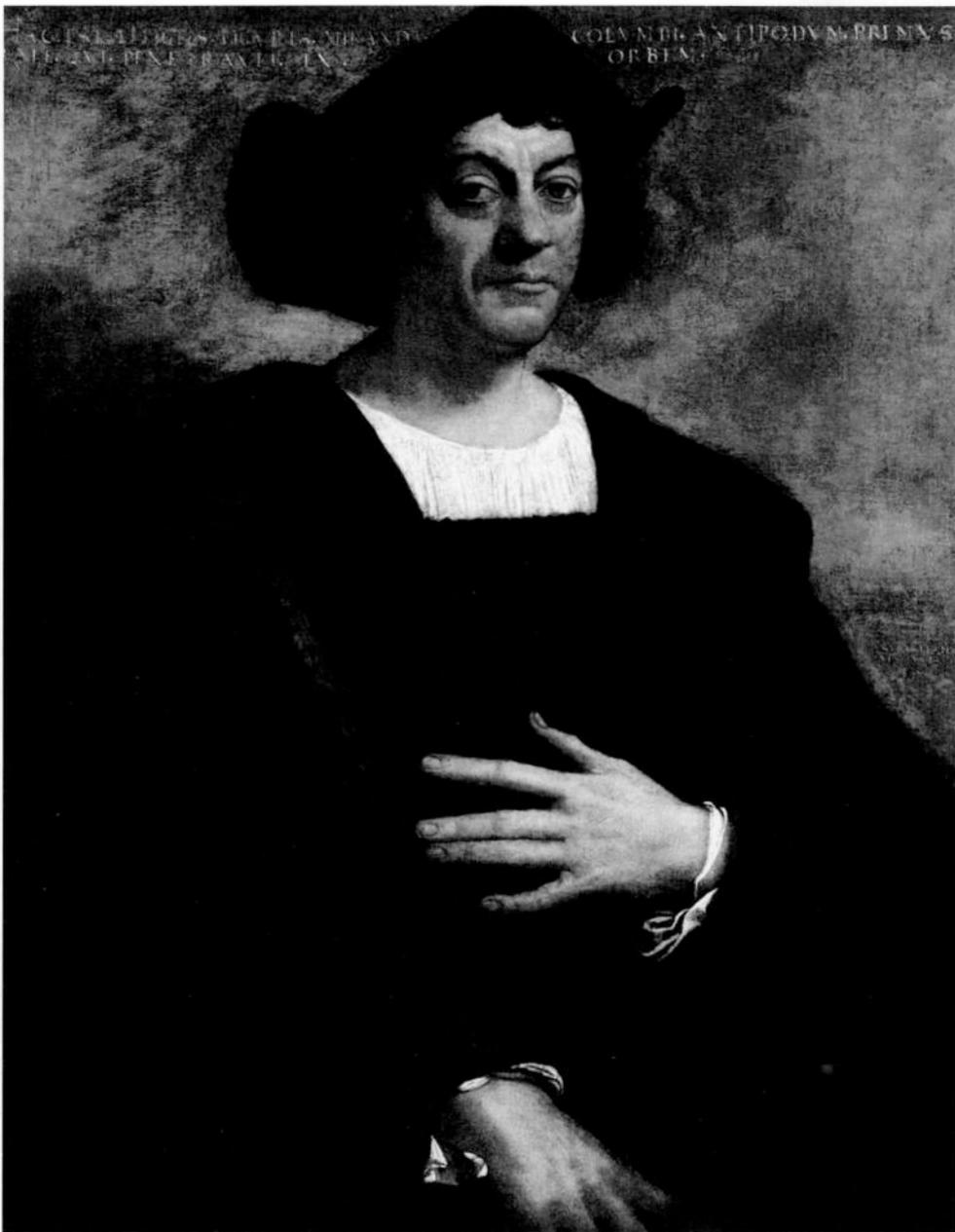
1484 stellte Columbus dem portugiesischen König erstmals seine Asienreisepäne vor. Doch der König lehnte ab, und tief enttäuscht verließ Kolumbus Portugal. Seine Frau war jung gestorben, und Kolumbus ging mit seinem fünfjährigen Sohn nach Andalusien

(Palos), dort gab er seinen Sohn in einem Franziskanerkloster in Obhut. Einer der Mönche verstand sich gut mit dem alleinerziehenden Vater und knüpfte Kontakte zu den Hofkreisen Aragons, aber zunächst fand er auch hier keine Zustimmung. Für Columbus begann ein langer Kampf um sein Projekt, bei dem er viele Rückschläge hinnehmen mußte. Als er Spanien schon fast aufgegeben hatte, kam es im Winter 1491 in Santa Fé noch einmal zu einem Zusammentreffen mit der Königin. Die zugezogenen Sachverständigen waren nicht überzeugt. Kolumbus' Forderungen erschienen zudem als unangemessen hoch. Kolumbus brach auf, enttäuscht und verärgert. Sein Plan schien endgültig gescheitert. Doch auf dem Weg holte ihn ein Bote ein und rief ihn zurück. Die Königin war umgestimmt worden – im Grunde mit einem sehr einleuchtenden Argument: Denn Columbus verlangte viel, doch nur von Besitzungen, die die Königin von Aragon noch gar nicht besaß. Die Krone würde also nichts verlieren. Kolumbus verlangte nur etwas für den Fall, daß er erfolgreich war, und dann würde auch die Krone etwas gewinnen, zumindest mehr, als sie zu diesem Zeitpunkt besaß. Und man sollte dieses Feld vielleicht nicht den Portugiesen überlassen.

Einige Monate lang wurde immer wieder verhandelt. Die Ergebnisse wurden in einem Vertrag am 17. April 1492 niedergeschrieben. Die Zugeständnisse an Kolumbus gingen weit. Er erhielt den Titel eines Admirals und Vizekönigs in allen entdeckten Gebieten und einen erblichen Adelstitel. Ein Zehntel aller neu gewonnenen Güter sollte an Kolumbus gehen – steuerfrei. Er bekam das Recht, sich an künftigen Handelsfahrten in die neuen Gebiete zu beteiligen, mit einem Anteil von einem Achtel an den Kosten und am Gewinn. Wie aussichtsreich war das Unternehmen?

Tatsächlich war die Begeisterung der Zeitgenossen gering. Auch mit den königlichen Briefen fand Columbus zunächst keine Schiffe und keine Mannschaften. Schließlich brachte Kolumbus einen kleinen Verband von drei Schiffen zusammen, die Niña, die Pinta und die Santa Maria. Columbus heuerte 87 Seeleute an, die Hälfte davon als Besatzung für sein Flaggschiff, die Santa Maria. Die andere Hälfte verteilte sich auf die beiden kleineren Schiffe. Die Lohnlisten der Reise sind erhalten. Am 3. August 1492, eine halbe Stunde vor Sonnenaufgang, stach der Verband von Palos aus in See. Das Ziel der Reise war Asien. Auf den Kanarischen Inseln wurden noch einige Reparaturen vorgenommen, doch am 6. September war man soweit. Der kleine Verband brach auf. Nach drei Wochen, viel zu früh, glaubte man, Land zu sehen. Doch es war nur eine Nebelbank. Die Erwartung wuchs und mit ihr die Gefahr der Enttäuschung. Am 10. Oktober zeigte die Mannschaft offen ihre Unzufriedenheit, und Kolumbus mußte an seine Leute appellieren durchzuhalten. Am 11. Oktober waren deutliche Hinweise auf nahes Land zu sehen (Schilfrohre, Zweige), und Kolumbus erhöhte die Prämie für den, der als erster Land ausmachen würde. In der Nachtwache auf den 12. Oktober entdeckte der Matrose Rodrigo de Triana auf der Pinta gegen 2 Uhr morgens eine Insel der Bahamas. Columbus gab ihr den Namen des Erlösers, »San Salvador«.

Columbus ging mit einigen Offizieren und einer bewaffneten Eskorte an Land und nahm von dem neu entdeckten Land im Namen der aragonesisch-kastilischen Krone Besitz. Die Eingeborenen näherten sich friedlich. Sie wußten nicht, daß Columbus sie bei dieser



1492: COLUMBUS ERREICHT AMERIKA | 211

Gelegenheit auch in Besitz nahm. Er taxierte sie in seinem Tagebuch bereits als künftige Sklaven. Columbus nahm einige der Eingeborenen an Bord und ließ sich von ihnen nach Kuba geleiten. Er war fest davon überzeugt, Asien erreicht zu haben. Die Schönheit der Insel beeindruckte die Seeleute. Immer wieder begegneten ihnen Eingeborene, die sich ohne Arglist näherten. Columbus beschreibt sie als höfliche Menschen in einer Art Naturzustand. Nach seinen Beobachtungen hatten diese Eingeborenen keine eigene Religion, und sie würden gute Christen werden, wenn sie erst einmal die spanische Sprache gelernt hätten und im christlichen Glauben unterwiesen würden. In der Annahme, in Asien gelandet zu sein, nannte Columbus die Einwohner Indianer. In sein Bordtagebuch notierte er immer wieder, wie schön und fruchtbar das Land sei. Er berichtete von wertvollen Hölzern und von Gewürzen, vor allem aber suchte er nach Gold.

Bei der Weiterfahrt geschah der Santa Maria an Weihnachten ein Mißgeschick. In einer Untiefe lief sie auf Grund und war nicht mehr flottzubekommen. Columbus ließ aus dem Schiffsholz eine Festung an Land erbauen, die er mit 39 seiner Seeleute bemannte. Sie sollten die Stellung halten, währenddessen wollte er zurücksegeln. Er hatte nicht allein den Verlust der Santa Maria zu verkraften, sondern es kam noch hinzu, daß sich die Pinta allein auf die Suche nach Reichtümern gemacht hatte. Sie hatte den Verband verlassen. So hatte Columbus nur noch ein Schiff für die Rückreise. Am 4. Januar 1493 machte er sich auf. Tatsächlich traf die Niña schon bald auf die abtrünnige Pinta, die kein Gold gefunden hatte. Zusammen begannen sie die beschwerliche Heimfahrt, auf der sie wiederholt von Unwettern heimgesucht wurden. Es war eine mühsame Fahrt, doch sie gelangten über Portugal nach Spanien und an den Königshof. Dort wurde Columbus mit Ehren überhäuft.

Ein Zeuge der Rückkehr des Columbus von seiner ersten Reise gab den persönlichen Eindruck, den er von dem Entdecker bei der Ankunft in Barcelona hatte, so wieder: *Ein Mann von ehrenhaften Eltern und ehrenhaftem Wandel, von guter Gestalt und Erscheinung, größer als der Durchschnitt und mit kraftvollen Gliedmaßen; die Augen lebhaft und das Antlitz von regelmäßiger Bildung; sehr rothaarig und die Gesichtshaut etwas rosig und sommersprossig, angenehm im Gespräch, taktvoll und von großer Erfindungsgabe; ein beachtlicher Latinist und sehr gelehrter Kosmograph; überaus freundlich, wenn er wollte, aber auch jähzornig, wenn ihn etwas ärgerte.*

Sein Erfolg sprach sich bald herum, und so fanden sich bei der Vorbereitung der zweiten Reise sehr viel mehr Leute und Schiffe ein. Im September 1493 brach eine Verband von etwa 20 sehr unterschiedlichen Schiffen auf. An Bord waren nicht nur disziplinierte Seeleute, sondern alle möglichen Abenteurer. Die zweite Fahrt wurde insgesamt zu einem sehr viel weniger harmonischen Unternehmen als die erste Reise. Man traf auf feindselige Eingeborene, die auch zu kämpfen bereit waren. Das Verhalten der eigenen Seeleute provozierte den Widerstand der Indianer, und als der Verband an der Niederlassung anlangte, die man ein Jahr zuvor zurückgelassen hatte, war sie niedergebrannt und die Besatzung tot.

Erst auf der dritten Reise, im Juli 1498, betrat Columbus den südamerikanischen Kontinent (an der Küste Venezuelas, auf der Höhe von Trinidad). Insgesamt machte Columbus vier Reisen nach Amerika, die vierte führte ihn von 1502 bis 1504 nach Mittelamerika.

Auf diesen Reisen hatte er wiederholt Gelegenheit, seine Fähigkeiten in der Seefahrt unter Beweis zu stellen, so entging er mancher Gefahr. Das erhoffte Gold fand er nicht, und er wurde auch nicht reich. Als er zwei Jahre nach der Rückkehr von seiner letzten Reise starb, da war er eher verbittert und fühlte sich um seinen Erfolg geprellt. Doch aus der Sicht der Europäer hatte Columbus tatsächlich Neuland entdeckt, auch wenn er es bis zu seinem Tod unbeirrbar für Asien hielt. Seine Nachfolger korrigierten seinen Irrtum und gaben dem neuen Kontinent den Namen Amerika – nach dem italienischen Reisenden Amerigo Vespucci.

Die Entdecker bereiteten das Terrain für die Konquistadoren, die ab 1519 riesige Territorien des neu entdeckten Kontinentes unterwarfen. Sie unterwarfen die dortigen Kulturen ihrer Herrschaft und erlangten schließlich jenes Gold und jenen zweifelhaften Reichtum, den Columbus so ersehnt hatte. Ausgehend von Mexiko zog sich die Eroberung an den Anden entlang nach Süden: nach Ecuador, Peru, Bolivien und Chile. Diese Eroberungszüge, die bis in die Mitte des 16. Jahrhunderts andauerten, liegen im Grund außerhalb unseres Zeithorizontes, daher wollen wir uns mit dem vielleicht berühmtesten dieser brutalen Beutezüge, dem des Hernán Cortés, begnügen. Cortés brach 1519 auf, um mit zunächst 400 Männern Mexiko zu erobern.

Diese Eroberung war ein erstaunlicher Vorgang. Die Spanier trafen nicht auf versprengte Wilde in einfachen Hütten, sondern sie trafen auf eine Zivilisation, in der es Städte gab, die sich ohne weiteres mit der Einwohnerzahl der spanischen Heimatstädte der Konquistadoren messen konnten. Man geht davon aus, daß die Hauptstadt des mexikanischen Aztekenreichs, Mexiko Stadt (Tenochtitlán), mindestens eine halbe Million Einwohner hatte. Es war die Hauptstadt eines zentral und straff regierten Reiches.

Im August 1519 begann Cortés seinen Eroberungszug an der mexikanischen Küste. Ziemlich genau zwei Jahre später – im August 1521 – fiel die erbittert verteidigte Hauptstadt der Azteken in seine Hände. Bei der Belagerung sollen 200 000 Bewohner ums Leben gekommen sein, die übrigen wurden vertrieben. Das Aztekenreich hörte auf zu existieren, ungeheure Reichtümer fielen den Eroberern in die Hände. Doch hatten die Spanier dieses mächtige Reich nicht allein erobert. Man muß sich klar darüber sein, daß an der Belagerung und Eroberung der Hauptstadt Tenochtitlán mehrere zehntausend Kämpfer indianischer Hilfstruppen beteiligt waren. Sie sollen besonders grausam gewütet haben. Der Erfolg von Cortés war in hohem Maße auf die inneren Spannungen des Aztekenreiches zurückzuführen. Die Aztekenherrscher verfügten über einen entwickelten Herrschaftsapparat, gleichzeitig aber war ihre Herrschaft, zu deren Sicherung sie grausame Menschenopfer einsetzten, bei vielen Untertanen gefürchtet und verhaßt. So war Cortés wegen seiner entschlossenen Brutalität erfolgreich. Sie verängstigte seine Gegner. Aber er war eben auch deshalb erfolgreich, weil er mit diplomatischem Geschick die inneren Spannungen des Aztekenreichs nutzte. Diese Spannungen gab es bereits vor der Ankunft der Entdecker und Konquistadoren. Sie nutzten sie für ihre Zwecke. Doch gehört diese finstere Geschichte in die frühe Neuzeit, weswegen wir die Übersicht über die Wendepunkte mittelalterlicher Geschichte an dieser Stelle beenden können.

QUELLEN UND LITERATUR

Die Bibliographie zu den einzelnen Wendepunkten erstrebt keine Vollständigkeit, vielmehr soll sie Wege zu einer Vertiefung der einzelnen Themen empfehlen. Dazu werden zu jedem Thema drei Titel genannt. Darunter ist nach Möglichkeit ein »Klassiker«, der die Diskussion über das Thema nachhaltig geprägt hat. Die Beschränkung der Literaturempfehlungen auf jeweils drei Titel schließt eine Vielzahl von Werken aus, die für die Ausarbeitung dieser Übersicht wichtig waren. Das ist mir nicht leicht gefallen, aber es wäre sonst sehr schwer geworden, die Bibliographie einzugrenzen. Der »dramatische« Aspekt der einzelnen Themen ergibt sich in erster Linie aus einer engen Anlehnung an die Quellen. Auf den großen Reiz ihrer Lektüre hinzuweisen, ist ein zentrales Anliegen dieses Werkes. Zu diesem Zweck habe ich die mittelalterlichen Quellentexte nach Möglichkeit in einer Übersetzung angegeben. In manchen Fällen gibt es keine Übersetzungen, aber alle Interessierten seien ermutigt, die Mühen des Latein auf sich zu nehmen. Es lohnt sich in jedem Fall.

Weihnachten 800: Die Kaiserkrönung Karls des Großen

QUELLE: Reichsannalen zum Jahr 799/800 und Einhards Leben Karls des Großen, beide in: R. Rau (Hg.), Quellen zur karolingischen Reichsgeschichte 1, Darmstadt 1956 (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters/FSGA 59).

LITERATUR: P. Classen, Karl der Große, das Papsttum und Byzanz. Die Begründung des karolingischen Kaisertums, in: Karl der Große 1, Persönlichkeit und Geschichte, hg. von H. Beumann, Düsseldorf 1965; P. Riché, Die Karolinger. Eine Familie formt Europa, 3. Aufl. München 1995; M. Becher, Karl der Große, München 1999 (C. H. Beck Wissen).

911: Der Vertrag von St.-Clair-sur-Epte

QUELLE: Dudo of St. Quentin, History of the Normans, übersetzt von E. Christiansen, Woodbridge 1998, 2. Buch: Rollo.

LITERATUR: D. Bates, Normandy before 1066, London/New York 1982 (Taschenbuch ab Sept. 2004); P. Sawyer (Ed.), The Oxford Illustrated History of the Vikings, Oxford/New York 1997 (auch in deutscher Übersetzung, Stuttgart 2001); M. Kaufhold, Die wilden Männer werden fromm. Probleme der Christianisierung in der Frühzeit der Normandie, in: Historisches Jahrbuch 120 (2000), S. 1–38.

962: Die Kaiserkrönung Ottos I.

QUELLE: Adalberts Fortsetzung der Chronik Reginos (*Adalberti continuatio Reginonis*) zu den Jahren 961/962, in: A. Bauer/R. Rau (Hg.), Quellen zur Geschichte der sächsischen Kaiserzeit, Darmstadt 1971 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters / FSGA 8).

LITERATUR: J. Fried, Der Weg in die Geschichte. Die Ursprünge Deutschlands bis 1024, Berlin 1994 (Propyläen Geschichte Deutschlands 1); H. Keller, Die Ottonen, München 2001 (C. H. Beck Wissen); M. Puhle (Hg.), Otto der Große, Magdeburg und Europa 1: Essays, Mainz 2001.

1049: Leo IX. zieht in Rom ein

QUELLE: Leonis IX vita ab ipsius in ecclesia Tullensi archidiacono Wiberto conscripta II. 2, ed. J. M. Watterich, Pontificum Romanorum Vitae 1, Leipzig 1862, Nachdruck. Aalen 1966, S. 150f.

LITERATUR: G. Tellenbach, Libertas. Kirche und Weltordnung im Zeitalter des Investiturstreites, Stuttgart 1936 (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 7); B. Schimmelpfennig, Das Papsttum von der Antike bis zur Renaissance, 4. Aufl. Darmstadt 1996; W. Goez, Kirchenreform und Investiturstreit 910–1122, Stuttgart/Berlin/Köln 2000 (Urban TB 462).

Mai 1085: Die Eroberung Toledos

QUELLE: Die wichtigste Quelle – nicht für die Eroberung Toledos selbst, sondern für das bewegte historische Milieu des späten 11. Jahrhunderts in Spanien – ist die Geschichte des Cid: Der Cid. Das altspanische Heldenlied, hg. von A. Thierbach, Ditzingen 1985, Nachdruck Stuttgart 1993 (Reclam).

LITERATUR: A. MacKay, Spain in the Middle Ages. From Frontier to Empire, 1000–1500, London-Basingstoke 1979, Nachdruck 1985; L. Vones, Geschichte der iberischen Halbinsel im Mittelalter 711–1480. Reiche – Kronen – Regionen, Sigmaringen 1993 (Nachschlagewerk).

27. November 1095: Papst Urban II. ruft auf einem Konzil in Clermont zum ersten Kreuzzug auf

QUELLE: Robert der Mönch (Robertus Monachus), Historia Hierosolymitana, Kap.1, in: Recueil des Historiens des Croisades/Historiens Occidentaux 3, Paris 1866, Nachdruck Boston 1967, S. 727–730.

LITERATUR: C. Erdmann, Die Entstehung des Kreuzzugsgedankens, Stuttgart 1935 (Forschungen zur Kirchen- und Geistesgeschichte 6), Nachdruck Darmstadt 1980; J. Riley-Smith (Hg.), Großer Bildatlas der Kreuzzüge. Sechs Jahrhunderte abendländischer Kultur- und Glaubensgeschichte, Freiburg i. Br. 1992; H. E. Mayer, Geschichte der Kreuzzüge, 9. Aufl. Stuttgart/Berlin/Köln 2000 (Urban TB 86).

1103: Die Errichtung des Erzbistums Lund

QUELLE: Saxonis Gesta Danorum, ed. J. Olrik/H. Raeder, Kopenhagen 1931, lib. XII., cap. 6.6, S. 337f.

LITERATUR: W. Seegrün, Das Papsttum und Skandinavien bis zur Vollendung der nordischen Kirchenorganisation (1164), Neumünster 1967 (Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins 51); B. Sawyer/P. Sawyer, Medieval Scandinavia. From Conversion to Reformation, circa 800–1500, Minneapolis/London 1993, Nachdruck 1997 (The Nordic Series 17); M. Kaufhold, Europas Norden im Mittelalter. Die Integration Skandinaviens in das christliche Europa (9.–13. Jh.), Darmstadt 2001.

1113: Bernhard (von Clairvaux) tritt in den Zisterzienserorden ein

QUELLE: Einmütig in der Liebe. Die frühesten Quellentexte von Cîteaux (lat./dt.), hg. von H. Brem/A. M. Altermatt, Langwaden 1998 (Quellen und Studien zur Zisterzienserliteratur 1) (Taschenbuch: Turnhout 2003).

LITERATUR: P. Dinzelbacher, Bernhard von Clairvaux. Leben und Werk des berühmten Zisterziensers, Darmstadt 1998 (Gestalten des Mittelalters und der Renaissance); Die Zisterzienser. Ordensleben zwischen Ideal und Wirklichkeit. Eine Ausstellung des Landschaftsverbandes Rheinland – Katalog, Bonn 1980 u. Ergänzungsband Köln 1982; G. Duby, Der heilige Bernhard und die Kunst der Zisterzienser, Frankfurt a. M. 1993.

1117/18: Die Affäre von Abaelard und Heloise

QUELLE: Petrus Abaelard, *Historia Calamitatum*. Die Geschichte meiner Leiden und der Briefwechsel mit Heloise, verschiedene Ausgaben, zuletzt Berlin 2002.

LITERATUR; M. Fumagalli, *Heloise und Abaelard*, München 1986, Nachdruck Düsseldorf 2001; G. Duby, *Frauen im 12. Jahrhundert. Heloise, Isolde und andere*, Frankfurt 1999 (auch andere Ausgaben); M. T. Clanchy, *Abaelard. Ein mittelalterliches Leben*, Darmstadt 2000.

23. September 1122: Das Wormser Konkordat

QUELLEN: Das Wormser Konkordat (Privileg des Kaisers und Privileg des Papstes) in: L. Weinrich (Hg.), *Quellen zur Deutschen Verfassungs-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte bis 1250*, 2. Aufl. Darmstadt 2000 (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters/FSGA 32), Nr. 49; außerdem: F. J. Schmale (Hg.), *Quellen zum Investiturstreit 1–2*, Darmstadt 1978–84 (Ausgewählte Quellen zur Deutschen Geschichte des Mittelalters/FSGA12a/12b).

LITERATUR: P. Classen, *Das Wormser Konkordat in der deutschen Verfassungsgeschichte*, in: J. Fleckenstein (Hg.), *Investiturstreit und Reichsverfassung*, Sigmaringen 1973 (Vorträge und Forschungen 17), 411–460; R. Schieffer, *Die Entstehung des päpstlichen Investiturstreits für den deutschen König*, Stuttgart 1981 (Schriften der Monumenta Germaniae Historica 28); W. Hartmann, *Der Investiturstreit*, 2. Aufl. München 1996 (Enzyklopädie Deutscher Geschichte 21).

1140: Das Dekret Gratians:

QUELLE: *Decretum Magistri Gratiani*, ed. E. Friedberg, Leipzig 1879, Nachdruck 1995

LITERATUR: H. E. Feine, *Kirchliche Rechtsgeschichte. Die Katholische Kirche*, 5. Aufl. Köln/Wien 1972; S. Kuttner, *The History of Ideas and Doctrines of Canon Law in the Middle Ages*, 2. Aufl. London 1997 (Variorum Reprints – Aufsatzsammlung, siehe auch die anderen Aufsatzsammlungen von Kuttner in derselben Reihe); A. Winroth, *The Making of Gratian's Decretum*, Cambridge 2000, Nachdruck 2002.

1144: Der Neubau des Chores von Saint-Denis

QUELLEN: Die Baudenkmal (Abbildungen in der angegebenen Literatur); Abt Suger von Saint-Denis, *Ausgewählte Schriften – Ordinatio/De consecratione/De administratione* (lat./dt.), hg. von A. Speer/G. Binding, Darmstadt 2000.

LITERATUR: E. Panofsky, *Gothic Architecture and Scholasticism*, Latrobe 1951 (Wimmer Lecture); Dieter Kimpel/Robert Suckale, *Die gotische Architektur in Frankreich 1130–1270*, München 1985; G. Binding, *Was ist Gotik? Eine Analyse der gotischen Kirchen in Frankreich, England und Deutschland 1140–1350*, Darmstadt 2000.

29. Dezember 1170: Die Ermordung Thomas Becket

QUELLE: Edward Grim, *Vita Sancti Thomae, Cantuariensis Archiepiscopi et Martyris*, in: *Materials for the History of Thomas Becket, Archbishop of Canterbury II*, ed. J. C. Robertson, London 1876 (*Rerum Britannicarum Medii Aevi Scriptores* 67), S. 426–440 (lat.), engl. Übers.: *English Historical Documents II (1042–1189)*, ed. D. C. Douglas/G. W. Greenaway, 2. Aufl. London/New York 1987, Nr. 152.

LITERATUR: F. Barlow, *Thomas Becket*, 2. Aufl. Berkeley 1990; S. Jansen, *Wo ist Thomas Becket? Der ermordete Heilige zwischen Erinnerung und Erzählung*, Husum 2002 (*Historische Studien* 465); H. Vollrath, *Thomas Beckett, Höfling und Heiliger*, Göttingen 2003 (*Persönlichkeit und Geschichte*).

25. Juni 1183: Der Friede von Konstanz

QUELLE: Monumenta Germaniae Historica, Constitutiones et acta publica imperatorum et regum I, ed. L. Weiland, Hannover 1893, Nr. 293.

LITERATUR: G. Dilcher, Die Entstehung der lombardischen Stadtkommune. Eine rechtsgeschichtliche Untersuchung, Aalen 1967 (Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte N. F. 7); A. Haverkamp, Der Konstanzer Friede zwischen Kaiser und Lombardenbund (1183), in: H. Maurer (Hg.), Kommunale Bündnisse Oberitaliens und Oberdeutschlands im Vergleich, Sigmaringen 1987 (Vorträge und Forschungen 33), S. 11–44; K. Görlich, Die Ehre Friedrich Barbarossas. Kommunikation, Konflikt und politisches Handeln im 12. Jahrhundert, Darmstadt 2001 (Symbolische Kommunikation in der Vormoderne).

1209: Franz von Assisi bei Papst Innozenz III.

QUELLE: Thomas von Celano, Leben und Wunder des Heiligen Franziskus von Assisi, hg. und übers. von E. Grau, 5. Aufl. Werl (Westf.) 1994 (Franziskanische Quellenschriften 5). Die Reihe »Franziskanische Quellenschriften« hat fast alle wichtigen Texte der franziskanischen Anfangszeit in guten deutschen Übersetzungen herausgebracht..

LITERATUR: H. Grundmann, Religiöse Bewegungen im Mittelalter, 2. Aufl. Darmstadt 1961, zahlreiche Nachdrucke; C. H. Lawrence, The Friars. The impact of the early mendicant movement on western society, London/New York 1994, Nachdruck 1996 (The medieval world); H. Feld, Franziskus von Assisi und seine Bewegung, Darmstadt 1996.

27. Juli 1214: Der Sonntag von Bouvines

QUELLEN: Wilhelm Brito, Gesta Philippi Augusti und Philippidos, in: H.-F. Delaborde (Ed.), Œuvres de Rigord et de Guillaume le Breton 1–2, Paris 1882–85 (altfranz., eine dt. Übers. wichtiger Passagen in: DUBY, Der Sonntag, S. 41–60).

LITERATUR: G. DUBY, Der Sonntag von Bouvines. 27. Juli 1214, Berlin 1988, zahlreiche Nachdrucke; John W. Baldwin, The Government of Philip Augustus. Foundations of French Royal Power in the Middle Ages, Berkeley u. a. 1986 (Taschenbuch 1991); J. Ehlers, Geschichte Frankreichs im Mittelalter, Stuttgart u. a. 1987.

Die 1220er Jahre: Die Anfänge der Inquisition im Languedoc

QUELLE: K.-V. Selge (Hg.), Texte zur Inquisition, Gütersloh 1967 (Texte zur Kirchen- und Theologiegeschichte 4) (lat.); eine kleine Auswahl übersetzter Texte im Appendix von Wakefield, Heresy.

LITERATUR: W. L. Wakefield, Heresy, Crusade and Inquisition in Southern France 1100–1250, London 1974; J. B. Given, Inquisition and Medieval Society. Power, Discipline and Resistance in Languedoc, Ithaca/London 1997, Nachdruck 2001; J. Oberste, Der 'Kreuzzug' gegen die Albigenser. Ketzerei und Machtpolitik im Mittelalter, Darmstadt 2003.

17. Juli 1245: Auf dem Konzil von Lyon setzt Papst Innozenz IV.

Kaiser Friedrich II. ab.

QUELLEN: Das Absetzungsdekret in: J. Miethke/A. Bühler (Hg.), Kaiser und Papst im Konflikt. Zum Verhältnis von Staat und Kirche im späten Mittelalter, Düsseldorf 1988 (Historisches Seminar) (lat./dt. mit Einleitung).

LITERATUR: F. Kempf, Die Absetzung Friedrichs II. im Lichte der Kanonistik, in: J. Fleckenstein (Hg.), Probleme um Friedrich II., Sigmaringen 1974 (Vorträge und Forschungen 16); M. Kaufhold, Interregnum, Darmstadt 2002 (Geschichte Kompakt/Mittelalter); W. Stürner, Friedrich II., Teil 2: Der Kaiser 1220–1250, 2. Aufl. Darmstadt 2003.

1252: Florenz prägt den ersten Goldflorin

QUELLE: Die Münzen selber (häufige Abbildungen in einschlägigen Münzgeschichten); Bericht: Croniche di Giovanni, Matteo e Filippo Villani, Triest 1857 (zum Jahr 1252).

LITERATUR: C. M. Cipolla, Money, Prices, and Civilization in the Medieval World. Fifth to seventeenth Century, Princeton 1956, Nachdruck New York 1967; R. S. Lopez, The Commercial Revolution of the Middle Ages 950–1350, Englewood Cliffs, N. J. 1971, Nachdruck Cambridge 1995; P. Spufford, Money and its use in medieval Europe, Cambridge 1988, Nachdruck Cambridge 1993.

1270er/1280er Jahre: Die Reisen Marco Polos

QUELLE: The book of Ser Marco Polo, the Venetian, Concerning the Kingdoms and Marvels of the East, ed./transl. H. Yule, 2 Bde. London 1871, zahlreiche Nachdrucke; verschiedene (i. d. R. gekürzte) deutsche Ausgaben.

LITERATUR: L. Olschki, Marco Polo's Asia. An Introduction to his »Description of the World« called »Il Milione«, Berkeley u. a. 1960; F. Reichert, Begegnungen mit China. Die Entdeckung Ostasiens im Mittelalter, Sigmaringen 1992 (Beiträge zur Geschichte und Quellenkunde des Mittelalters 15); F. Reichert, Erfahrung der Welt. Reisen und Kulturbegegnung im späten Mittelalter, Stuttgart u. a. 2001.

1284: Der Boykott der Hanse gegen Bergen/Norwegen:

QUELLE: Die Recesses und andere Akten der Hansetage von 1256–1430, Bd. 1, Leipzig 1870, Nachdruck 1991 (mit Zitat der einschlägigen Passage aus der Detmar-Chronik).

LITERATUR: Ph. Dollinger, Die Hanse, 5. Aufl., Stuttgart 1998 (Kröner TB 371); A. von Brandt u. a., Die Deutsche Hanse als Mittler zwischen Ost und West, Köln-Opladen 1963 (Wiss. Abh. der AG f. Forsch. des Landes NRW 27); J. A. Gade, The Hanseatic Controll of Norwegian Commerce during the Late Middle Ages, Leiden 1951.

7. September 1303: Das Attentat von Anagni

QUELLEN: Bericht des William Hundleby, in: Monumenta Germaniae Historica, Scriptorum 28, Hannover 1888, S. 622–626.

LITERATUR: J. Haller, Das Papsttum. Idee und Wirklichkeit, Bd. 5, Stuttgart 1953, zahlreiche Nachdrucke; T. S. R. Boase, Boniface VIII, London 1933 (Makers of the Middle Ages); J. Miethke, *De potestate Papae*. Die päpstliche Amtskompetenz im Widerstreit der politischen Theorie von Thomas von Aquin bis Wilhelm von Ockham, Tübingen 2000 (Spätmittelalter und Reformation, Neue Reihe 16).

26. August 1346: Die Schlacht von Crécy

QUELLE: Geoffrey le Baker, Chronicle, in: English Historical Documents 1327–1485, ed. A. R. Myers, London 1969, S. 77–82 (engl. Übers.).

LITERATUR: J. Sumption, Trial by battle. The Hundred Years War 1, London 1990 (Paperback London 1999); W. M. Ormrod, The Reign of Edward III. Crown and Political Society in England 1327–1377,

New Haven – London 1990, Ndruck 2000; A. Tuck, *Crown and Nobility. England 1272–1461*, 2. Aufl. Oxford 1999.

1348: Die Pest kommt nach Europa

QUELLE: K. Bergdolt (Hg.), *Die Pest 1348 in Italien. Fünfzig zeitgenössische Quellen*, Heidelberg 1989 (dt. Übers.).

LITERATUR: K. Bergdolt, *Der schwarze Tod in Europa. Die große Pest und das Ende des Mittelalters*, 4. Aufl. München 2000; D. Herlihy, *Der schwarze Tod und die Verwandlung Europas*, Berlin 1998, Nachdruck 2000; M. Vasold, *Die Pest. Ende eines Mythos*, Stuttgart 2003.

Ostersonntag 1355: Die Kaiserkrönung Karls IV.

QUELLE: Matteo Villani, *Cronica IV*, Kap. 92 (Triest 1857), eine Zusammenstellung der wichtigsten Berichte im Krönungskapitel von Werunsky, *Der erste Römerzug*.

LITERATUR: E. Werunsky, *Der erste Römerzug Kaiser Karls IV. (1354–1355)*, Innsbruck 1878; E. Widder, *Itinerar und Politik. Studien zur Reisherrschaft Karls IV. südlich der Alpen*, Köln/Weimar/Wien 1993; R. Pauler, *Die deutschen Könige und Italien im 14. Jahrhundert. Von Heinrich VII. bis Karl IV.*, Darmstadt 1997.

20. September 1378: Der Ausbruch des großen abendländischen Schismas

QUELLE: M. Seidlmayer, *Die Anfänge des großen abendländischen Schismas*, Münster 1940 – mit ausführlichem Textanhang, in dem einschlägiges Archivmaterial abgedruckt ist (in lateinischer Sprache).

LITERATUR: *Handbuch der Kirchengeschichte*, hg. v. H. Jedin, Bd. III/2: *Die mittelalterliche Kirche*, Freiburg u. a. 1968, Nachdruck 1999; *Genèse et Débuts du Grand Schisme d'Occident*, Paris 1980; *Die Geschichte des Christentums 6: Die Zeit der Zerreißproben (1274–1449)*, hg. von M. Mollat du Jourdin/A. Vauchez, Freiburg u. a. 1991.

Weihnachten 1414: König Siegmund trifft auf dem Konstanzer Konzil ein

QUELLE: Ulrichs von Richental *Chronik des Constanzer Konzils 1414 bis 1418*, hg. von M. R. Buck, Stuttgart 1882, Ndruck Hildesheim 1971; J. Miethke/L. Weinrich (Hg.), *Quellen zur Kirchenreform im Zeitalter der großen Konzilien des 15. Jahrhunderts 1: Pisa und Konstanz*, Darmstadt 1995 (Ausgewählte Quellen zur deutschen Geschichte des Mittelalters 38a).

LITERATUR: R. Bäumer (Hg.), *Das Konstanzer Konzil*, Darmstadt 1977 (WDF 415); W. Brandmüller, *Das Konzil von Konstanz*, Bd. 1, 2. Aufl. Paderborn u. a. 1999, Bd. 2, Paderborn u. a. 1997 (Konziliengeschichte, Reihe A); K. Schatz, *Allgemeine Konzilien – Brennpunkte der Kirchengeschichte*, Paderborn u. a. 1997 (UTB 1976).

Februar 1429: Jeanne d'Arc trifft auf Karl VII.

QUELLE: Jeanne d'Arc. *Dokumente ihrer Verurteilung und Rechtfertigung 1431–1456*, Köln 1956 (dt. Übersetzung der gekürzten Prozeßakten).

LITERATUR: R. Pernoud/M.-V. Clin, *Johanna von Orléans. Der Mensch und die Legende*, 2. Aufl. Bergisch-Gladbach 1994; F. Gies, *Joan of Arc: The Legend and the Reality*, New York 1981; M. Vale, *Charles VII*, Berkeley 1974.

1429–1452: Lorenzo Ghiberti fertigt die Bronzetüren für das Baptisterium in Florenz

QUELLE: Die Originale der Türen in Florenz, Abbildungen bei Krautheimer, Lorenzo Ghiberti.

LITERATUR: J. Burckhardt, *Die Kultur der Renaissance in Italien*, zuerst Basel 1860, zahlreiche spätere Nachdrucke; R. Krautheimer/T. Krautheimer-Hess, *Lorenzo Ghiberti*, 3. Aufl., Bd. 1–2 Princeton 1982 (2. Taschenbuchauflage Princeton 1990); G. Brucker, *Florenz in der Renaissance, Stadt – Gesellschaft – Kultur*, Reinbek 1990 (engl. Original: *Renaissance Florence*, 1969/1983).

Um 1450: Johannes Gutenberg entwickelt den Buchdruck mit beweglichen Lettern zur Marktreife

QUELLE: Das Helmaspergersche Notariatsinstrument (1455); Brief des Enea Silvio Piccolomini (1455), beide in Kapr, *Johannes Gutenberg*.

LITERATUR: E. L. Eisenstein, *The Printing Revolution in early modern Europe*, Cambridge 1983, zahlreiche Nachdrucke; A. Kapr, *Johannes Gutenberg. Persönlichkeit und Leistung*, 2. Aufl. München 1988; S. Füssel, *Johannes Gutenberg*, 3. Aufl. Reinbek 2003.

12. Oktober 1492: Christoph Columbus erreicht Amerika

QUELLE: Columbus, Christoph, *Dokumente seines Lebens und seiner Reisen*, hg. und eingeleitet von F. Berger, Bd. 1–2, Leipzig 1991.

LITERATUR: W. H. Prescott, *A History of the Conquest of Mexico*, Bd. 1–3, Boston 1843, Nachdruck New York 2000 (Taschenbuch London 2002, dt. Übersetzung München 1979); F. Fernández-Armesto, *Columbus*, Oxford/New York 1991 (Taschenbuch Oxford 1992); U. Bitterli, *Die Entdeckung Amerikas. Von Kolumbus bis Alexander von Humboldt*, 4. Aufl. München 1992, Neuausgabe 1999.

Impressum

Bildnachweis

S. 19: La Ville de Bayeux; S. 27: Bibliotheca Apostolica Vaticana, Rom; S. 31: Acta Sancti Leonis; S. 39: Escorial, Madrid; S. 43: Faksimile Verlag, Luzern; S. 51 unten: Kennet Ruona, Lund; S. 63: Musée Condé, Chantilly; S. 71: Cambridge, Corpus Christi College; S. 75: Erzbischöfliche Diözese und Dombibliothek Köln; S. 87, 123: British Library, London; S. 131: BNF, Paris, ms. fr. 2810; S. 175, 183: Rosgarten-Museum Konstanz; S. 205: Biblioteca Pública Burgos; alle übrigen: Verlagsarchiv.

Bibliografische Information

Der Deutschen Bibliothek

Die Deutsche Bibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.ddb.de> abrufbar.

© 2004 by Jan Thorbecke Verlag
der Schwabenverlag AG, Ostfildern
www.thorbecke.de · info@thorbecke.de

Alle Rechte vorbehalten. Ohne schriftliche Genehmigung des Verlages ist es nicht gestattet, das Werk unter Verwendung mechanischer, elektronischer und anderer Systeme in irgendeiner Weise zu verarbeiten und zu verbreiten. Insbesondere vorbehalten sind die Rechte der Vervielfältigung – auch von Teilen des Werkes – auf photomechanischem oder ähnlichem Wege, der tontechnischen Wiedergabe, des Vortrags, der Funk- und Fernsehsendung, der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen, der Übersetzung und der literarischen oder anderweitigen Bearbeitung.

Dieses Buch ist aus alterungsbeständigem Papier nach DIN-ISO 9706 hergestellt.

Gestaltung:

Finken & Bumiller, Stuttgart

Gesamtherstellung:

Jan Thorbecke Verlag, Ostfildern

Printed in Germany · ISBN 3-7995-0144-4